Natursinn in der deutschen Dichtung

Neue Folge



Wien und Leipzig
WILHELM BRAUMÜLLER





Der

Natursinn

in der

deutschen Dichtung

Neue Folge

Der

Natursinn

in der

deutschen Dichtung

Neue Folge

(Von Lenau bis auf unsere Tage)

Von

Julie Adam



Wien und Leipzig

Wilhelm Braumüller

K. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler

1908

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Motto:

„Der Wert der anderen Künste soll nicht verkannt werden. Jede hat ein Gebiet, worin es ihr eine andere nicht nachtun kann. Aber die Dichtkunst ist doch die reichste unter allen und sie ist auch die tiefste. Sie erschließt das Reich des Sichtbaren wieder, mit dem Wort aber offenbart sie zugleich das geistige Leben. Und indem sie so die ganze Welt gewinnt, gibt sie ihr das ideale Licht einer höheren Harmonie. Darin hat sie einen Umfang und eine Tiefe wie keine andere Kunst."

Friedrich Theodor Vischer.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit erhebt keineswegs den Anspruch auf eine kritische oder literaturpsychologische Untersuchung der Geschichte des modernen Naturgefühles. Die Voraussetzungen des Einfühlens in die Natur und das Entstehen eines Landschaftsbildes in der Seele des Schauenden als ihr Produkt, beziehungsweise das ihrer Denkformen, die Bedeutung der Assoziationen und der Erinnerung u. a. m. konnte natürlich nur andeutungsweise berührt werden. Es lag das überhaupt nicht in den Zielen dieses bescheidenen Versuches, der doch in erster Linie mit den gewählten Proben selbst die verschiedenen Helligkeitsstufen des modernen Natursinns fühlbar machen will.

Das Buch ist für weitere Kreise bestimmt und für alle, denen die Erlebnisse des Dichters an der Natur wertvoll und bedeutsam erscheinen. Vielleicht mehrt es die Zahl der Freunde unserer herrlichen deutschen Naturpoesie.

Auch an höheren Lehranstalten dürfte es mit Nutzen verwendet werden können.

Wien, im Dezember 1907.

Julie Adam.

„Und wenn du vielleicht sagen willst, daß ich die nämliche Welt sehe, die einst du gesehen, so irrst du wieder, denn erst der schauende Blick ist es, der die Runde formt und gestaltet. Und weil ich mit andern Augen in die Welt sehe, so sehe ich auch eine andere Welt."

Aus „Nachdenkliche Geschichten"
von Oskar Blumenthal.

I.

Diese „Andere Welt" ist seit der klassischen Zeit deutscher Dichtung viel mannigfaltiger geworden. Novalis' Weissagung ging in Erfüllung: „Man ist dahin gekommen, die Naturkräfte zur Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erscheinungen in Bewegung zu setzen, auf der Natur selbst wie auf einem großen Instrumente zu phantasieren." Trotzdem entzifferten die Menschen nur wenige Worte des geheimnisvollen Schöpfungsbuches. Aber die Art zu schauen ist eine andere geworden. Der Sinn für reizvolle Einzelschönheiten hat der Kunst neue Bahnen gewiesen, der Dichtung förmlich eine Welt erschlossen. Außerdem machte sich der Einfluß Goethes und der der Romantiker, immer mehr fühlbar.

Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau 1802—1850) wird in der Naturbeseelung nur von Goethe übertroffen; und immer und überall kommt bei ihm der förmlich zur Leidenschaft gesteigerte Drang, das All in die innigste Beziehung zur eigenen Persönlichkeit zu setzen, zum Ausdruck. — „Meine Poesie lebt und webt in der Natur", schrieb Lenau am 17. März 1832 an seinen Schwager Schurz. In einem anderen Briefe sagt er: „Die Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz, nach dem Reize, den die Natur für mich hat." Bald schienen den hochgespannten Erwartungen des Dichters die europäischen Landschaften zu wenig großartig, er reiste nach Amerika, „um den Niagarafall rauschen zu hören". Nach seiner Ankunft dort schrieb er: „Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, da ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den äußeren Anblick des Erhabenen in

mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben, das Atlantische Meer und die österreichischen Alpen, doch möchte ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen." In Amerika fand Lenau nicht die Befriedigung, die er suchte: „Die Natur ist hier so entsetzlich matt. Hier gibt es keine Nachtigall, überhaupt keinen wahren Singvogel. Der Natur wird es hier nicht so wohl ums Herz, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüt und keine Phantasie und kann ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben." *) Man sieht, wie fest Lenaus Herz mit der Heimat verwachsen war. Dort schien ihm das Antlitz der Natur einem geliebten Menschengesicht zu gleichen, hier starrte es ihn mit hohlen leeren Augen an. Es lag schon viel Krankhaftes in diesen Gefühlen, der Anfang des traurigen Endes. Aber sogar in der Zeit vollständiger geistiger Umnachtung, als Lenau am 13. Mai 1847 zu Schiff von Regensburg nach Linz gebracht wurde, freute er sich noch an der Natur und rief, durch das runde Schiffenster blickend: „Hochgebirg! wirklich? — Eine Wiese, eine grüne Wiese!" —

Lenau war sehr musikalisch, er spielte die Geige meisterhaft, besonders die schwermütigen Weisen, die er in der Jugendzeit von den Zigeunern auf der Puszta gehört. Nach ihnen stimmte er viele seiner Lieder. Und überall spricht die Natur mit, immer inniger schmiegt er sich an sie, immer flehender werden seine Worte. Dann kommen Stunden, wo sie ihm trügerisch erscheint, wo er sich von ihr losreißen will, wie von einer treulosen Geliebten.

Für Lenaus eigenartiges Verhältnis zur Natur ist das Gedicht „Der schwarze See" am bezeichnendsten. Wollte man aber dem Dichter vollkommen gerecht werden, so müßte man sie alle bringen: Die Schilf- und Waldlieder, die Heidebilder und die Reiseblätter und viele Stellen aus dem Faust.

Der schwarze See.
(Von N. Lenau.)

Die Tannenberge rings den tiefen See umklammern
Und schütten in den See die Schatten schwarz zusammen.

Der Himmel ist bedeckt mit dunklen Wetterlasten,
Doch ruhig starrt das Rohr und alle Lüfte rasten.

*) Aus einem Briefe an Emilie Reinbach vom 5. März 1833.

Sehr ernst ist hier die Welt und stumm in sich versunken,
Als wär' ihr letzter Laut im finstern See ertrunken.

Als wie ein Scheidegruß erscheint mir diese Stille,
Ein stummes Lebewohl, ein düstrer letzter Wille.

Sehr ernst ist hier die Welt und mahnt das Erdenweh,
Des Herzens letzten Wunsch zu werfen in den See.

O Hoffnungen, hinab! zerriss'ne Traumgeflechte!
O Liebe, süßer Schmerz der schlummerlosen Nächte!

Ihr habt mein Herz getäuscht; nicht heilen wird die Wunde,
Doch hab' ich noch die Kraft, zu stoßen euch zum Grunde. —

Der Wind wacht auf, ich seh' ihn durch's Gewässer streichen;
Will denn sein Hauch das Herz mir noch einmal erweichen?

Das Schilf am Ufer bebt und flüstert mir so bange,
Im Winde bebt der Wald am steilen Uferhange.

Ich höre kommen dich, Natur! dein Mantel rauscht,
Wie der Geliebten Kleid, wenn ich nach ihr gelauscht;

Willst du denn noch einmal an meinen Hals dich hängen?
Ins Elend locken mich mit schmeichelnden Gesängen?

Es schwillt der Wind zum Sturm, es zucken Blitze wild,
Den schwarzen See durchglüht ihr schnell verzitternd Bild;

Sie leuchten durch den See, wie aus beglückten Tagen
Durch mein verfinstert Herz Erinnerungen jagen.

Sie rufen mir: o Tor, was hat dein Wahn beschlossen!
Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen!

Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
So mußt du selber dich in seine Fluten senken!

Heidebilder.*)

(Von N. Lenau.)

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermut-mattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzelt manchesmal,
— So blinzeln Augen, wenn sie weinen wollen —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

*) Die Heide bei Altenburg in Ungarn mischte Lenau die Farben zu diesen Bildern.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Abendbilder.

(Von N. Lenau.)

Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde;
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämmerung zarte Verhüllung und sie
Lächelt, die holde;
Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr und es weht sein Odem
Über ihr Antlitz.

Stimme des Regens.

(Von N. Lenau.)

Die Lüfte rasten auf der weiten Heide,
Die Disteln sind so regungslos zu schauen,
So starr, als wären sie aus Stein gehauen,
Bis sie der Wandrer streift mit seinem Kleide.

Und Erd' und Himmel haben keine Scheide,
In eins gefallen sind die nebelgrauen,
Zwei Freunden gleich, die sich ihr Leid vertrauen
Und mein und dein vergessen traurig beide.

Nun plötzlich wankt die Distel hin und wieder
Und heftig rauschend bricht der Regen nieder,
Wie laute Antwort auf ein stummes Fragen.

Der Wandrer hört den Regen niederbrausen,
Er hört die windgepeitschte Distel sausen;
Und eine Wehmut fühlt er nicht zu sagen.

Lenz.

(Von N. Lenau.)

Die Bäume blühn,
Die Vöglein singen,
Die Wiesen bringen
Ihr erstes Grün.

Schier tut's mir leid,
Zu treten die Erden
Und ihr zu gefährden
Ihr neues Kleid.

Sie hat nicht acht,
Ob Knospen springen
Und Frühlingssingen
Mich traurig macht.

„Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach' ich: Was lachst du mir? Zieh hin, vermähle,
Du Klarer, dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltere du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen rot, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund, und seine Stirne kühle!

Das Schönste deiner Fluren sollst du erlesen,
Ans Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er genesen."

So bat der Freund für den Freund. Anastasius Grün für Lenau. Grün und Lenau! Die Liebe des Starken, in sich Gefestigten, zu dem Schwachen, Haltlosen. Denn Anton Alexander Graf Auersperg (1806—1876) war in jeder Beziehung das Gegenteil des schwermütigen Lenau: ein Mann voll Tatendrang und Lebenskraft. Seine Verse sind schön gegliedert und durch prächtige Bilder belebt, die er häufig der Natur entnahm.

Auch Alexander Graf von Württemberg (1801—1844), war mit Lenau innig befreundet. Seine Lieder sind fast verschollen und doch ist gerade er in der Naturbeseelung besonders glücklich. („Lieder des Sturmes", „Waldbilder".)

Friedrich Gruppes schönes Gedicht „Winterbild" hat mit Württembergs „Waldliedern" die ruhige Klarheit der Sprache gemein.

Carlopagos (Karl Ziegler) „Lieder aus dem Walde" zählen zu den besten, die die deutsche Literatur kennt. Und sie ist doch so unendlich reich an Waldliedern.

In ähnlicher Art wie Carlopagos „Herbst" bringt Adalbert Stifters „Herbstabend", die schwermütige Stimmung der Landschaft zum Ausdruck.

In Veldes.

(Von A. Grün.)

1. Ausblick.

Du grünendes Tal, du kristallener See,
Du liebliches Eiland mit blinkendem Kirchlein,
Ihr trotzigen Felsen, ihr lauschigen Forste,
Die ihr mir Aug' und Sinne umstrickt,
O, löst mir das Rätsel und nennt mir das Wunder,
Womit ihr das Herz auch in Wonnen berauscht,
Den Geist auch in fesselnden Zauber mir bannt?

Dort ragt empor, hoch über den Seinen
Triglav, der uralte, das heilige Dreihaupt,
Mit weithin leuchtender Zackenkrone,
Der erste, der morgens den Purpur trägt,
Der letzte, der abends ihn fallen läßt,
Der Urahn eines Geschlechts von Giganten,
Vom Silberbart die athletische Brust,
Von eisigen Locken die Schultern umwallt,
Die Stirne getaucht in sonnige Glorie,
Doch auch umflort von ziehenden Wolken,
Wie von den Schatten tiefernster Gedanken.

Und wie zum festlichen Rate versammelt,
Umstehen den Altvater die Hünengestalten
Von Söhnen und Enkeln und Enkelkindern,
Die Berge und Hügel in faltigen Mänteln
Der Wälder mit blumengesticktem Saum;
Darunter schon Greise mit Schnee auf den Häuptern,
Doch Knochen von Marmor und Mark von Erz....

Liebfrauenkirche.

Tönend fließt im See die Welle,
Kähne schaukeln in den Rieden,
Auf der Insel die Kapelle
Blinkt aus grünem Waldesfrieden.

Ihre Glockenrufe gleiten
Zitternd über Wellenkreise,
Ringen tönend in die Weiten,
Sterben dann verhallend leise,

Daß die Schwalben, die da fliegen,
In Musik die Schwingen baden,
In Musik sich lieblich wiegen,
Schifflein auf den Wellenpfaden.

Bald wie Sehnsucht, bald wie Klagen
Kommt der Glockenton gezogen,
Jetzt ein schüchtern stockend Fragen,
Jetzt der Hoffnung voll'res Wogen.

Wunderfeines, eignes Klingen,
Als ob Fühlen im Metalle!
Um zum Herzen so zu dringen,
Pocht ein Herz wohl in dem Schalle....

Waldsee.

(Von A. Grün.)

Da ruhst du, stiller See, im Waldesbette,
Engherzig, selbstisch, unserm Weh verschlossen! —
„Weit übers Land war einst mein Born ergossen,
Jed' irdisch Leiden spiegelnd um die Wette.

Da, zu entfliehn den Schmerzensbildern, flossen
Die Wasser scheu zu engbegrenzter Stätte,
Mir folgt', als ob ein lieblich Los uns kette,
Der Wald, und stellt' ums Ufer seine Sprossen.

Sein grüner Frieden deckt mich mit dem Schilde;
Der Schmerz doch geht ins kleinste Haus zu Gaste;
Sieh dort das Nest am dürren Zweige beben!

Bewegung und Erstarren, Tod und Leben,
Die Weltgeschichte spiegl' ich in dem Aste
Und sinn' in meinen Tiefen nach dem Bilde.“

Waldbilder.

(Von A. von Württemberg.)

Erlen.

Am kühlen Waldbach ruht' ich gern,
Umsäumt von schlanken Erlen,
Sah von den Blättern Stern für Stern
Des Taues Tropfen perlen.

Es sing der kleine Bach im Lauf,
Ein muntrer loser Knabe,
Hell lachend mit den Wellen auf
Die reiche Elfengabe.

Zum Vater aus des Waldes Laub
Eilt er, dem ernsten Flusse,
Und bringt ihm seinen leichten Raub
Mit leisem Wellenkusse.

Der Alte brausend vorwärts dringt
Im wilden Freiheitstraume —
Bis ihn zusamt dem Sohn verschlingt
Das Meer im Wellenschaume....

Buchen.

Am Buchenwalde stand ich oft;
Es warf auf grüne Matten
Der bleiche Mond gar unverhofft
Des Waldes dunkle Schatten.

Es spielte leicht der Abendwind
Mit Mondenschein und Buchen;
In Wolken kroch der Mond geschwind —
Dort mag der Wind ihn suchen.

Nun jagt der Wind in schnellem Flug,
Ein lustiger Geselle,
In einem dunkeln, langen Zug
Die Wolken von der Stelle.

Wie blickte da so bleich und matt
Der Mond zur Wiese nieder!
Der Wind mit Buchenzweig und Blatt
Begann das Necken wieder.

Winterbild.

(Von F. Gruppe.)

Die Morgennebel wallen nieder,
Es hebt der Wald sich aus dem Duft,
Kein Hälmchen wankt, am Halsgefieder
Des Vogels spielt kein Hauch der Luft.

Kein Laut erschallt: es würden fliegen
Die lockern Flocken von dem Baum,
Die auf den kleinen Ästchen liegen
Und auf schlafmüder Vögel Flaum.

Nun schreitet einsam, scheu und leise
Und sieht sich um das junge Reh —
Behutsam auf des Waldbachs Eise
Und drückt die Spur in dünnen Schnee.

Der Jäger, der weit drüben lauert,
Horcht nur der Waldesstille zu
Und setzt, da's ihm zu lange dauert,
Den schon gespannten Hahn in Ruh.

Im Hochwald.

(Von Carlopago.)

Durch Riesentannen schreit' ich hin
In des Hochwalds Einsamkeit,
Das einzige lebende Wesen bin
Ich ringsum weit und breit.

Es dröhnt durch die schweigende Stille hier
Nur der Hall von meinem Tritt,
Als zöge unsichtbar zur Seite mir
Ein stummer Genosse mit.

Bist du die Straße zum Sarkophag,
Du Pfad durch die Einsamkeit,
Du tönender Fall, der Pendelschlag
Der mit mir schreitenden Zeit?

Im Herbst.

(Von Carlopago.)

Wer könnte wandeln den Waldessteig,
Wenn der Herbst entblättert das wirre Gezweig
Und könnte die fallenden Blätter sehn,
Die still von den Bäumen herunterwehn,
Die den Fuß ihm umrauschen tief und dicht
Und gedächt' in trüber Erinnerung nicht
Der entflohenen Freuden und Wonnen all,
Die ihm auch entsanken im herbstlichen Fall?

Wenn über den Wald dann der Nebel streicht,
Auf die Blätter rieselnd so leis' und leicht,
Daß die bunten Leichen voll Perlen stehn,
Wer meinte nicht Tränen schimmern zu sehn,
Die die Wehmut still aus dem Nebelgrau
Herniederweint auf die Waldesau,
Auf die Blätter herab in den öden Hainen,
Wer könnte das sehen und müßte nicht weinen?

Herbstabend.

(Von A. Stifter.)

Der Herbstwind weht durch falbe Auen,
Das Abendrot ist blaß und kalt,
Zwei halberblichene Sterne schauen
Hernieder auf den Tannenwald.

Zerstörte Wolkenbilder ziehn
Vereinzelt durch den Himmel hin
Und kalte Abendnebel wehen
Von jenen ausgestorbnen Höhen
Und was das Auge keimen sah,
Zerstört ist's oder ist erkranket,
Nur in den Stoppeln hie und da
Noch ein vergessenes Hälmchen wanket.
Das Abendglöcklein tönt von ferne,
Wehmütig schwellt das Herz mir an,
Die Astern sehen mit traurigem Sterne
Aus diesem Blumenbeet mich an.
Und wie des Ostes feuchter Hauch
Die Blätter regt am Fliederstrauch,
So flüstert es wie eine Klage
Um längstvergangne Friedenstage.
Und fröstelnd bricht die Nacht herein;
Und Nebel dehnt sich dort am Teiche
Und hüllt die tristen Gründe ein
Wie weiße Tücher eine Leiche.

Johann Gabriel Seidl (1804—1875) reicht in den Balladen „Hans Euler“, „Das Glöcklein des Glücks“ u. a., fast an Uhland heran. In die erstere flocht er eine Beschreibung Tirols ein, die zu den besten ihrer Art zählt. Seidl war ein warmherziger Poet und als solcher wohl selbstverständlich ein großer Naturfreund. Er liebte es, an schönen Frühlingstagen in den Praterauen zu lustwandeln, besonders zur Zeit, wenn die tiefblauen Sternchen der Praterblume, der Scilla bifolia, und die Veilchen aus dem Grase hervorlugen. Das Titelblatt der Sammlung von Seidls schönsten Liedern, „Bifolien“, ziert ein Sträußchen der Lieblingsblumen des Dichters und darunter stehen folgende Verse:

„Zwei Blätter an einem Stiele,
Das ist der Bifolien Art,
So ist mit dem epischen Blättchen
Hier immer ein lyrisch gepaart.

Gut! — aber wo ist die Blüte?
Wirft wohl ein Kenner mir ein;
Die Blüte soll die Empfindung,
Die draus euch anspricht, sein!“

Karl Egon Ebert und Johann Gottfried Ritter von Leitner nahmen sich ebenfalls Uhland zum Vorbild. In Eberts „Wlasta“, einem böhmisch-nationalen Heldengedicht, rühmte sogar Goethe die Art, wie der Dichter den landschaftlichen Hintergrund gezeichnet hat.

Im Walde.

(Von J. G. Seidl.)

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir selbst oft überlassen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn,
Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen scheinen mir zu leben,
Voll Ernst auf mich herabzusehn
Und mit der Blätter leisem Beben
Vernehmlich mir ins Ohr zu wehn:
„Wie wagst du's unter alten Leuten,
Du junges Blut, so keck zu schreiten?

Wir stehen da seit längren Jahren,
Als sie dir einer zählen mag!
Wo warst du noch, als wir schon waren?
Wo trifft dich unser letzter Tag?
Du wagst uns lächelnd anzublicken?
Uns dünkt, du sollst dich vor uns bücken!“

Und wenn mir solches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut
Und schleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrenes junges Blut;
Sie scheinen dann mit mildem Fächeln
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln.

Die wandelnde Linde.

(Von J. G. Seidl.)

Es muß doch den Bäumen recht weh geschehn,
So immer auf einem Fleck zu stehn —
Wie lustig wär's für sie zu wandern
Von einem Nachbarn zu dem andern.

Dann, meine geliebte Linde, du,
Die oft mich beschattet in meiner Ruh',
Dann könntest du auch weiter schreiten
Und, wenn du wolltest, mich begleiten.

Du wolltest wohl auch, denn du kennst mich ja,
Standst oft meinem Sinnen und Träumen nah;
Gewiß, du hieltest oft am Morgen
Dich hinter meinem Haus verborgen.

Und schritt ich ahnungslos vors Tor,
So trätst du rauschend rasch hervor
Und schütteltest mir einen Regen
Von Blütenflaum als Gruß entgegen.

Geschmeichelt durch meinen getreuen Sinn
Zögst du gewiß oft mit mir dahin
Und wölbtest, wenn der Mittag schiene,
Dich über mir zum Baldachine.

Und läg' ich dereinst im stillen Grab,
So schrittest du wohl von der Wies' herab,
Um meines Hügels kahlen Rücken
Als lebend Grabmal mir zu schmücken!

Wlasta.

(Von K. E. Ebert.)

Die Nacht wird lichter, dünner, das Schwarz verfließt in Grau,
Es rauchen hoch die Berge, es dampfen Feld und Au;
Es wogen zwischen Himmel und Erde trüb und schwer
Zerriss'ne Wolkenbilder in schwanken Zügen umher.

Die mächt'gen Tannenwälder, noch halb in Nacht gewebt,
Errauschen in den Wipfeln, vom Morgenwind belebt.
Seitab nimmt eine Wolke den Mond ins Dunkel auf,
Gegenüber zieht allmählich die Dämmerung herauf.....

Ermunterung.

(Von K. E. Ebert.)

Die Lerche steigt, ein verkörpertes Lied
Hell klingend gen Himmel, dahin es zieht
Und selig wirbelt sie in den Höhn:
„Die Welt ist schön!“

Der Strahl des Morgens erweckt die Blum',
Auf schließt sie ihr duftendes Heiligtum,
Aus offenem Kelche die Düfte wehn:
„Die Welt ist schön!“

Im flüssigen Silber, im schimmernden Bach,
Eilt flüchtig die Welle der Welle nach,
Sie netzen das Ufer mit sanftem Getön:
„Die Welt ist schön!"

Was stehst du Mensch mit düsterem Blick
Und schaust in die finstere Brust zurück?
O, wolle den Jubel doch ringsum sehn,
Die Welt ist so schön!

Im Frühling.

(Von J. G. v. Leitner.)

Horch, wie die Vögel singen
In heitrer Frühlingsluft,
Laß dich zur Ruhe bringen,
Du wilde, bange Brust!
Sieh, jeder Zweig am Baume
Ist nur ein Hochzeitsstrauß;
Du dachtest dir im Traume
Kein schön'res Eden aus.

Was denkst bei grünen Wasen,
Da unten ist das Grab!
Brich lieber aus dem Rasen
Die schönen Blumen ab!
Erfreut dich nun beim Binden
Des Blütenreises Glanz,
Dann mag er keck sich winden
Zum düstern Totenkranz.

Sieh nur einmal vorunter,
Wie tut das Würmelein,
Es spinnt und webet munter
Und sargt sich fröhlich ein.
Schau über dich! Es schaukeln
Die Blüten sich am Ast
Und welken sanft und gaukeln
Herab zur grünen Rast.

Drum, spricht geheime Ahnung
Zu dir im jungen Mai
Mit wehmutsvoller Mahnung,
Als ob's dein letzter sei:
Nun denn, genieße innig,
Was dieser Lenz noch beut,
Wie man sich still und sinnig
Am Abendrot erfreut!

Ludwig August Frankl Ritter von Hochberg (1810—1894) kannte das feine Gefüge der deutschen Sprache sehr genau. Darum gelang ihm die Wiedergabe von Naturstimmungen besonders gut.

Justus Freys (Andreas Ludwig Jeitteles) Gedichte sind nicht so formvollendet wie jene Frankls, aber ebenso tief empfunden.

Asyl.

(Von L. A. Frankl.)

Wenn du ein tiefes Leid erfahren,
Tief schmerzlich, unergründlich bang,
Dann flüchte aus der Menschen Scharen,
Zum Walde richte deinen Gang.

Die Felsen und die Bäume wissen
Ein Wort zu sagen auch von Schmerz;
Der Sturm, der Wind, hat oft zerrissen
Die Felsenbrust, des Waldes Herz.

Sie werden dir kein Trostwort sagen,
Wie hilfereich die Menschen tun,
Doch wird ihr Echo mit dir klagen
Und wieder schweigend mit dir ruhn.

Nachtlied.

(Von L. A. Frankl.)

Auf des Teiches leisen Wellen
Spielt des Mondes heller Schein,
Senken an den Uferstellen
Weiden ihre Schatten ein.

Sanftgezogne Silbergleise
Durch die Fläche führt ein Schwan,
Und ein Ölbaum wehet leise
Süß betäubend Duft heran.

Im Freien.

(Von J. Frey.)

Wie fühl' ich umgewandelt mich
In deinem Arm, Natur!
Der Seele düstrer Nebel wich
Bis auf die letzte Spur.

Ich trinke mich mit Kindeshast
An deinen Brüsten satt
Und ledig bin ich aller Last,
Die mich gepeinigt hat.

Wenn ich in meiner Stube bin,
Ist mir das Herz so schwer,
Gespenstisch flattert um den Sinn
Der Sorgen bleiches Heer.

Es fesselt mir, ich weiß nicht was,
Den freien Atemzug;
Bald wünsch' ich dies, bald wünsch' ich das
Und nie und nie genug.

Ich achte nicht, was Gott mir gab,
Nicht mein beschieden Teil:
Die Sterne riss' ich gern herab,
Im Fernsten such' ich Heil.

Du zähmst im Busen wunderbar
Die wilde Leidenschaft;
Die Brust wird leicht, die Zunge wahr,
Das Auge sonnenhaft.

Du predigst laut Bescheidenheit
Und lehrst genügsam sein;
Dein Wirken nur ist Wirklichkeit
Und alles andre Schein.

Josef Emanuel Hilschers (1806—1837) Gedichte versteht nur derjenige richtig zu würdigen, der seinen Lebensgang, sein trauriges Schicksal kennt. Sie sind zart und lieblich und trotz mancher Härten und Unsicherheiten der Form von einer künstlerischen Geschlossenheit, die man bewundern muß.*)

Auch Walpurga Schindl (das Bogner Burgel), die Tochter des Bognerwirtes in Absam bei Hall in Tirol, war eine Naturdichterin von seltener Begabung.**)

Bild der Unschuld.
(Von J. E. Hilscher.)

Seht im Bilde, wie die Tugend
Bei der Unschuld sich gestaltet,
Wenn sich in des Jahres Jugend
Still des Veilchens Reiz entfaltet.

*) Käthe Strunz: „Aus dem Leben eines vergessenen Dichtersoldaten."
**) Alois Brandl: „Erzherzogin Sophie von Österreich und Walpurga Schindl."

Von des Himmels reinem Blaue
Nimmt es Farben an und nährt
Sich bescheiden von dem Taue,
Der auch Disteln wird gewährt.

Ist zu wachsen nicht bemüht,
Will sich nicht dem Lichte zeigen,
Aber wo es heimlich blüht,
Kann's der feine Duft verschweigen?

In der Laube.

(Von J. E. Hilscher.)

Sei mir gegrüßet, schattiges Gemach!
Und nimm gefällig auf den Langbekannten.
Wie oft, wenn heiß des Sommers Strahlen brannten,
Hing ich in dir geliebten Träumen nach!

Du sahst beglückt mich manchen frohen Tag;
Das ist vorbei. Gleich einem Strengverbannten,
Von dem sich Lust und Liebe treulos wandten,
Nah' ich dir jetzt. Erinnerung wird wach.

Ich sehe ganz dich wie zum ersten Male:
Noch fällt der Quell herab in seine Schale,
Noch senken sich dieselben Zweige nieder.

Gefroren war die Quelle, nackt der Ast.
Und sieh! er grünt, sie sprudelt ohne Rast.
Kommt das Verlorene mir auch noch wieder?

Die Frühlingsquelle.

(Von W. Schindl.)

Liebe Quelle, sei gegrüßt!
Glaubte schon, du seist verglommen,
Als du an das Tageslicht
Wie ein Strahl hervorgekommen.

Kam uns still und öde vor,
Als dein Rauschen war verschollen,
Als hätte sich von unserm Tal
Eine Freude fortgestohlen.

Sprich, wie konntest deinen Weg
Aus den moosumfangnen Schlünden,
Aus der Wälder tiefer Nacht
Neuerwacht du wieder finden?

Robert Reinicks (1802—1852) Lieder sind von reizender Natürlichkeit und haben immer einen warmen innigen Grundton.

Franz Kugler (1800—1888) zählt gleichfalls zu jenen Dichtern, die unmittelbar aus der Quelle der Naturpoesie schöpfen: aus der Seele des Volkes. Von seltener Lieblichkeit ist die Tangermündische Sage: „Jungfrau Florenz".

Alexander Kaufmanns „Der Lenz" und Julius Sturms „Stillbeglückt" und „Aus der Kindheit" sind ob ihrer schlichten Anmut Reinicks Gedichten ähnlich.

Franz Dingelstedts „Herbstlied" und Adolf Böttgers „Junker Herbst" gehören zu den besten allegorischen Dichtungen dieser Zeit.

Sängerpflicht.
(Von R. Reinick.)

Willst du von dem Lenze singen
Recht aus voller Sängerbrust:
Wie die Lerche mußt du schwingen
Dich hinein in seine Lust,
Mußt dich unter Blüten strecken,
Daß sie dicht dein Haupt umdüften,
Mußt die Brust den Winden lüften:
Alle Sinne dir zu wecken,
Alle Gluten dir zu kühlen, —
Du mußt fühlen!....

Heraus.
(Von R. Reinick.)

Ging unter dichten Zweigen
Am Morgen im grünen Wald;
Der Vögel lust'ger Reigen
Von allen Wipfeln schallt!

Und riefen all einander:
„Heraus, wo Vöglein sind,
Zu singen miteinander
In den kühlen Morgenwind!"

Da hat's auch mir geklungen
Tief in die Brust hinein,
Da hat sich's drin geschwungen,
Als wär's ein Vögelein.

Und ist ein Vogel drinnen,
So flieg' er frei heraus
Und ist ein Lied darinnen,
So zieh' es fröhlich aus!

Jungfrau Florenz.

Tangermündische Sage.
(Von F. Kugler.)

„Guten Morgen, du Sonntagsglockenschall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr so blitzender Perlen Zier,
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

Ich will mir winden einen schönen Kranz —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

Doch die Blumen im Garten sind viel zu bunt,
Die Christusstirne, die ist ja wund,
Ich will hinab auf die Wiese gehn,
Wo stillere kühlere Blümlein stehn.

Und drüben, da zieht sich der duftige Wald —
Wie der Amsel Flöten so lockend erschallt!
Waldblumen sie tragen seltsamlich
Gar heilende lindernde Kraft in sich.

Wie ist es im Walde so heimlich und still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzelein, ei, wie hüpft ihr so flink?
Was schaust mich an, du listiger Fink?"....

Der Lenz.

(Von A. Kaufmann.)

Mir ist, als käme der Lenz,
Der treue Freund, gegangen,
Dem seit so langer Zeit
Ich nicht im Arm gehangen;
Ich hab' so manches ihm
Zu sagen und zu klagen,
Da sich des Trüben viel
Zutrug in diesen Tagen.

Ich hab' ihm Freundestod
Und Landesnot zu künden,
Er aber winkt mir still
Zu den erwachten Gründen:

Da blühen Blumen auf,
Da funkeln lichte Quellen,
An jeder Birke sieht
Man frische Keime schwellen.

Die Vögel singen hell,
Die fröhlichen Genossen,
Tiefblaue warme Luft
Hat rings das Land umflossen.
Da hab' ich selig still
Bei meinem Freund gesessen,
Bis ich an seiner Brust
Mein ganzes Leid vergessen.

Stillbeglückt.

(Von J. Sturm.)

Der Vogel singt
Und fragt nicht, wer ihm lauscht;
Die Quelle rinnt
Und fragt nicht, wem sie rauscht;

Die Blume blüht
Und fragt nicht, wer sie pflückt:
O sorge, Herz,
Daß gleiches Tun dir glückt.

Aus der Kindheit.

(Von J. Sturm.)

Ein Hügel war's, wo ich im Gras
Zur Sommerzeit am liebsten saß
Als frohes Kind allein; —
Weit um mich her die grüne Au
Und über mir nur tiefes Blau
Und goldner Sonnenschein.

Da schwärmten Falter mir vorbei,
Und fleiß'ge Bienen summten frei
Mir um das blonde Haar;
Goldkäfer stellten oft sich ein
Und Grillen musizierten fein
Zum Tanz der Mückenschar.

Und wenn der Tag zu Rüste ging,
Wie selig da mein Auge hing
An Wolken goldumsäumt!
O, das war tiefe Poesie,
So lebensvolle, wie ich nie
Mir je als Mann erträumt!

Herbstlied.

(Von F. Dingelstedt.)

Seh' ihn durch die Wolken streichen
Stürmischschnell und schwarzgeballt;
Hör' ihn seufzen in den Eichen,
Auf verwelkten Blättern schleichen,
Brausen durch den bangen Wald.

Letzte Blume liegt im Staube,
Letzte Sonne wärmt sie mild;
An der dürren Rebenlaube
Zittert die vergeßne Traube
Und die Wasser schwellen wild.

Rasch ein letztes Lied gesungen,
Eh das Leben ganz entwich,
Eh in grauen Dämmerungen
Winter alles kalt verschlungen,
Lieder, Blumen, Herbst — und mich.

Junker Herbst.

(Von A. Böttger.)

Der Junker Herbst im Jagdgewand,
Den blanken Eschenspeer zur Hand,
Zieht durch Gebirg und Felder,
Der Pfeil zuckt von der Sehne schnell,
Bei Hussaruf und Hundsgebell,
Durchkeucht der Hirsch die Wälder.

Wild durch der Eichen alten Forst
Zum adlerhohen Felsenhorst
Schwingt er behend die Glieder.
Hält Rast dann auf dem moos'gen Block,
Schwingt Weinlaub in des Haars Gelock
Und blickt ins Tal hernieder.

Und wo ins Tal sein Auge schaut,
Erglänzen Früchte schmelzbetaut,
Schwillt blau am Stock die Traube;
Und wie er spricht ein einzig Wort,
Fliegt rasch das Grün der Blätter fort
Und Scharlach hängt am Laube.

Schlau lächelnd stößt er dann ins Horn
Und stürmt aufs neu' durch Busch und Dorn
Vom felsgetürmten Gipfel.
Auf seinen Ruf dahergebraust
Kommt Sturm, der Jagdgesell, und saust
Das Laub von Zweig und Wipfel.

Friedrich von Sallet (1812—1842) war ein treuer Jünger Goethes und etwas von dem Geiste des Gewaltigen weht uns aus einer der schönsten Dichtungen des schlesischen Poeten entgegen, aus „Das Volkslied“. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, den Sallet hier verfolgte: die Entstehung des Volksliedes unmittelbar aus der Natur heraus.

Das Volkslied.
(Von F. v. Sallet.)

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald;
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er ans Lieb gedacht,
Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht:

Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
Die Nachtigall muß schlagen;
Als ich ihre roten Wangen gesehn,
Da mußt' mein Herze schlagen.

Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
Das Waldlaub muß erzittern;
Und als die Liebste sprach und sang,
Fühlt' ich mein Herze zittern.

Erdbeeren rot erglühn im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte.
Gern küßt' ich ihren roten Mund,
Gern flög' ich durch die Lüfte.

Die Wolken ziehn von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen sie eilen?
Ihr, meine Gedanken, was fliegt ihr fort?
Mögt hier im Wald nicht weilen?

Im Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn abends die Sonn' muß scheiden,
Das Weinen mir sehr nahe war,
Da ich sie mußte meiden.

Und nachts da blinken weit und breit
Am Himmel tausend Sterne:
„Mein Liebchen, ach! das ist gar weit,
Mein Liebchen ist gar ferne!“

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,

Bis, wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit freiem Mute
Es nachzusingen an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor;
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn ins Ohr,

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang, so gut ihr's glückte,
Sogleich das Liedlein nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der singt es nach gar helle;
Hernieder weht's der Wind,
Wo mancher gute Geselle
Des Weges zog geschwind.

Und Manchem hat's gefallen
Und er behielt's im Sinn.
Und wo er mochte wallen,
Da sang er's vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hört man's singen und klingen
Von Land zu Lande bald.

II.

Friedrich Theodor Vischer (1807—1887) war ein sehr begabter Poet. In „Lyrische Gänge" findet sich manch schönes Naturlied. Der satirische Roman „Auch Einer", wohl die merkwürdigste Selbstbiographie, die die deutsche Literatur kennt und die „Pfahldorfnovelle" sind ebenfalls durch anschauliche und farbenprächtige Schilderungen belebt. Vischers berühmte „Ästhetik der Wissenschaft des Schönen," enthält ein Beispiel poetischer Naturbeseelung. Er wählte dazu Mörikes Gedicht „Mein Fluß".

Beseelung der ganzen Natur und Naturwerdung alles Geistes.

„Wir wollen einmal Mörikes Gedicht „Mein Fluß" lesen. Was ist der Gegenstand? Ein Flußbad in der Morgenfrühe. Sagen Sie das einem phantasielosen Menschen, so wird er nicht begreifen, was denn daraus zu machen ist. — Wir haben jetzt hierin keinen Genuß zu suchen, wir müssen uns Rechenschaft geben von seinen Gründen, wir müssen auch auf die Form achten und uns fragen, warum sie so und nicht anders wirkt. Bemerken Sie einmal, es sind Jamben, die gehen bewegt vorwärts und die Reihenfolge wechselt.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

Der erste Reim männlich, der zweite weiblich, eine fließende, durchaus wohlgefällige Art der Abwechslung.. Die fünfte und sechste

Verszeile reimen sich unmittelbar, sind männlich und bringen mehr Bewegung hinein. Dann aber die siebente greift zurück und faßt so den Entschluß zusammen mit dem ersten Teil der Strophe. Dieses formale Gesetz gehört wesentlich zum Ausdruck.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab' ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Die Woge wieget. Eine Alliteration und dazu das Zeitwort gebildet aus derselben Wurzel. Das bringt das eigentümliche Gefühl des rhythmischen Auf- und Niedergleitens. Dann fühlen Sie auf einmal das Eilende im Vers. Das Element wird tief und tiefer mit Geist durchdrungen und schließlich kommt der prächtige Vers:

Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So trage denn allein dein Glück
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh:
Nach tausend Irren kehrest du
Zur ew'gen Mutterquelle!

das heißt die Natur beseelen! Das ist Phantasie, — trocken wissenschaftlich gesprochen: Symbolisierung, intim ahnendes Einfühlen.."

Pastors Abendspaziergang.

(Von F. Th. Vischer.)

Das Abendrot brennt an des Himmels Saum,
Ich schlendre so, als wie im halben Traum
Zum Dorf hinaus, auf grünem Wiesenwege
Am Wald hinunter, wie ich täglich pflege.

Rings auf der Wiese wimmelt es und schafft,
Vom Heu kommt mit gewürz'ger Kraft
Ein süßer Duft auf kühler Lüfte Wogen,
Mein alter Liebling zu mir hergezogen.

Rot, blau und gold, ein ganzes Farbenreich,
Betrachtet sich im spiegelhellen Teich,
Wildenten sieht man durch die Wellen streben
Und hoch in Lüften Weih und Sperber schweben.

Ein flüsternd Wehen geht im dunklen Wald,
Die Vögel rufen, daß es weithin schallt,
Die Unke will sich auf der Flöte zeigen,
Die Grille zirpt und auch die Schnacken geigen.

Studieren wollt' ich einen Predigtplan,
Nun hör' ich selbst die große Predigt an
Voll Kraft und Mark ein Menschenherz zu stärken:
Die große Predigt von des Meisters Werken.

Wunder.

(Von F. Th. Vischer.)

Daß die Lerchen wieder singen,
Daß sich Schmetterlinge schwingen,
Gelb und schwarz mit goldnem Saum,
Daß die grünen Gräser treiben,
Auch nicht eins zurück will bleiben,
Man glaubt es kaum.

Daß sie bricht die starre Binde,
Daß die lauen Abendwinde
Knospen ziehn aus Busch und Baum,
Daß die Amsel tiefe, volle
Töne durch die Wälder rolle,
Man glaubt es kaum.

Daß man durch die Luft so milde,
Kinderscharen, liebe, wilde,
Jauchzen hört im fernen Raum —
Lang im dumpfen Haus gesessen,
Aber schnelle, schnell vergessen —
Man glaubt es kaum.....

Eduard Mörike (1804—1875), der schwäbische Lieder- und Märchendichter, hatte lange Zeit nur eine kleine Gemeinde treuer Anhänger. Da schuf Hugo Wolf zu zahlreichen Gedichten Mörikes Melodien, die sich ihnen anpassen, als seien die Seelen des Poeten und des Künstlers in eine verschmolzen. Seitdem erst klingt sein Name vielen vertraut.

Mörike stand in einem ganz besonderen Verhältnis zur Natur: er war kein Forscher, sondern ein Grübler. Manchmal fand er sogar Töne, die die Vermutung in uns aufkommen lassen, seine Urahne sei eine jener deutschen Priesterinnen gewesen, die die Sprache von Wald und Flur besser verstanden, als wir Menschen von heute.

Eine innige Freundschaft verband Mörike mit Moritz von Schwind. Der berühmte Maler hat aus dem volkstümlichsten Märchen des schwäbischen Dichters, dem „Stuttgarter Hutzelmännlein", die „Historie von der schönen Lau", der Nixe des Blautopfes, illustriert. *)

Mörike war ein Feind alles Rohen, Gewaltsamen, dabei humoristisch und liebenswürdig. Die seltene Anmut seiner Sprache, sowie ihre eigenartige Anpassung an Naturlaute, kommt besonders in den Gedichten zum Ausdruck.

Wilhelm Waiblinger (1804—1830) war Mörikes Jugendfreund. Seine Gedichte enthalten soviel des Schönen, daß man den frühen Tod des Hochbegabten tief beklagen muß. Eduard Griesebach sammelte jene, die in Italien entstanden: Oden und Elegien aus Rom, Neapel und Sizilien, Lieder aus Capri und Sorrent.

Er ist's.

(Von E. Mörike.)

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land,
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja, du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

Septembermorgen.

(Von E. Mörike.)

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

---

*) 1873 entstand der künstlerische Schmuck des genannten Märchens, nämlich sieben Umrißzeichnungen von der Hand des Meisters.

Um Mitternacht.
(Von E. Mörike.)

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
  Und kecker rauschen die Quellen hervor,
  Sie singen der Mutter Nacht ins Ohr
    Vom Tage,
  Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist so müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
  Doch immer behalten die Quellen das Wort.
  Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
    Vom Tage,
  Vom heute gewesenen Tage.

Die schöne Buche.
(Von E. Mörike.)

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht,
Rein und glatt, im gediegenen Wuchs erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dies liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umkränzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend im dichten Gedräng', wehren dem himmlischen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt von Felsen, der Fußsteig jäh sich hinabschlingt,
Lässet die Hellung mich ahnen das offene Feld.

— Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal, plötzlich den Staunenden ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch auf den zierlichen Teppich zu treten.
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt sein breites Gewölbe

Nicht zu hoch) ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,
Fast gleich messend umher, säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonische Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn.
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

Auf einer Wanderung.

(Von E. Mörike.)

In ein freundliches Städtchen tret' ich ein,
In den Straßen liegt roter Abendschein.
Aus einem offenen Fenster eben,
Über den reichsten Blumenflor
Hinweg, hört man Goldglockentöne schweben
Und eine Stimme scheint, ein Nachtigallenchor,
Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.

Lang hielt ich staunend, lustbeklommen.
Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
Ich weiß es wahrlich selber nicht.
Aber hier, wie liegt die Welt so licht!
Der Himmel wogt im purpurnen Gewühle,
Rückwärts die Stadt im goldnen Rauch;
Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!
Ich bin wie trunken, irrgeführt —
O Muse, du hast mein Herz berührt
Mit einem Liebeshauch.

An die Veilchen des Albanersees.

(Von W. Waiblinger.)

Alles Schöne feiern die Dichter, Alles,
So im Schoß der Mutter Natur, und so im
Menschenherzen schlummert, warum nicht euch auch,
Duftende Wesen,

Die ihr mein Elysium schmückt, vom Ufer
Meiner Lieblingsflut in den kühlen Schatten
Immergrüner Eichen die Blumenfelsen
Freundlich emporblüht!

Was von allem Zarten der Erde glich' euch,
O ihr süß Verletzbaren? Ausgeatmet
Im verschämten Mutterverlangen hat als
Bräutlichen Seufzer

Euch die Frühlingserde: zum ersten Male
Ihr verborgnes Schmachten bekennend, lächelt
Sie aus blauen Augen zum Himmel, ihrem
Ewig Geliebten!....

Julius Mosen (1803—1867) war der echte Sohn des Voigtlandes und die Heimat war es, welche die Eigenart seines Geistes gebildet, ihm jene Naturseligkeit, jenen träumerischen, für Waldesdunkel, Wiesengrün und Bachrauschen schwärmenden Hang gegeben, jene eigene unerklärliche Mischung von großer Natürlichkeit und einem gewissen ätherischen Element, die vor und nach ihm ohne Beispiel geblieben ist. *)

Denkspruch.

(Von J. Mosen.)

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühlt er des Daseins leiseste Bewegung.

Der träumende See.

(Von J. Mosen.)

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin!

Im Sommer.

(Von J. Mosen.)

Durch des Kornes enge Gassen
Langsam zieh' ich wohl einher,
Wenn die Ähren all erblassen
Von verborgnem Segen schwer:
Und so wandl' ich hin und sinne
Und weiß nicht, was ich beginne.

*) Adolf Stern „Geschichte der deutschen Literatur“.

Und der blaue Himmel webet
Sich herunter licht und warm
Und die ganze Erde schwebet
Bräutlich still in seinem Arm;
Ach, inbrünstig süßes Neigen,
Innig Sehnen, glühend Schweigen!

Karl Leberecht Immermanns (1796—1840) Naturgefühl hat verschiedene Wandlungen durchgemacht. Das lag im Charakter der Zeit und in seinem eigenen Wesen. In der Jugend verfiel er vollständig dem Einfluß der Romantik, später aber rang er sich los und suchte neue Wege. Besonders groß ist der Gegensatz zwischen dem Gedichte „Im Mondenlicht“ und dem Epos „Merlin“, das Stellen aufweist, die von einer förmlichen Naturverachtung zeugen.

In der Heimat.
(Von K. L. Immermann.)

Ich sitz' im Gartenhause
Still in der Dämmerung;
Vorm Fenster flüstern krause
Blattranken grün und jung.

Viel muntre kleine Rosen
Gucken darunter vor,
Sie wollen mit mir kosen,
Habe für sie kein Ohr.

Zwei stämm'ge Apfelbäume
Blühen dort voll und reich
Und meine Kinderträume
Hangen an jedem Zweig....

Bei Mondenlicht.
(Von K. L. Immermann.)

Merkst du der Liebe Flügelschlag?
Fühlst du vom leisen inn'gen Weben
In holden Schaudern dich umgeben,
Sinnst zarten Stimmen träumend nach!

Und alles lebt und alles spricht!
Und jeder Baum will mit den Zweigen
Dir ferne teure Arme zeigen,
Die Ahnung ist des Herzens Licht!

Sie schafft dem Herzen solchen Tag,
Daß durch die Nacht in schaur'gen Gründen
Verbundne doch sich ewig finden.
Merkst du der Liebe Flügelschlag!

Der Naturforscher Adolf Peters (1803—1884) gab einer Sammlung seiner Gedichte den Titel: „Aus Natur und Gottheit“. Ihm ist die Natur das Gewand, in welches sich die Gottheit hüllt, um von den Menschen verstanden zu werden:

„Aus Himmelstiefen spricht Natur
Und ist dein Herz ihr Schlüssel nur,
Dann klingt dir jedes Schöpfungswort
In ew'gen Harmonien fort.“

Ähnliche Gedanken finden sich in den Gedichten von Philipp Spitta, Christian Friedrich Scherenberg, Julius Hammer, August Stöber und vielen anderen Poeten dieser Epoche.

Der erstorbene Baum.

(Von A. Peters.)

Im Walde sank ein Lärchenstamm, es wich
Der sand'ge Boden, der ihn kärglich nährte,
Da lag der starre Leichnam schauerlich,
Vertrocknet waren seine Flechtenbärte.

Doch eine junge Blüte guckte rot,
Ein Weidenröschen, durch die morschen Äste:
So blickt das Leben ewig durch den Tod
Und Jugendsprossen sind des Alters Gäste....

Am Abend.

(Von A. Peters.)

Wie ganz du Huld und Liebe bist
In deinem Frieden, o Natur!
Wer liebend dich umarmt, vergißt,
Was Leides je sein Herz erfuhr.

Der Arme, der den Mut verlor
Und blickt dich an, dem lächelst du
Und hebst ihn wieder sanft empor,
Gibst ihm zurück die Seelenruh'.

Ich nahe mich in heil'ger Scheu,
Du läßt auch mich nicht ungeliebt;
Du bist es ja, die hold und treu
Für jede Liebe Liebe gibt.

Du ladest alle zu dir ein,
Nähmst gern dich aller Herzen an
Und keines soll vergessen sein,
Das nur dein Wort vernehmen kann.

Du trittst uns nah, dein Odem fließt
In unsre Herzen warm und tief
Und jede Himmelsblum' entsprießt,
Die in dem Erdenstaube schlief.

O, wer in deinem heil'gen Dom
Voll Andacht steht und dich erkennt,
Den trägst du auf der Liebe Strom
Zu dem, den keine Zunge nennt.

Abendlied.

(Von Ph. Spitta.)

Wie ist der Abend so traulich,
Wie lächelnd der Tag verschied,
Wie singen so herrlich, erbaulich,
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschert,
Doch stille Beter neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich geh' und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich der blaue,
Der prächtige Himmelsdom.

Und alles betet lebendig
Um eine selige Ruh'
Und alles mahnt mich beständig:
O Menschenkind, bet' auch du!

Der Frühmorgen.

(Von Chr. Scherenberg.)

Wie die bunten Vögel nach dem Sonnenlichte
Ziehn sie aus dem Tor zum Morgen ein,
Jubellieder auf dem lachenden Gesichte,
Jubellieder an den Sonnenschein.

Ihre Lieder tönt die heitre Erde wieder
Und der blaue Himmel singt und lacht,
Schreibt mit seinen Millionen Strahlen nieder:
„Seht, ich hab' den Morgen wohl gemacht.“

Aber kennt ihr jene heil'gen Dämmerungen,
Eh' es da, das heitre Sonnenlicht?
Wenn in Stimmen, nie gesprochen, nie gesungen,
Gott der Herr mit seiner Schöpfung spricht —

Und erschauernd tief das Wesen, seine Taten
Nur im stummen Liede preist und ehrt;
Wenn die Lerche noch in den betauten Saaten
Leis' ihr Frühgebet die Jungen lehrt;

Wenn der Erde Häupter nur in ihren Höhen
Ahnen von dem Licht, das kommen mag,
Und, erleuchtete Propheten, niedersehen,
Ihrem Tal verkündend: „Es wird Tag!"...

Macht der Natur.

(Von J. Hammer.)

Durch die Felder mußt du schweifen,
Die im Sonnenstrahle prangen,
Durch die grünen Wälder streifen,
Ist dein Herz vom Gram befangen;
Laß von Quellen, laß von Bächen,
Über dich den Segen sprechen.

Nicht in einer dumpfen Klause
Sitze mit des Schmerzes Geistern,
Herren werden sie im Hause,
Draußen wirst du sie bemeistern;
Draußen vor dem freien Glücke
Fliehn sie scheu und klein zurücke!

In der Lüfte Wellen tauche
Deine Brust, die kummerschwüle,
In des Himmels reinem Hauche
Deine heiße Stirne kühle;
Schau, allüberall liegt offen
Wie gediegnes Gold das Hoffen!

Wieder lernst du frohe Lieder
Und mit menschlich schönem Triebe
Lernest du die Liebe wieder,
Ach, die längst vergeßne Liebe;
Quellen, Bäume, Blumenkerzen
Reden dir von Menschenherzen!

Im Frühling.

(Von A. Stöber.)

Die dunkeln Knospen umschließen noch ganz
Der Blumen Kelche und Herzen,
Es muß sie zerspalten der Sonne Glanz
Und lösen geheime Schmerzen.

Die Erde kann's nicht allein; es muß
Der Himmel den Segen sprechen,
Mit heiliger Liebe Weihekuß
Die Siegel des Todes brechen.

Im Herbste.

(Von A. Stöber.)

Erde, wie bist du so müde! und du lächelst nur noch halb!
Deine Vögel sind verflogen, deine Blumen alle falb.
Deine Sonn' am Himmel schaut noch liebend zwar auf dich herab,
Doch es sind die goldnen Strahlen — goldne Rosen auf dein Grab.

Karl Geroks (1815—1890) tiefempfundene Lieder knüpfen häufig an ein Bibelwort an und klingen in einen Refrain aus. Sie brausen dahin wie mächtige Orgelklänge oder sind zart und weich, leise verhallend.

Auch der katholische Priester Benedikt Morel ist als Dichter geistlicher Lieder bekannt.

Herbstgefühl.

(Von K. Gerok.)

Das Wesen dieser Welt vergehet.
1. Cor 7, 31.

Müder Glanz der Sonne!
Blasses Himmelsblau!
Von verklungner Wonne
Träumet still die Au.

An der letzten Rose
Löset lebenssatt
Sich das letzte, lose,
Bleiche Blumenblatt.

Goldenes Entfärben
Schleicht sich durch den Hain;
Auch Vergehn und Sterben
Deucht mir süß zu sein.

Gewitter.

(Von K. Gerok.)

Siehe, nun stürzen die himmlischen Quellen,
Strömend ergießen die Wolken den Schoß;
Dächer, sie traufen und Bäche, sie schwellen,
Alle die Schleusen des Himmels sind los.
Dämmernd verschwindet im düsteren Regen
Himmel und Erde, die weite Natur,
Aber den süßen befruchtenden Segen,
Durstig verschluckt ihn die lechzende Flur.

Ihr Kinder, lobt den Herrn der Welt,
Er tränkt die Flur, er labt das Feld,
Er schmückt das Blümlein, speist den Wurm
Und segnet auch im Wettersturm;
Behüt' uns Gott in Gnaden!

Milder schon fallen die silbernen Tropfen;
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach,
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen,
All das verschüchterte Leben wird wach;
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu,
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: „Der Herr ist getreu."

Ihr Kinder auf, hinaus ins Feld,
Wie weht's und duftet's durch die Welt!
Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur;
Hab' Dank, o Herr der Kreatur,
Behüt' uns Gott in Gnaden!.....

Alpenstimmen.

(Von B. Morel.)

Er schwieg, ich lauschte: da begann's zu brummen
Im tiefsten Basse, wie wenn ferne Donner rollten.
Die Lawine war's, die niederdonnerte,
Daß weit am Fluhn das Echo widerhallt;
Dann immer schwärzer ward der Himmel,
Der Föhn begann sein grelles Lied zu blasen;
Der pfiff gewaltig durch die starren Firnen.

Dann wieder dumpfes Brausen, ein Gestöhn
Wie Hilferuf Versunkner in den Klüften.
Zum Lawinensturz gesellte sich ferner Donner
Und tiefes Tosen des empörten Wildbachs;

Ein Orgelsturm auf Gottes Alpenorgel;
Ein Pfiff dazwischen, 's war ein Murmeltier,
Das seinen Wächter auf den Grat gestellt;
Ein Schrei, es war der Schrei des Lämmergeiers,
Der hungernd über mir im Kreise flog;
Nun wieder plötzlich ein gewaltig Krachen,
Als würde jach der Firne Grund gespalten,
Der Gletscher war es, der dem Katarakt,
Der Lawine und dem Donner Antwort gab....

Ludwig Seeger (1810—1869) besang in „Wengern-Alp" die Jungfrau, die Königin der Schweizer Alpen. In edlerer Form als er, der Längstvergessene, tat es wohl kein zweiter deutscher Dichter. Karl Goedekes „Lenzhauch" und Wilhelm Zimmermanns „Der erste Schmetterling" enthalten gleichfalls außerordentlich poetische Naturbetrachtungen.

Wengern-Alp.

Im Anblick der Jungfrau.

(Von L. Seeger.)

Ich sehe dich, du unerreichbar Hohe,
Du stille Königin im Alpenreich!
Mit sanftem Schimmer glüht die Abendlohe
Auf deinem Geisterantlitz, ernst und bleich.
Gekommen ist sie endlich doch, die frohe,
Ersehnte Stunde, überschwenglich reich,
Wo du, von der ich oft geträumt, gedichtet,
Nun vor mir stehst, titanisch aufgerichtet.

Du gabst mir Flügel, hoch hereingebogen,
So lang ich klomm hinan die steile Bahn.
Ein Schmetterling, von Halm zu Halm geflogen,
Zog, ein beschwingter Führer, mir voran.
Den Duft der Matten hab' ich eingesogen,
Der Blümchen weiß und rötlich angetan;
Und bei dem Eis, entlang des Baches Tosen,
Sah ich ein blühend Beet von Alpenrosen.

Hier ist's so still, dort unten liegt bestattet
In Dämmerung die bunte Sommerwelt,
Und Wolkenrot und Mondenschein gegattet
Schlägt über Hoch und Tief ein weites Zelt.
Wie eine Wimper zuckt, ist überschattet
Dein Haupt, auf das der letzte Schimmer fällt.
Mit regungslosem starren Angesichte,
So sitzest du, als säß'st du zu Gerichte.

Und nun beginnt ein wundersames Leben:
Den dunklen Ecken, wo sie sich versteckt,
Bis in des Mondes Hut die Welt gegeben,
Entschlüpfen Elfen lustig aufgeweckt;
Sie legen Hand in Hand, sie flattern, schweben
Um die entschlafne Riesin ungeschreckt
Und spielen, unbekümmert, ob sie dürfen,
In ihres Mantels Faltenwürfen.

Und bunter wird, bewegter das Gedränge
Und wogt bis zu des Throngerüstes Höhn,
Verfolgt und neckt sich, treibt sich in die Enge
Und tanzt den Reihn in Gruppen dämmernd schön.
Gedämpftes Jauchzen, Alpenglockenklänge,
Verschlingen sich zum lieblichsten Getön. —
Sie wiegt das Haupt und Perlenströme rollen
Vom glänzenden Gelock herabgequollen.

Dann schläft sie fort. Zerronnen ist der Reigen,
Das Schattenspiel verwischt von weißer Wand.
Ich lauschte durch das mitternächt'ge Schweigen
Vom Hüttenfenster, wo ich Obdach fand.
Am Monde, der im Herniedersteigen
Verschlafnen Auges lehnt am Bergesrand,
Vorüberrauscht ein Adler: also kreist
Hoch überm stummen All der wache Geist.

Lenzhauch.

(Von K. Goedeke.)

Im lauen Hauche hat sich klingend
Der Strom von Banden frei gemacht,
Schon spielt in blauen Lüften singend
Der Vogel ob der Frühlingspracht.
O lichter Abend, heiterer Morgen,
Wie lösen mild sich Pein und Sorgen
Der langen, bangen Winternacht!

O trinke diesen Strahl der Wonne,
Der, wie die Flur, das Herz verjüngt;
Auch deinem Leben lacht die Sonne,
Die allem Leben wiederbringt.
O Seele, hüte, fällt die Blüte,
Den Hauch des Lenzes im Gemüte,
Der Herbst und Winter warm durchdringt.

Er stärkt auf allen deinen Bahnen,
Ob fern, ob nah, dich immerdar;
Dich füllt ein dunkelklares Ahnen
Von ew'ger Jugend wunderbar,
Dir springen der Geheimnis Siegel,
Dir wird im dunklen Erdenspiegel
Das still Geahnte offenbar.

Du schaust mit sel'gem Angesichte
Und fühlst doch, daß du weinen mußt.
Da schwimmen hold in einem Lichte
Zusammen Lieb' und Pein und Lust;
Und keine Ferne, keine Grenze
Kann scheiden dich vom ew'gen Lenze,
Dem Himmelsfreund in deiner Brust.

Belebend wie am ersten Tage,
Erfüllt sein Wehn auch diesen Tag;
Er wandelt durch den Duft der Sage
Und die Geschichte stürmt ihm nach;
Es ist kein Volk so sehr verlassen,
Er öffnet Bahnen, breitet Gassen,
Darauf die Freiheit wandeln mag.

Kein Herz ist so vom Schmerz beklommen,
Sein leises Grüßen macht es frei,
Willkommen, Liebeshauch, willkommen,
Willkommen, holde Tändelei!
O süßes Blicken, lindes Kosen,
Du Spiel mit Tränen und mit Rosen,
Gewoben aus April und Mai.

Laß dich von leichter Schwinge tragen
Ins bunte Leben frisch hinein!
Den Blick nur mutig aufgeschlagen,
Die ganze Welt ist dein, ist dein!
Der Blumen Schmelz, der Glanz der Sterne,
Die sonn'ge Näh', die duft'ge Ferne,
Im Menschenauge Himmelsschein.

O Seele, breite deine Schwingen
Zum Flug empor in Duft und Licht!
Du hörst des ew'gen Lenzes Klingen,
Und deine Flügel rührst du nicht?
Und wachsen selbst dir keine Flügel,
Es trägt dich über Strom und Hügel
Auf sanfter Schwing' ein hold Gedicht.

Der erste Schmetterling.

(Von W. Zimmermann.)

Seele, o wie schön entschlüpft der Larve
Und dein Grabtuch war noch kaum der Schnee!
Frühling spielet seine goldne Harfe
Und du tanzt in sonnenheller Höh',
Schwebst jetzt ans Herz der ersten holden
Blumenfee,
Jetzt ins Blau auf, wie ein Segel, golden
In die See.

Will auch mich zu diesem Himmelsmeere
Heben diese Luft so leicht und lau?
Ach, was hilft's dem Sklaven der Galeere,
Lockt ihn fern der Himmelsberge Blau?
Die du suchst, die Blume, reift auf Erden
Keine Au.
Herz, wann wirst du frei, ein Segler werden
Hoch im Blau?

Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806—1849), einer der feinsinnigsten deutschen Dichter und Denker, sagt in „Zur Diätetik der Seele": „Was aber rettet uns aus der Lüge, die uns von außen umgibt? Die Freude an der Natur. Ihr Genuß und ihr Studium liefern uns den Äther, aus welchem unser tiefstes feinstes Wesen geboren und genährt wird. Wenn die zarte Pflanze, welche wir unsern Geist nennen, schon in dem Treibhaus der Sozietät verdorren und absterben will, so versetzt sie, die ihr sie retten wollt, in eine einsame Wildnis und sie lebt wieder auf."

Ruhe.

(Von E. v. Feuchtersleben.)

Du, Ruhe, bist das höchste Gut:
Der Mensch erkämpft dich nur durch Mut,
Durch ernste Übung bittrer Pflicht, —
Er hat dich und sein Auge bricht.

Natur, wie anders ist's bei dir!
Wie weilt der Friede ewig hier,
Wie senkt er seinen Hermesstab
Auf dich, du ewig offnes Grab!

Verwesung, wo mein Auge späht
Und Leben, wo mein Atem weht;
Der Fels verwittert: samtnes Moos
Ringt sich auf ihm zum Äther los;

In längst zerbröckeltes Gestein
Schlingt sich des Efeus Grün hinein;
Und wo der See den Quell verschlang,
Furcht jetzt der Pflug das Tal entlang.

Beruhigt stirbt das Abendrot
Und kaum weint Nacht den schönen Tod
Mit Tränen, die ihr Sterne nennt,
So glüht verjüngt das Firmament.

Ein glücklich Hüttchen ragte dort,
Der Bergstrom riß es mit sich fort!
Und an des Stroms verlass'nem Lauf —
Da baut man neue Hütten auf.

Und schaust du auf den Kirchhof nun,
Wo dieses Dorfes Ahnen ruhn:
Was zittert ums Gemäuer hin?
Wie schön auf Gräbern Blumen blühn!

Betrübt es dich? wie mag es nur?
Ein Friedensring ist die Natur:
Betrachtend, wie er ewig kreist,
Erhebe sich des Menschen Geist;

An aller Wesen Lust und Schmerz
Vertröste sich des Menschen Herz —
Und schlage liebend sonder Ruh'
Dem Ozean der Gottheit zu.

Wilhelmine von Wickenburg-Almasy's (1845—1890) „Wie bist du ruhevoll, Natur!" und Dora von Stockert-Meynerts Gedicht „Mahnung" variieren abermals ein ähnliches Thema: den beruhigenden und erhebenden Einfluß der Natur auf das Gemüt und den Geist des Menschen. Einen seltsamen Gegensatz zu diesen beiden Gedichten bildet Betty Paolis: „Der Schnee".

Wie bist du ruhevoll Natur!
(Von W. Wickenburg-Almasy.)

Wie bist du ruhevoll Natur!
Kaum regt sich's in den Zweigen,
Doch du bist stumm zum Scheine nur,
Beredt in deinem Schweigen.

Wem dich zu hören Gott beschied,
Dem schweigest du nicht länger,
Denn deine Stimme ist das Lied
Und dein Prophet der Sänger.

Es neigt die Rose, vollbelaubt,
Zum feuchten Rasen nieder
Im Abendhauch ihr duftend Haupt
Und was sie haucht, sind Lieder.

Am Baume schwingt ein leiser Wind
Die Zweige auf und nieder,
Im Laube rauscht's und flüstert's lind
Und was da rauscht, sind Lieder.

Im Frieden wird dein Lied uns kund,
Es braust in deinen Stürmen,
Wenn mit der Windesbraut im Bund
Sich wilde Wogen türmen.

Der Strom, der laut und schäumend saust,
Der Gießbach, der hernieder
Mit jähem Sturz vom Felsen braust,
Er saust und brauset Lieder.

Es steigen Wolken, Donner grollt,
Das Echo hallt ihn wider,
Daß es von Kluft zu Klüften rollt
Und was da hallt, sind Lieder.

Ja wunderkündend klingt ein Lied
In seinem Lebenstriebe,
Die ganze Schöpfung singt ein Lied
Von Allgewalt und Liebe.

Mahnung.

(Von D. von Stockert-Meynert.)

Legt ein sehnend Wachsenwollen
Dir ein Gott in deine Seele,
Achte, daß vom Kelch, dem vollen,
Nicht ein Tropfen dir einst fehle!

Laß vom Leben dir nicht stehlen
Deinen innersten Besitz —
Deiner Seele zitternd Quälen
Wandeln nicht zu schalem Witz!

Nicht im lautbewegten Leben
Leerem Hasten blüht dir Lust,
Denn es treibt ein Sehnsuchtsbeben
Stets dich nach der Mutterbrust.

Und es öffnet ihre Arme
Weit und liebevoll Natur.
Ihre Hand, die milde, warme,
Weist dir deines Gottes Spur.

Wie zum reichbesetztem Tische
Lädt dich ihrer Schönheit Gruß,
Daß dein Sinn sich neu erfrische
Nach des Wanderns Überdruß.

Kniee betend vor ihr nieder!
Klammre dich an ihren Schoß!
Sie erhebt die Schwachen wieder,
Macht die Starken doppelt groß.

Finde dann mit frommem Staunen
Im kleinsten Dasein — selber dich.
In Baches Murmeln — Windes Raunen
Verbirgt des Weltalls Rätsel sich.

Der Schnee.
(Von B. Paoli.)

Wie schön ist's, wenn des Schnees phantast'sche Pracht
Die dunkle Erde hell erglänzen macht
Und Eisdemanten glitzern an den Zweigen!
Wenn frostgebunden liegt der ird'sche Hauch
Und lieblich spielend um den schlanken Strauch
Sich schlingt der Flocken elfenhafter Reigen.

Da hebt sich frei empor mein sinnend Haupt,
Mein träumend Auge blickt umher und glaubt
Ein wunderreiches Zauberland zu schauen.
Gleich einer Feengrotte glänzt der Hain
Und jeder Stamm scheint reich behängt zu sein,
Als Christbaum, Menschenkinder zu erbauen.

Doch weh! Da fliegt ein Sonnenpfeil aufs Land
Und schnell verschwinden Silber und Demant,
Fortan als trübe Flut sich hin zu wälzen!
Und so ist jeder ideale Traum,
Der Überird'sches sieht im Erdenraum,
Bestimmt, in dunklen Tränen hinzuschmelzen.

Rudolf von Gottschall (geb. 1823) unterschätzte man zu einer Zeit, wo dem Wohllaut und der Klangfarbe nur eine geringe Bedeutung zuerkannt wurde. Heute weiß man, daß die Sprache ein

edles Instrument ist, in dem eine Welt von Tönen schlummert; jeder Künstler weckt andere. Und immer wieder fließen sie zu Melodien zusammen, von denen jede einzeln ein Erlebnis an der Natur widerspiegelt.

Bei Gottschall handelt es sich meist um die große Natur, um das All: „Naturfrieden", „Weltblick". Ebenso in den folgenden Gedichten von Robert Waldmüller: „Die Gestirne", Stephan Milow: „Waldesrauschen", Adolf Pichler: „Weltgeist", Alfred Meißner: „In der Gebirgswüste", Robert Prutz: „Die Ozeaniden".

Naturfrieden.
(Von R. v. Gottschall.)

Hier im stillen Tal, an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegenen Walde,
Wo das Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert,

Wo das Mühlrad ruht vom geschwätzigen Treiben,
Dunkler Efeu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gebälk umrankt, bis zum Giebeldache
Kletternd vom Bache;

Wo versteckt im Grün, das der Abend rötet,
Süß die Nachtigall von den Zweigen flötet
Und der Matten Samt im Gehölz der Birken
Blumen durchwirken:

Selig hier zu ruhn in beglücktem Frieden,
Fern vom Lärm des Tags, von der Welt geschieden,
Eine liebe Hand an das Herz zu drücken
Doppelt Entzücken!

Fernab zieht Gewog der bewegten Zeiten,
Wo die Völker sich um den Lorbeer streiten,
Triumphierend auf die zerstörten Schranken
Zeigt der Gedanken!

Hier ist kampflos Glück und die alte Wahrheit;
Wie die Sonne alt und von gleicher Klarheit.
Ewige Gaben sind's, die Natur uns spendet,
Allen gesendet!

Groß und still ihr Gang, ihr Gesetz ist ehern,
Blinden offenbar, wie den größten Sehern!
Wieg' und Grab ist sie dem Geschlecht hienieden,
Heilig ihr Frieden!

Weltblick.

(Von R. v. Gottschall.)

Wend' ich meinen Blick zum blauen
Unbegrenzten Himmelszelt,
Wird von wunderbarem Schauen
Oft die Seele mir erhellt.

Vor des innern Lichtes Scheine
Schwindet plötzlich Zeit und Raum,
Blick' ich auf das ewig Eine
Aus der Dinge dunklem Traum.

Wurzeln schlag' ich tief im Grunde,
Sterne sind der Wipfel Zier
Und der Welt geheime Kunde
Strömt durch alle Adern mir.

Ob das arme Ich verloren
Wie der Brandung Schaum zerschellt,
Gleich dem Phönix neu geboren
Wird mein Geist zum Geist der Welt.

Die Gestirne.

(Von R. Waldmüller.)

Wie sie so himmlisch ruhig oben kreisen,
Kein Laut, der je zu uns herüber drang:
Sie wandeln ihren stillen, ewig leisen,
Geheimnisvollen, wunderbaren Gang.

Die Winde sausen aus der fernsten Ferne,
Des Weltalls Boten, fliehn sie hin und her:
Doch bringen sie aus dem Bereich der Sterne
Nicht einen Ton, der uns vernehmbar wär'.

Vergebens ist des Ohrs gespanntes Lauschen,
Der Geist nur überwindet Raum und Zeit
Und ihm ertönt im stummen Sphärenrauschen
Der Donnerruf des Alls: Unendlichkeit!

Waldesrauschen.

(Von St. Milow.)

Die Welt ist ganz in Licht getaucht;
Ich ruhe still am Waldesrande
Und durch der Bäume Wipfel haucht
Ein leiser Wind im Sonnenbrande.

Wie mich sein Rauschen mächtig faßt,
Da ich des Tages Zauber trinke
Und ausgestreckt zur süßen Rast,
Ins Wogen um mich her versinke!

Stets mächt'ger bannt's die Seele mir,
Dies tiefgeheimnisvolle Rauschen
Und wie ich lausche, mein' ich schier
Vernehmlich dieses zu erlauschen:

Ich wehe aus der Urzeit her
Und wehe weiter bis ans Ende;
Und der ersehnte sich nichts mehr,
Der meiner Stimme Sinn verstände.

Der Weltgeist.

(Von A. Pichler.)

Du ewig waltender Geist!
In seliger Einheit strömst du durch das Weltall,
Die Wogen der Unendlichkeit verebben in dir,
Wie des Abends still die Meerflut.
Du leuchtest als Licht aus funkelnder Steine Pracht,
Du lächelst aus der Blume lieblichem Antlitz,
Und dem Nachtgewölk entfliegt dein Blitz.

Mich hast empor du geführt
Auf's höchste Gebirg, wo kaum an wilder Felswand
Die Föhre sich noch festklammert; ruhig und stolz
Prangt das Edelweiß am Vorsprung.
Du sendest die Nacht versöhnend und milde herab,
Und deine Sterne, sie verkünden im Reigen
Ihr und dein Gesetz, die Harmonie.

Doch aus dem Tale dringt noch Geläut'
Wie Hauch des Friedens empor,
Und tief ergreift die Seele der Liebe sanfter Gruß.
Eins in dir mit dem Leben laß auch dort wandeln mich,
Wo der Kahn hingleitet auf dunkler Flut
Und sich die Schifferin spielend zur Welle neigt.

In der Gebirgswüste.

(Von A. Meißner.)

Du wildes Gebirg, so schroff und gezackt,
Urwüste der Welt wie am ersten Tag,
Als der Himmel öd' und die Erde nackt
Und kein klopfendes Herz an der Erde lag, —
Urstille der Welt! Nimm mildgesinnt
In deine Arme dein zagendes Kind.

Verlassen hab' ich im tiefen Tal
Der Menschheit Kampf und der Menschheit Mühn,
Das ärmliche Glück und die kleinliche Qual,
Doch auch die Rosen, das Saatengrün,
Die Fischerhütte im stillen Ried,
Das Herdengeläut' und das Hirtenlied.

Wo der braune Falk um die Klippen schreit,
Durch der Klüfte Schnee, durch der Felsen Bann,
Durch alle Schauer der Einsamkeit
Zog ich mit klopfender Brust hinan.
In der Hütte dort, wo die Wüste beginnt,
Dort segnete ich das letzte Kind.

Den Bach, der über die Felsen schlug,
Ich hört' ihn singen, so laut und wild:
Hier duldet Natur sich selbst genug,
Kein Menschenwerk und kein Gottesbild,
Und ein Kreuz, das der Glaube hoch aufgestellt,
Er warf's in die Tiefe in Trümmer zerschellt.

Das Bild der leidenden Kreatur,
Das Bild von des Geistes Kampf und Not,
Was sollt' es hier in der großen Natur,
Hier, wo kein Leben und auch kein Tod?
Prometheus selbst auf diesem Gestein,
Des Kaukasus Dulder, wie wär' er so klein!

Du aber, die zu trotzen gewagt,
Du Seele, die dies Gebirg durchstreift,
Dein Schmerz hat Gott und Menschen verklagt,
Was ist das Gefühl, das dich hier ergreift?
Du rufst in schwindelnder Todeslust
All, alle Felsen an deine Brust!

Sieh dort das Lamm, das der Aar zerfleischt,
Sieh den Falken dort, ohne Rast und Ruh,
Sieh dort das Rohr, das im Winde kreischt,
Sie leiden alle — was klagest du?
Hier lerne, wie klein eines Menschen Wehn,
Hier lerne jauchzen und untergehn!

Die Ozeaniden.

(Von R. Prutz.)

Wir Meereswogen sonder Rast und Ruh',
Wir brausen fort und brausen immerzu:
Das klingt und singt und dringt aus allen Gründen,
Ton muß zu Ton sich und Akkorden finden,
An ödem Strand, in nie befahrnem Meer,
Ein einzig Lied allüberall umher.

Wir singen laut vom ersten Schöpfungstag,
Da noch in uns der Keim der Erde lag,
Von Ewigkeit und ungemeßner Ferne,
Von Sonnenaufgang, Silberglanz der Sterne,
Von manchem Helden, der am Felsenstrand
Im Meeresgrund sein einsam Bette fand.

Und was wir singen in gewalt'gem Chor,
Belauschte nimmer noch ein menschlich Ohr!
Zwar mancher Schiffer kommt herangeschwommen,
Doch keiner hat's begriffen und vernommen,
Der Fischerbube hört's mit stillem Grau'n,
Ihn locken, denkt er, falsche Meeresfrau'n.

Doch kommt uns Antwort hoch vom Himmel her:
Die ew'gen Sterne sprechen mit dem Meer,
Melodisch tönt in unser wildes Sausen
Der Klang der Sphären und der Donner Brausen;
Von fernen Inseln aus der Wälder Ruh'
Weht uns das Rauschen heil'ger Wipfel zu....

Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen, 1806—1871) hinterließ mehrere Bände lyrischer und epischer Dichtungen. Sie fesseln durch das poetische Erfassen des Stoffes und durch die bilderreiche Sprache.

Moritz Hartmanns Gedichte enthalten weniger Naturschilderungen als Betrachtungen und Vergleiche.

Auf dem See.

(Von F. Halm.)

Der Abend ist gekommen,
Die Nixe geht zur Ruh'
Im Bett der grünen Wogen
Und Nebel deckt sie zu.

Es spielt auf grauen Dünen
Als Nachtlicht Mondenschein
Und Abendglocken singen
Die müde Schläfrin ein.

Und horch, ein leises Flüstern
Rings um den See erwacht,
Es sagen Schilf und Wellen
Schlaftrunken: Gute Nacht!

Am Meer.

(Von F. Halm.)

Wie die Brandung grollt!
Wie die Woge rollt,
Wild jetzt über die Ufer schwillt,
Matt jetzt wieder zurücke quillt,

Wieder sich hinanzubäumen,
Wieder dann zurückzuschäumen!
Wie die Woge rollt,
Wie die Brandung grollt!

Wie der Möwe Schrei
Schrillt am Strand vorbei!
Bleiern grau das Meer,
Grau der Himmel drüber her,
Und des Windes mächt'ge Töne,
Bald Geheul, bald Schmerzgestöhne!
Wie das mahnt an ein vergebnes Streben,
Wie das mahnt an ein verlornes Leben,
Wie das mahnt an einer Seele Trauern,
Die Bilder gewesenen Glückes durchschauern,
Wenn über das graue Meer
Graue Wolken ziehen her,
Wenn der Möwe Schrei
Einsam schrillt am Strand vorbei.

An die Freunde.

(Von M. Hartmann.)

Am Strand der schönen Adria,
Am Strand des Meeres sitz' ich allein.
Ich höre das dumpfe mystische Brausen,
Sein Kommen und Fliehen ohn' Unterlaß,
Sein stolzes Rauschen erwachender Flut,
Sein klagendes Murmeln demütiger Ebbe —
Sein Seufzen und Jubeln in Sturmesnot —
Und ich empfind' es in tiefster Seele:
Ein fühlendes, weltumfassendes Herz,
Mit redender Stimme und lebendem Pulsschlag
Will sprechen zu einem Menschenherzen.

Dünensand.

(Von M. Hartmann.)

Das Rätsel der Vergessenheit
Tut mir der Sand der Dünen kund:
Kein Blümchen und kein Strauch gedeiht
Als Halt und Zier auf seinem Grund.

Die Sonne brennt ihn, wie sie will,
Die Welle schlägt ihn schmal und breit,
Zuletzt spült ihn ein Windhauch still
Ins Meer und in Vergessenheit.

Ferdinand Freiligrath (1810—1876), wählte häufig die farbenbunte, üppige Tropenwelt zum Schauplatz seiner Dichtungen: „Der Löwenritt," „Der Mohrenfürst." Dadurch trat sein malerisches Talent so stark in den Vordergrund, daß man ihn häufig nur nach diesem beurteilte. Und doch ist Freiligrath einer der tiefsten deutschen Dichter: „Sandlieder."

Freiligrath gab auch gemeinsam mit Levin Schücking ein ethnographisches Werk heraus, das reich an poetischen Naturschilderungen ist: „Das malerische und romantische Westfalen."

Moritz von Strachwitz hatte gleich Freiligrath ein tiefes Verständnis für die Schönheit des Meeres: „Gebet auf den Wassern."

Julius Rodenberg (geb. 1831) durchzog in den Tagen der Jugend Deutschland, die Schweiz, die britischen Inseln und andere an Naturschönheiten reiche Gegenden Europas. Er verwertete die Eindrücke dieser Reisen in zahlreichen Wander- und Skizzenbüchern und in vielen Gedichten.

Sandlieder.

(Von F. Freiligrath.)

1.

Ich meine nicht den Wüstensand,
Den Tummelplatz der wilden Hirschen,
Die Körner mein' ich, die am Strand
Des Meeres unter mir erknirschen.

Denn jener ist ein weh'nder Fluch
Der Wüste rastlos irrende Seele,
Er legt, ein brennendes Leichentuch,
Sich über Reiter und Kamele.

Der Sand des Meeres ist kühl und frisch
Und feucht von Furchen von Gleisen,
Ein allezeit gedeckter Tisch,
Auf dem die Möven Fische speisen.

2.

Vom Meere führt herein der Wind;
Die Körner wehn, Moorgräser schwanken.
Auf flücht'gem Meeressande sind
Nichtig und flüchtig die Gedanken.

Wie dieser Sand von Wind und Flut
Sich jagt in wirbelnden Gestalten,
So fährt und schweift mein irrer Mut
Und keine Stätte kann ihn halten.

3.

Der Dünen schwach begraster Wall
Behindert landeinwärts meine Blicke
Gleichviel; rund spähend auf dem Schwall
Der Wasser, schau ich nicht zurücke.

Ich weiß nicht, daß noch Land besteht,
Die Wellen hier sprühn Schaum und Funken!
Doch Berg und Wald und Wiese — geht!
Alles ist im Meer versunken.

Nur dieser gelbe, schmale Streif
Ist übrig von der Welt geblieben,
Drauf irr' ich wie ohn' Stab und Reif,
Ein König, der vertrieben.

Ich kann nicht begreifen, daß
Ich einst durch Wälder bin geschritten,
Daß ich auf Bergesgipfeln saß
Und über Heiden bin geritten.

Sie ruhn im Meer; im Meer ruht
Meine Lieb, mein Hoffen und Sehnen,
Und wie heran jetzt schießt die Flut,
So schießen ins Auge die Tränen.

Gebet auf den Wassern.

(Von M. v. Strachwitz.)

Die Nacht ist hehr und heiter,
Das Land ist weit, wie weit!
Es ruht das Meer in breiter
Smaragdner Herrlichkeit.

Mir ist zu Mut, als schliefe
Der Woge Grimm und Macht
Und schwebte über der Tiefe
Der Herr durch die heilige Nacht.

Mir ist, als müßt' ich zur Stunde
Hinsinken tief und jäh
Zum grünsten Meeresgrunde,
O Herr, vor deiner Näh'!

Mir ist, als müßte hoch über
Mir ruhn die feuchte Gruft
Und dieses Lied darüber
Weben als Morgenluft.

Hymne.

(Von J. Rodenberg.)

Es ist das Meer, das Herz der Welt,
Das ewig schlagende,
Das klar in seiner dunklen Flut,
Den Himmel tragende.

Es ist der Wind, der Hauch der Welt,
Der ewig schwebende,
Das Meer, die Luft, den Wald, das Feld
Rauschend durchbebende.

Die Sonne ist das Aug' der Welt,
Das ewig sprühende,
Das um den kleinsten Dünenhalm
Sich gern bemühende.

O leuchtend Flammenaug' der Welt,
Du ewig sprühendes,
Erfüll mit deinem lautern Glanz
Mein still verglühendes!

O frischer Lebenshauch der Welt,
Du ewig schwebender!
Sei du für meine kranke Brust
Ein mild belebender!

O wogend Flutenherz der Welt,
Du ewig schlagendes,
Nun laß an dir in Frieden ruhn
Mein ängstlich zagendes.

Helgoländer Lieder.

(Von J. Rodenberg.)

Regenbogen.

Noch schweben die Wolken zerrissen,
Noch hangen sie tief und schwer;
Mit den brütenden Finsternissen
Kämpft des Lichtes goldener Speer.

Und wo er sie trifft mit Funkeln,
Wie stäubt da die wilde Jagd!
Da strahlen die Wellen, die dunkeln,
Da blitzt es wie Gold und Smaragd.

Mit Staunen folgt und mit Freude
Der Blick dem verworrenen Hauf';
Phantastische Wolkengebäude
Steigen am Himmel herauf.

Schimmernde Seepaläste,
Wiesen von grünem Schein;
Die Sonne, der Wind als Gäste,
Die wandeln dort aus und ein.

Nun aber stürzt Turm und Mauer
Und alles wird öd' und fahl;
Ein eisiger Regenschauer
Löscht aus den letzten Strahl.

Es ballt sich zu finstrer Masse
Das Grau, das den Himmel verhüllt,
Bis plötzlich sich jene blasse
Wolke mit Glut erfüllt.

In lieblichem Lächeln schreitet
Die Sonne durchs offene Tor
Und über die Ferne breitet
Aufs neu' sie den rosigen Flor.

Ein herrlicher Regenbogen
Spannt weit sich von Meer zu Meer
Und es fahren auf leuchtenden Wogen
Die Schiffe darunter her.

Für Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann, 1821—1902) gelten die Worte Heines: „Der Dichter bringt die Welt mit auf die Welt!" Lorm verlor mit 16 Jahren das Gehör, später wurde auch sein Augenlicht immer schwächer, so daß er endlich vollständig erblindete. Trotzdem schrieb Lorm wiederholt über die Natur und flocht auch in seine Werke schöne Schilderungen ein. Vor allem aber offenbaren die Gedichte den inneren Zusammenhang seiner Seele mit dem All.

Bei Marie von Najmajer ist Lorms Einfluß unverkennbar und doch blieb ihr Empfinden auch der Natur gegenüber ein vollkommen subjektives.

Ernst Ziels schönes Gedicht „Sehnsucht" ist für den Symbolismus jener deutschen Poeten, die von dem „sonnigen Süden" nicht loskommen, bezeichnend.

Sphärenklang.

(Von H. Lorm.)

So lang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt;
Vernimmt manch Ohr den leisen
Gesang der Welt.

Dem sel'gen Nichts entstiegen,
Der ew'gen Ruh',
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? — Wozu?

Naturgewalt.

(Von H. Lorm.)

Was hier als Seufzer durch die Herzen streicht,
Ist dort das Ächzen wundgepeitschten Baums;
Und gleichen Grund, wie daß der Tag erbleicht,
Hat das Erbleichen jedes holden Traums.

Der Wald verdorrt! Dasselbe hat Natur
Mit welkem Laub und totem Glück gewollt!
Gleich gilt's dem Augenblick, der Weltenuhr,
Ob er als Träne, ob als Blatt verrollt.

Seelieder.

(Von M. v. Najmajer.)

1.

Aus Wassern stiegen die Lande
Einst jungfräulich empor;
Es keimt' am feuchten Strande
Der erste Blumenflor.

Auf Wassern kam gezogen
Der große Todestag,
Da unter entfesselten Wogen
Die Welt begraben lag.

Zu Wassern zieht's, zu den Wellen
Mit Macht das Menschenkind;
Es sieht sie schwinden und schwellen,
Weiß kaum, worüber es sinnt.

Was ist sein Empfinden und Wähnen?
Ein neuer Werdedrang?
Ein tiefgeheimes Sehnen
Nach stillem Untergang?

2.

Wie fern ein Ruderschlag
Unzähl'ge Wellenkreise
Vom Wasserspiegel leise
Ans Ufer treiben mag.

Wie alle Flut gelind
Der Regung sich verbündet
Und weiter sie verkündet —
So du auch, Menschenkind!

So flutet durch dein Sein
Des ganzen Alls Bewegung;
Und du, in stolzer Regung,
Du wähnst, du seist allein.

Sehnsucht.

(Von E. Ziels.)

1.

Matt ist meiner Seele
Schweifender Flügelschlag —
Der Sehnsucht Eiland, wie ferne, wie fern!

Ich weiß eine Mär:
Einsam gen Süden zog
Eine verirrte Schwalbe
Weit über die weite Salzflut.
Kalt gingen die Lüfte, novemberkalt,
Und schlugen eisig und grausam
Den verspäteten Wandervogel.
Da sank der flügellahme
Krank und erstarrt
In die blaue Flut? O nein!
Schwanke Gräser und Algen,
Die Blumen des Meeres, lösten die Wurzeln
Und fingen den Sinkenden auf
Und bauten ihm freundlich ein wiegendes, weiches
Schwimmendes Bett;
Und trugen ihn schaukelnd
Über das atmende Meer
Zum warmen, blumigen Süden.
Da schlug er die Augen auf
Und regte die Schwingen
Und flog in den blauenden Himmel der Tropen.

Was zaudert ihr Blumen der Flut?
O, tauchet auf aus dem Meere des Lebens
Und tragt mich über die Tiefen
Zu meiner Sehnsucht sonnigem Süden!
Denn matt ist meiner Seele
Schweifender Flügelschlag.

2.

Das Chaos war
Und es war der Geist
Und in dem Geiste war die Sehnsucht.

Und es schuf der Geist die Welt
Und er schuf den Menschen —
Und die Sehnsucht blieb.

Und die Welt war herrlich und gut
Und Geschlechter kamen und gingen —
Und die Sehnsucht blieb.

Nun seufzt in Rhythmen der Dichter;
Nun weint in Tönen der Sänger,
Nun klagt in Farben der Maler;
Denn die Sehnsucht blieb.....

III.

„Natur spricht laut in Wort und Schrift;
Du mußt nur Windeswehen
Und Duft und Klang von Feld und Trift
Und Fels und Wald verstehen."

All diese Naturstimmen verstand Hermann Rollett (1819—1904). Aber es ist nicht Lenaus krankhafte Liebe, sondern eine frische, fröhliche Art der Naturbetrachtung, die uns aus seinen Liedern entgegenklingt. Rollett freute sich, ohne zu grübeln, ohne unter der grünen Rasendecke Tod und Verwesung zu suchen. Manchmal fand er Töne von solch frischer Ursprünglichkeit, daß man an Vater Gleim und an Hagedorn erinnert wird.

Richard Leander (R. v. Volkmann, 1830—1889) dichtete zarte, duftige Lieder, oft in dem Ton volkstümlicher Weisen. Dieselbe leichte, graziöse Art zeigt auch Hans Hoffmanns Gedicht „Rosenwolken".

Viktor Blüthgens Lieder sind meist fröhlich und sorglos. Er erinnert durch die Vertrautheit mit der Kinderseele an Robert Reinick.

Anklänge an das Volkslied finden sich auch in den Gedichten von Max Kalbeck, Alexis Aar, Johannes Trojan und Franz Alfred Muth.

Theodor Meynerts „Andenken" zeugt von dem innigen Naturgefühl des großen Gelehrten.

Karola Bruch-Sinn besitzt viel Farben- und Formensinn und paßt ihre Gedichte den verschiedensten Naturstimmungen an.

Offenbarung.

(Von H. Rollett.)

Ein jeder Baum, der braust in Wettern
Und jede Blume auf der Flur
Und jeder Zweig ist voll von Blättern,
Der Offenbarung der Natur.

Auf jedem Blatt steht licht und offen:
O glaub an helle Frühlingsluft,
Auf jedem Blatt steht grünes Hoffen,
Stillflüsternd um die Blumenbrust.

Auf jedem Blatt steht groß geschrieben:
„Der Geist der Lieb durchweht die Flur!“
Auf jedem Blatt steht: Lieben! Lieben!
Als Offenbarung der Natur.

Sterne.

(Von H. Rollett.)

Erde sah in Himmelsweiten
Strahlend blinken Stern an Stern,
Ach! und mußte öd sich breiten,
Trüg doch solchen Schmuck so gern.

Da — in ihrer Sehnsucht Drängen
Brach es rings aus ihr hervor
Und mit sel'ger Knospen Sprengen
Blütensterne glüh'n empor.

Der Mond in Himmelsfernen.

(Von R. Leander.)

Der Mond in Himmelsfernen
Ein treuer Wächter steht,
Daß von den tausend Sternen
Verloren keiner geht.
Sie ließen sonst sich sinken
Herab aus kalter Luft,
Der Erde Lust zu trinken,
Zu atmen ihren Duft.

Sie fielen in das Grüne,
Sie lägen auf der Au,
Die Sonne sie beschiene,
Es netzte sie der Tau;
Und sprächen: die ihr Schmerzen
Groß ziehet, Qual zu sehn,
Ihr Menschen, blöde Herzen,
Wie ist die Erde schön!

Lied.

(Von R. Leander.)

Ich fragte: wie haben die Lieder all
In deiner Brust nur, o Lerche, Raum,
Wie trägst du auf deinem braunen Gezweig
Nur all' die Blätter, o Apfelbaum?

Wie birgst du in deinem bescheidenen Kelch,
O Veilchen, nur alle die Düfte lind?
Sie sprechen: wie fasset die Liebe all —,
Dein kleines Herz nur, du Menschenkind?

Rosenwolken.

(Von H. Hoffmann.)

Rosige Wolken
Schatten mir wieder,
Wolken der Liebe,
Lieblich das Haupt.

Unter dem Fenster
Knospet der Flieder,
Heimlich schon hat sich
Die Linde belaubt.

Quellenden Auges
Senke dich nieder;
Sei denn der Blick dir
Ins Freie geraubt.

Statt der Gedanken
Regen sich Lieder;
Gläubiger wirst du,
Als längst du geglaubt.

Bäume, die alten
Blühen dir wieder,
Die dir noch eben
Der Winter entlaubt.

Unter dem Fenster
Knospet der Flieder;
Heimlich schon hat sich
Die Linde belaubt.

In Gedanken.

(Von V. Blüthgen.)

Rings liegt das Grün voll Blütenschnee
Und hin und wieder singt die Meise,
Das Kind sitzt unterm Fliederbaum
Und regt sich nicht und lächelt leise.

Im Garten schwebt ein schöner Traum
Von Erdenglück, den Duft durchschweifend
Und mit des Kleides Purpursaum
Sacht an die junge Seele streifend.

Das erste Lied.

(Von V. Blüthgen.)

Wer hat das erste Lied erdacht,
Das in die Lüfte scholl?
Der Frühling fands in lauer Nacht,

Das Herz von Wonne voll;
Er sang es früh im Fliederbaum
Und schlug den Takt dazu:
„O Maienzeit, o Liebestraum,
Was ist so süß wie du?“

Da kamen Mück' und Käferlein,
Waldvöglein sonder Zahl,
Die übten sich die Weise ein
Wohl an die tausendmal.
Sie trugen's durch den Himmelsraum
Und durch die Waldesruh:
„O Maienzeit, o Liebestraum,
Was ist so süß wie du?“

Mir sangs' am Bach die Nachtigall,
Da ward mir wonnig weh;
Nun folgt das Lied mir überall
Durch Duft und Blütenschnee.
Ich pflück' den Zweig vom Fliederbaum
Und sing' es immerzu:
„O Maienzeit, o Liebestraum,
Was ist so süß wie du?“

Was heute mich so froh gemacht.

(Von M. Kalbeck.)

Was heute mich so froh gemacht?
Vielleicht ein schöner Traum der Nacht;
Vielleicht ein goldner Sonnenstrahl,
Der Früh sich in mein Zimmer stahl;
Vielleicht auch war's die frische Luft,
Der reine Hauch des Märzenwindes
Oder der ersten Veilchen Duft
Oder das Lachen meines Kindes?

Von der Wiese.

(Von M. Kalbeck.)

Auf dem Brombeerstrauche
Sitzt ein kleiner Vogel.
Unter blühenden Gräsern,
Blauen Glockenblumen,
Rosenroten Winden
Reife Beeren winken
Von den grünen Ranken
Und die Mücken tanzen

In der Abendsonne —
Meint ihr, daß das Vöglein
Nach den Beeren hüpfe,
Nach den Mücken hasche?
Nein! Es singt so traurig
In den Sommerabend,
Daß die weite Wiese
Sich in Tränen badet;
Und es horchen alle
Winden, Glockenblumen,
Gras und Kräuterblüten —
„Fröhlich war ich gestern,
Traurig bin ich heute,
Wandern muß ich morgen.“

Wilde Rosen.

(Von A. Aar.)

Die wilden Rosen waren erblüht,
Sie blühn ja nur ein paar Tage!
Da schmückte sich Rain und Waldesrand
Mit dem rosigen duftigen Flittergewand,
Als ginge ein Mädchen im Hage
Zum Tanzgelage.

Die Sonne schien und der Himmel war blau,
In schimmernden Ätherwellen
Kam kräftig herab von den Bergen die Luft
Und aus den Tälern stieg würziger Duft.
Es sprangen in lustigen Fällen
Die rauschenden Quellen.

Da hab' ich vom ersten Morgenlicht
Den Weg in die Felder genommen.
Bei den blühenden Büschen hielt ich Rast,
Hab' ihr lachendes Bild in die Seele gefaßt,
Bis am Himmel die Sternlein glommen
Und der Mond gekommen.

Und dess' bin ich froh; denn schon ist's vorbei!
Fern hör' ich ein Wetter tosen.
Auf den Bergen lasten die Wolken schwer,
Die Luft ist grau und es wirbelt umher
Der Wind die Blätter der losen,
Verblühten Rosen.

Regen.

(Von J. Trojan.)

Es wird des Segens gar zu viel,
Es fällt herab und steigt hinauf;
Fällt aus den Wolken auf den Wald,
Dampft aus dem Wald in Wolken auf.

Wie trieft der Tanne dunkles Haar!
Wie neigen ihre Häuptlein bang'
Die wilden Blumen in das Gras —
Es ist zu viel und währt zu lang!

Wie rieselt's durch das Steingeröll'
Und quillt in Bächlein ringsumher;
Ameisenstraßen überschwemmt's
Und stört im Waldmoos den Verkehr.

Die Wandersleute klagen laut —
Zeig', Sonne, dich in deiner Pracht,
Blick' ins verweinte Angesicht
Der Erde, daß sie freundlich lacht!

Herbstlied.

(Von F. A. Muth.)

Wer wird in diesen Tagen,
So still, so blau und licht
Nach Schnee und Winter fragen,
Der alle Wonne bricht?

In tiefen langen Zügen
Saugt man den Blumenduft
Und sucht ein süß Genügen
In sonnigklarer Luft.

Es ist, als dürfe nimmer
Von Weh die Rede sein,
Als müss' der goldne Schimmer
Tief in das Herz hinein.

Ein Singen und ein Klingen
Durchzieht die Seele leis',
Und doch die Tränen dringen
Ins Auge schwer und heiß.

Andenken.

(Von Th. Meynert.)

Wie grüßt ihr seltsam mich, ihr Höhn und Fluren,
Ihr scheint mir schlummernd und nicht aufzuwecken.
Im Nebel traumhaft schwimmend die Konturen,
Der Boden hüllet frostig sich in Decken.

Viel liebe Bäume stehn dort an der Reige,
Vom eis'gen Harnisch ist der Stamm umblitzet
Und silbern anzuschaun die Äst' und Zweige,
In Eiskristallen zierlich nachgeschnitzet.

Ich seh' es wohl, die bunten Freuden starben;
Ein nebelhaftes Traumbild ist geblieben.
Du mahnest mich, Natur, jetzt ohne Farben
An eine Zeichnung von etwas Liebem.

Schneeglöckchen.

(Von K. Bruch-Sinn.)

Des Winters letztes Träumen,
Des Frühlings erster Gruß,
Der aus verschneiten Räumen
Noch still erblühen muß.

Vom Jüngling scheint's gesendet,
Der fröhlich lugt ins Land,
Doch hat's der Greis gespendet,
Der sich zum Abschied wandt'.

Wie eng sind hier verwoben
Auf- und Niedergang!
Ein heitrer Sang, wo eben
Ein Totenlied verklang.

Wohl ihm, dem Lenzeswehen
Dem Blüt' und Sonnenschein
Bedeutet: Auferstehen,
Verkündet: Glücklich sein!

Maireigen.

(Rokokoweise.)

(Von K. Bruch-Sinn.)

Mit Blümlein und Düften
Kehret er wieder,
Der wonnige Mai —
Ihn grüßen des Dichters
Lieblichste Lieder
Und des Hirten Schalmei.
Horch, in die heiteren irdischen Sänge
Fallen die Englein ein:
Drum hört ihr auf Erden
Himmlische Klänge
Im wonnigen Mai'n, im wonnigen Mai'n.

Aus dem Süden.
Landschaftsbild.
(Von K. Bruch-Sinn.)

Glühender Morgensonne
  Blendend hehrer Schein
Lagert sich auf der Gipfel
  Zackig getürmte Reihn.
Sie, die erst weißlich glänzten
  Im dämmernden Morgengraun
Jetzt blendende Glutenstrahlen
  Goldig übertau'n.
Vom Fuße der kalkigen Riesen,
  Da klimmt der rankende Wein
Hinan, als ob er ersehnte
  Den kochenden Sonnenschein.
Gemach, noch eine Weile,
  Du ungeduldiges Blut,
Bald senkt sich zu dir hernieder
  Die reifende Tagesglut;
Und legt sich liebkosend auf deiner
  Vielarmigen Ranken Grün,
Durchbrechend ihr dichtes Gehege,
  Auf üppigen Trauben zu glühn.
Tief unten im Talesgrunde,
  Da schimmert der Ölbaum hervor,
Matt grünlich glänzen die Blätter,
  Als deckt' sie ein leichter Flor.
Als wäre der Schaum geflogen
  Von jenen Klippen her,
Auf ihren Zweigen zu ruhen,
  Wie er entflohen dem Meer.
Wie still die See und träumend
  Im goldigen Mittagsglanz;
Sie ruht von dem grauenvollen
  Wildwogenden Sturmestanz:
Der gestern mit Donnerbrausen
  Das ringende Schiff verschlang,
Singt heute an grünen Ufern
  Den lieblichen Wogengesang.

Josefine Freiin von Knorrs (geb. 1827) Gedichte sind kleine Naturbilder, wahre Kabinettstücke einer feinen Kunst, die auf unendlich liebevoller Beobachtung der Falter und Blumen basiert. Oder sie geben Naturstimmungen wieder, eigentlich nur die Ahnung von solchen: Schwingungen, die noch nicht Farbe oder Ton sind, sondern nur ein Hauch.

Vorfrühling.

(Von J. v. Knorr.)

Es ist ein blauer sonn'ger Tag,
Noch liegt der Schnee, der Ast ist kahl,
Noch ist ein Leuchten überall
Nach etwas, das da kommen mag.

Noch wärmt es nicht, es weht noch kühl,
Doch ist kein Frost mehr in der Luft,
Ein leiser Hauch, noch ist's kein Duft,
Es ist der Wonne Vorgefühl.

Blumen und Falter.

(Von J. v. Knorr.)

Das ist mir noch geblieben
Aus meiner Kinderzeit,
Die Falterwelt zu lieben
In Berges Einsamkeit.

Die Falter, die da fliegen,
Wenn heiß der Mittag glüht,
Die auf dem Kelch sich wiegen,
Der würzig aufgeblüht.

Wie hold sie zu belauschen
In ihrem Sommertraum,
Wenn sie die Grüße tauschen
Am sonn'gen Waldessaum

Wenn sie am Quellenrande
Versammeln sich zum Tanz
Und wenn im Gartensande
Aufblitzt ihr Schillerglanz.

Erinnerungen schweben
Vorbei im Blumenduft,
Begleiten und umweben
Das zarte Volk der Luft.

Aurora.

(Von J. v. Knorr.)

Fröhlich fliegt er um die Rosen,
Wenn auf Erden weht der Mai,
Wenn die ersten Falter kosen,
Kommt er leichtbeschwingt herbei.

Eh noch der Gewitter Blitzen,
Eh die Donnerwolke droht,
Hebt er seiner Flügelspitzen
Frühlings heitres Morgenrot.

Herbstzeitlose.

(Von J. von Knorr.)

Eh der Herbst mit seinem Hauche
Blätter gerbt
Und die Beeren an dem Strauche
Röter färbt,

Unabsehbar in der Runde
Ringsherum,
Taucht aus feuchtem Wiesengrunde
Colchicum.

Ros'ger Anhauch, der verglühte,
Bleicher Stiel,
Ähnlich wie des Krokus Blüte
Im April.

Traumhaft und den Kelch geschlossen
Eingesenkt,
Blumen lieblich aufgeschossen —
Giftgetränkt.

Carmen Sylva (geb. 1843) die königliche Dichterin, liebt die Natur seit den Tagen der Kindheit: Schon damals erzählten ihr die Waldbäume die schönsten Märchen und der Wind war ihr Spielgeselle: „Waldweh". In anderen Gedichten vergleicht Carmen Sylva das Leben der Bäume mit dem der Menschen: „Ewige Liebe". Und überall findet sie warme innige Töne zum Preise ihrer treuen Freundin — der Natur.

Waldweh.

(Von Carmen Sylva.)

Du Waldgeruch! Du Waldgesang!
Du frischer Duft, du reicher Klang,
Wie hab' ich dich so gern!
Wie lacht mein Aug', mein Herz dir zu,
Wie bringest Freud' und Frieden du,
Dem armen Erdenstern!

Ich seh' dich noch des Nachts im Traum,
Du stolzer, edler Waldesbaum,
Du rauschest ernst und lind!
Wie oft hab' ich gelauschet dir,
Wenn Märchen du erzähltest mir,
Dem wilden Waldeskind.

Du Wind! mein alter Spielgesell!
Wir sangen um die Wette hell
Im grünen Gotteshaus!
Nun singst du alter Freund allein,
Mir rostete die Stimme ein
Im hohlen Weltgebraus.

Du Wind! Küss' mir die Blumen all
Und grüße schön Frau Nachtigall,
Sie soll sich rühren bald!
Und streichle sanft den kleinen Bach,
Ruf' überall das Echo wach,
Durchrausche meinen Wald!

Ewige Liebe.

(Von Carmen Sylva.)

War's der dunkle Tannenbaum,
Der die Buche sich erkor?
War sie's, die sich im Jugendtraum
In seinen Arm verlor?

Sie halten sich umschlungen fest
Für alle Lebenszeit,
Es schmückt sein düsteres Geäst
Ihr wechselnd Farbenkleid.

Doch da ihr Kleid zur Erde fällt,
Schützt sie sein starker Arm;
Vor eisig kalter, rauher Welt
Hält er sie zart und warm.

Und wenn im Frühling er sein Weib
Sieht jugendfrisch erblühn,
Vor Freude schmückt den alten Leib
Er selbst mit jungem Grün.

Angelika von Hörmann (geb. 1843) gab der letzten Sammlung ihrer Gedichte den Titel: „Auf stillen Wegen". Das Buch enthält

Naturlieder, welche durch ihre edle Einfachheit, die überhaupt ein Kennzeichen von A. v. Hörmanns Dichtungen ist, ergreifend wirken.

„Auf stillen Wegen“ trägt folgendes Motto:

„Sahst du nie des Morgens früh
Von Nebeln rings den Berg umzogen?
Bald stieg die Sonne leuchtend auf
Und die Gestalten sind verflogen.

So wogt um mich des Lebens Flut,
Mein Herz wird froh und wieder trüber
Und alles zieht im Sonnenschein der Poesie vorüber.“

Vom Traum und Wachen.

(Von A. von Hörmann.)

Durchs Fenster grüßt ein Sonnenstrahl;
Nun ist's genug der zürnenden Qual.

Der Menschen Bosheit, Neid und Haß
Verschließ' ich ins enge düstre Gelaß.

Willkommen, du goldner, mildgütiger Schein,
Nun flute mir warm ins Herz hinein.

Du frischer Lufthauch, umkose mich,
Du rauschender Bach, umtose mich!

Im grünen, würz'gen Waldesgrund
Aufatme hoch, vergrämter Mund.

Wie ruht sich's weich ins Moos gesenkt,
Den Blick zum leuchtenden Blau gelenkt!

Gleich weißen Wolken, die droben ziehn,
So fühl' ich den Groll zerrinnen und fliehn.

Der Sinn wird klar, über Raum und Zeit
Schwebt ruhig die weite Unendlichkeit.

Zu tiefst verwandelt kehr' ich zurück
Und trage im Herzen ein stilles Glück,

Das mich lächeln macht im Menschenschwarm:
„Wie bin ich so reich, wie seid ihr so arm!“

Adolf Bartels (geb. 1862) fand manchen Weg, der von der Natur zur Poesie führt und umgekehrt. Er verfolgte diese Pfade nicht lange, sondern wendete sich der Literaturwissenschaft zu. Trotzdem ist Bartels ein Dichter von hervorragender Begabung; nur einem solchen gelingt ein Lied, wie „Das Grab im Walde".

Hermann Hangos (geb. 1861) Poesie ist tatsächlich nichts fremd, was mit der Natur im Zusammenhange steht. Seine Seele schwingt sich hinauf in den unendlichen Raum und seinen feinen Sinnen entgeht auch nicht das kleinste Wunder der Schöpfung.

In Laurenz Kiesgens Liederzyklus „Zeitlosen" kommen ähnliche Vergleiche zwischen dem Menschenleben und dem Leben in der Natur vor, wie in Hangos Gedichten. Oskar Blumenthals und Johanna Dirnböck-Schulz' gleichnamige Gedichte: „Wildbach" variieren dasselbe Thema, aber auf ganz verschiedene Weise.

Das Grab im Walde.

(Von A. Bartels.)

Im Walde ließ ich all' die Träume fliegen,
Die ich gehegt seit meinen jungen Jahren.
Was herrlich ich nie konnte offenbaren,
Nicht länger sollt's mir auf der Seele liegen.

Sie haben in den Zweigen sich verfangen,
Sie haben sich versteckt im weichen Moose,
Sie flogen mit dem Blatt, verwelkt und lose,
Ja, selbst als Lichtstrahl sind sie fortgegangen.

Nun darf ich niemals mehr zum Walde gehen,
Sonst kommen sie, die Flücht'gen, eilig wieder
Und lassen sich in meiner Seele nieder,
Versteckt in Licht, in Duft, in leisem Wehen.

Nach Jahren erst, wenn von dem raschen Knaben
Nicht eine Locke blieb im Sturm der Zeiten,
Dann darf ich einmal noch den Wald durchschreiten,
Den Friedhof, wo mein Teuerstes begraben.

So möcht' ich ruhn.

(Von H. Hango.)

So möcht' ich ruhn.... Mein Grab allein
Auf einem Kap ins Meer hinein
Und über mir des Schiffers Mal,
Ein hoher Baum im Sonnenstrahl.

Und modern nicht, wo Grab an Grab
Endlose Reihen liegt hinab,
Wo alles ruht, was lebenslang
Geflohen ich, um Höheres bang.

Und schlafen nicht in Mauern still,
Wo kaum ein Vogel flattern will;
Doch ruhen, wo mir ins Gebein
Noch bebt der Lebenspuls hinein;

Das Meer noch schüttert meinen Staub,
Bis Grab und Fels der Wellen Raub
Und aufgellt einer Möwe Schrei,
Als ob es meine Seele sei.

Primel und Zitronenfalter.

(Von H. Hango.)

Die Primel blüht aus schwarzer Krume,
Gefesselt noch an ihre Gruft;
Darüber scheint's dieselbe Blume,
Gaukelnd schwebt sie durch die Luft.

Wer dies Geheimnis dir entsiegelt,
Der findet selbst nicht Erdenruh!
Aller Schwere frei, geflügelt,
Schwebt er fernen Höhen zu.

Zeitlosen.

(Von L. Kiesgen.)

Doch als wir sie zur letzten Ruh
zur Stadt hinaus gebracht,
da hat der Sonnenschein dazu
gestrahlt in schönster Pracht.

Oktoberfriede hüllte rings
die Herbstesfluren ein;
die Schwingen eines Schmetterlings
umgaukelten den Schrein.

In stiller Wehmut der Natur,
verklärt im stillen Glanz,
so hat des schlichten Lebens Spur
sich uns entschleiert ganz:

Sie wollte ja vom Leben nichts,
als was sich just so gab,
ein Streifchen späten Sonnenlichts
und ein zufrieden Grab.

Der Wildbach.

(Von O. Blumenthal.)

Ich bin den Berg emporgestiegen
Bis zu des Wildbachs Quellenspalt.
Ich seh' ihn aus dem Fels entfliegen
Mit ungebändigter Gewalt.

Gebietend bahnt er sich die Wege.
Er wühlt sich in den Waldgrund ein.
Er überbraust die schmalen Stege
Und bohrt sich Rinnen durchs Gestein.

So seh' ich ihn talabwärts eilen
Mit Zweigen und Geröll durchmischt.
In felsenhohen Tropfensäulen
Steigt schäumend auf der weiße Gischt.

Doch kaum, daß er des Tals Gelände
Mit seinen Wellen hat benetzt,
So hat sein Jugendsturm ein Ende.
Nun wird er sittig und gesetzt.

Beschwichtet wird und wohlerzogen
Des Wildlings überkühner Lauf.
Bald nimmt er in die klaren Wogen
Auch manches trübe Rinnsal auf.

Verbraust sein Trotz, verbraust sein Drängen!
Gebändigt ist der wilde Bach —
Und säumig zwischen Uferhängen
Schiebt Welle sich der Welle nach.

Noch kaum entstürzt den Felsenwänden —
So früh verkrüppelt seine Kraft!...
Muß jeder Heldentrotz so enden?
Verschäumt so jede Leidenschaft?

Muß kühnes großgebornes Streben
Verrinnen endlich träg und flach?...
Mir war's, als hätte sich das Leben
Gespiegelt im bezähmten Bach.

Der Wildbach.

(Von J. Dirnböck-Schulz.)

Sieh den Wildbach: Brüllend stürzt er
Aus der Felsenenge Spalt;
Schäumend brechen seine Wellen
Sich mit tosender Gewalt.
In der Berge starre Wände
Drängt er gierig nagend ein,
Höhlend selbst im jähen Falle
Harter Felsen Urgestein.

Doch tief drunten dort im Grunde
Langsam sich das Bächlein dehnt,
Wie ein Kind, das nach dem Spiele
Müde sich nach Ruhe sehnt.
Seine Wellen gleiten leise
Zwischen niedern Ufern hin,
Kosend um die Blumenstengel
Seine klaren Wasser ziehn.

In der trägen Wasserader
Kennst du nicht den Wildbach mehr,
Der mit donnerndem Gebrülle
Über Schroffen stürzte her;
Leise murmeln seine Wellen
Müde sehnend sich nach Ruh',
Wildbach einst, dann müdes Bächlein:
Menschenseele, das bist du!

IV.

Friedrich Hebbel (1813—1863) war zu Wesselburen in Dithmarschen geboren. Er verbrachte eine traurige Jugend und suchte frühzeitig Trost in den Büchern und bei der Natur. Als Knabe las Hebbel die Chroniken des Friesenlandes, die von dem ewigen Kampf mit der See berichten und im Alter von zwölf Jahren erlebte er eine furchtbare Sturmflut. So verdankt die Sprache des Dichters ein gut Teil ihrer Kraft und Ursprünglichkeit dem Brausen des deutschen Meeres.

Den Lyriker Hebbel vernachlässigte man jahrelang in unverantwortlicher Weise. Erst in neuester Zeit fanden seine Gedichte, die wahre Perlen echter Poesie sind, die richtige Würdigung. Es liegt etwas Tiefes und Ahnungsvolles in diesen Liedern und Herbheit und Milde sind hier in wunderbarer Weise gepaart.

Vorfrühling.

(Von F. Hebbel.)

Wie die Knospe hütend,
  Daß sie nicht Blume werde,
Liegt's so dumpf und brütend
  Über der drängenden Erde.

Wolkenmassen ballten
  Sich der Sonn' entgegen,
Doch durch tausend Spalten
  Dringt der befruchtende Segen.

Glühende Düfte ringeln
  In die Höhe sich munter,
Flüchtig grüßend züngeln
  Streifende Lichter herunter.

Daß nur still erfrischend
  Eins zum andern sich finde,
Rühren, alles mischend,
  Sich lebendige Winde.

Herbstbild.

(Von F. Hebbel.)

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was von dem milden Strahl der Sonne fällt.

Meisenglück.

(Von F. Hebbel.)

Aus dem goldnen Morgenqualm
Sich herniederschwingend
Hüpft die Meise auf den Halm,
Aber noch nicht singend.

Doch der Halm ist viel zu schwach,
Um nicht bald zu knicken
Und nur, wenn sie flattert, mag
Sie sich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht sie nun
Flink und unverdrossen
Und indes die Füßchen ruhn,
Wird ein Korn genossen.

Einen kühlen Tropfen Tau
Schlürft sie noch daneben,
Um mit Jubel dann ins Blau
Wieder aufzuschweben.

Die Weihe der Nacht.

(Von F. Hebbel.)

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichen Segen schwer,
Säuselt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreise
Auf ins Weit'ste strebte,
Sanft und leise
Sank es in sich selbst zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen;
Und aus seinen Finsternissen
Tritt der Herr, so weit er kann
Und die Fäden, die zerrissen,
Knüpft er alle wieder an.

Adolf Graf von Schack (1815—1894) schwelgte förmlich in der Schönheit altklassischer Poesie und Kunst. „Lothar", ein Gedicht in 10 Gesängen, enthält farbenprächtige Landschaftsbilder aus Spanien und Griechenland; die Naturstimmungen aber gelingen Schack in dem einfachen Lied am besten.

Verwehte Blätter.

(Von A. von Schack.)

1.

Ringsum nun wird es stille,
Indes der Tag versinkt
Und froh im Gras die Grille
Den Tau der Dämmerung trinkt.

Aufsteigt die Nacht im Westen,
Sie atmet hörbar kaum
Und wiegt von Ast zu Ästen
Den Wald in Schlaf und Traum.

Den Vögeln, wie sie brüten,
Drückt sie die Augen zu
Und lullt im Tal die Blüten,
Die Ähren all in Ruh'.

Komm, Mutter Nacht, und lege
Die Hand aufs Herz mir mild,
Daß sie die wilden Schläge
Dem Ruhelosen stillt.

2.

Wie war mir so beklommen,
Als ich im Fenster lag!
Ich sah, es war gekommen
Der erste Wintertag.

In blassen grauen Streifen
Zog Heerrauch ob dem Moor,
Weiß angehaucht vom Reife
Erglänzte Halm und Rohr.

Ein Fink sang auf der Linde
Beim halbgestürzten Nest,
Welk bebten noch im Winde
Die Blätter am Geäst.

Erst in der Abendspäte
Erstarb die Stimme matt —
Der eis'ge Nordwind wehte
Herab das letzte Blatt.

Emanuel Geibel (1815—1884) besaß ein großes Anpassungsvermögen. Er bildete sich nicht nur an Goethe, Heine, Uhland, Eichendorff und Freiligrath, sondern auch an den französischen Lyrikern, die er so meisterhaft nachdichtete. Aus diesem Grunde wurde er zu einer Zeit, da man den feinen sinnlichen Reiz seiner Sprache noch nicht gebührend zu würdigen verstand, häufig unterschätzt. Wollte man bei jedem Dichter alle die Töne, die da mitschwingen, genau untersuchen, dann bliebe wohl überhaupt wenig Eigenes. Denn die Lyrik gleicht der menschlichen Stimme; sie ist immer dieselbe und doch so unendlich verschieden. Darin liegt das Geheimnis der Verse, ihr Leben, könnte man sagen. Bei einem großen Dichter wie Geibel steht dieses Leben stets im innigen Zusammenhang mit dem All-Leben.

Heinrich Leuthold (1827—1879), kam Geibel an Formvollendung fast gleich, hatte jedoch eine besondere Vorliebe für gedankentiefe Stimmungen.

Das Geheimnis der Sehnsucht.
(Von E. Geibel.)

Nun wandelt von dem Berge sacht
Zum See herab die Sommernacht;
Und träumerisch, mit heißem Sinn,
Durch ihre Schatten schreit' ich hin.
Berauschend schwimmt im Strom der Luft
Daher der Rebenblüte Duft,
Der Glühwurm webt die lichte Bahn
Im Dunkel an des Turms Gemäuer
Und droben glühn mit tiefem Feuer
Die Sterne rätselhaft mich an.

Dies ist die Stunde, da das Lied
Der Sehnsucht durch die Lüfte zieht,
Da tief im Wald Gestein und Flur
Der Kern ist aller Kreatur:
Der Sehnsucht, die durch Felsen dicht
Den Quell emporzwingt an das Licht,
Die nach dem Himmel aus dem Wald
Mit tausend grünen Armen greift,
Aus hartem Stein als Echo hallt,
Im irren Wind die Welt umschweift,
Die aus der Nachtigallen Kehle
Im Silberton hinperlend quillt
Und aus dem Blumenauge mild
Dich anschaut mit der stummen Seele....

Feierabend.

(Von E. Geibel.)

Wie sich am westlichen Himmel
Hinter den Bergen in Purpurgeflock
Die Sonne verliert,
Atmet die Brust freudiger auf
Und saugt begierig
Den kühl erfrischenden Hauch des Abends.

Stiller wird's in der Seele:
Ein ruhig heiterer See
Dehnt sich weit;
Schwänen gleich
Ziehen Erinnerungen
Über den friedlichen Spiegel hin.

Ruhe, Ruhe
Säuselt mich an aus der Höhe.
Über das Auge sinkt
Leise die Wimper
Und vom Wunderbaume der Nacht
Brech' ich des Schlummers liebliche Blüte,
Des Traumes Goldfrucht.

Auf dem See.

(Von E. Geibel.)

Nun fließt die Welt im kühlen Mondenlicht
Die Berge sind im weißen Duft versunken:
Der See, der leis' um meinen Kahn sich bricht,
Spielt fern hinaus in irren Silberfunken,

Doch sein Gestad' erkenn' ich nicht.
Wie weit! wie still! Da schließt in mir ein Sinn
Sich auf, das Unnennbarste zu verstehen;
Uralte Melodien gehen
Durch meine Brust gedämpft dahin.
Es sinkt wie Tau der Ewigkeitsgedanke
Kühl schaudernd über mich und füllt mich ganz,
Und mich umflutet sonder Schranke
Ein uferloses Meer von weißem Glanz.

Liederfrühling.

(Von H. Leuthold.)

Der Lenz ist da,
Und fern und nah
Gibt's neue Weisen und Lieder;
Wie einst Merlin,
So lausch ich hin
Und alles schreib' ich nieder.

Hoch in der Luft
Was die Lerche ruft,
Was die Drossel klagt im Holunder,
Was den Rosen all'
Die Nachtigall
Flötet, Sagen und Wunder;

Was die Schlange klug
Ihre Kinder frug,
Die im Sonnenlichte schillern,
Was Hänfling und Fink
Im Fluge flink
Einander zwitschern und trillern;

Was die Vögel gewußt,
Die voll Wanderlust
Aus dem Süden erst gekommen,
Was im Walde tief
An Märchen schlief;
Hab' alles, alles vernommen.

Hab' es abgelauscht,
Was lenzberauscht
Die Glockenblumen läuten: —
Lieder und Melodi'n
Wie Merlin
Kann ich sie deuten.

Stimmungsbild.

(Von H. Leuthold.)

Rings Wald und Moor. Wie schwül die Luft,
Die Wildnis hier wie abgelegen!
Gleich einer dunkelgrünen Gruft
Gähnt schweigend mir der See entgegen.

Ein Wasserhuhn huscht scheu empor
Und duckt sich nieder unt'rm Schilfe;
Gedehnt und wimmernd tönt vom Moor
Ein Laut oft wie ein Ruf um Hilfe.

Ein Geier schwebt mit schrillem Pfiff
Hoch über meinem Haupt im Blauen,
Am Strande liegt ein leckes Schiff,
Wie eine Leiche anzuschauen.

Und fernher — kalt und feierlich —
Ragt das Gebirg mit seinen Gletschern;
Es spiegelt in den Wellen sich,
Die ums versunk'ne Pfahldorf plätschern.

An das Meer.

(Von H. Leuthold.)

Gruß dir, frührotschimmerndes Meer! Gewaltig
Haucht dein herber Odem mich an und wieder
Tragen aufwärts mich die des Flugs entwöhnten
Schwingen der Seele.

Tief geheimnisvoll, wie des Weltenschicksals
Stimme tönt dein Donnergebrüll ins Ohr mir,
Ehern, rauh, hohnlachend, so vieler Völker
Wiegen- und Grablied.

Endlos groß hinwogendes Meer, wer bist du?
Aus Versehn entfesselte rohe Urkraft?
Oder gab ein Gott, ein Gesetz dir dieses
Amt der Vertilgung?

Oft wie Atemzüge des großen Weltgeists
Weht's aus deinen Tiefen; mir ist, als hört ich
Heil'ge Laute, welche der Schöpfungssagen,
Rätsel mir löſten.

Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör' ich
Jene Geister, über den Wassern schwebend,
Frag' umsonst.... du speist an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen.

Malvida v. Meysenbug (1816—1903) verbrachte einen großen Teil ihres Lebens in Italien. Sie schilderte auch häufig italienische Landschaften, doch leider wurden diese Feuilletons und Skizzen nie gesammelt. Die folgenden Verse schrieb M. v. Meysenbug kurz vor ihrer letzten Krankheit (1901) auf der Terrasse ihres Landhauses in Sorrent.

„Der Sturm hat endlich sein Toben beendet,
Die Wolken versanken in Duft aufgelöst;
Friedenvoll liegt nun die Fläche des Meeres
Geglättet zur Ruh nach stürmischer Erregung;
Weiter spannt wie ein durchsichtiges Zeltdach
Der mächtige Himmel sich über die Welt,
Vom silbernen Vollmond lieblich durchleuchtet
Und mit schimmernden Sternen prächtig geschmückt.
Wie Geisterhauch schwebt tiefe Stille umher;
Nichts ist erhabener als dieses Schweigen!
Ist's doch, als läge das Geheimnis des Daseins
In ruhiger Klarheit enthüllt uns da.
Seele, verstehende, ahnst du das Gleichnis?
Trage hinauf mich zu ewigen Gefilden,
Wo göttliche Ruhe der Erfüllung mir winkt."

Friedrich Bodenstedt, (1819—1892) veröffentlichte im Jahre 1850 die Beschreibung einer Reise von Moskau nach Tiflis und durch Armenien bis zu dem Hafen von Kertsch unter dem Titel „Tausend und ein Tag im Orient". Das Buch erregte durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderungen großes Aufsehen, vor allem aber durch die in den Text eingestreuten „Lieder des Mirza Schaffy".

Den anmutig einschmeichelnden Klang dieser Lieder, der an die weichen Rhythmen der Wellen eines südlichen Meeres erinnert, haben auch die übrigen Gedichte Bodenstedts und nur wenige von ihnen sind konkreter.

Sommernacht.

(Von F. Bodenstedt.)

Nun liegt die Welt im Traume,
Berauscht von Glanz und Duft —
Kein Blatt regt sich am Baume,
Kein Vöglein in der Luft.

Die müden Sterne neigen
Zur Ruh' schon ihren Lauf,
Doch mir im Herzen steigen
Noch schön're Sterne auf.

Was mir der Tag beschieden
Ward sorglos nie vollbracht,
Doch selig ist der Frieden
Der stillen heiligen Nacht.

Im Mai.

(Von F. Bodenstedt.)

Vom Garten der jubelnde Drosselschlag
Lockt fort mich ins Freie am frühen Tag.
Lichte Wölkchen umschweben das Himmelsblau,
Taufeuchte Blumen durchblitzen die Au.
Aus dem weither schimmernden Birkenwald
Der prophetische Ruf des Kuckucks erschallt;
Aus dem Saatfeld steigt jubelnd die Lerche empor;
Stolz schreitet der Storch zum Bach durchs Moor;
Der Adler blickt spähend nach Raub vom Horst;
Den Specht hör' ich hämmern im nahen Forst;
Frische Blüten flattern von Busch und Baum;
Die Welt träumt wieder den Frühlingstraum
Und ich träume ihn mit und vergesse dabei,
Wie lang schon verblüht mein Lebensmai.

August Peter Cornelius (1824—1874) war einer jener Ausnahmsmenschen, die sich inmitten des steten Kampfes, den man Leben nennt, die innere Harmonie bewahrten. Dazu trug seine große Liebe zu der Natur viel bei.

Eine Sammlung seiner Dichtungen: „Briefe in Prosa und Poesie von Peter Cornelius an Rosa und Feodor Milde" trägt folgendes Motto, das für den stillen feinsinnigen Künstler bezeichnend ist:

„Eine Blüte im Lenz,
Dann welkend Laub;
Ein pochend Herz,
Dann ein bißchen Staub;
Ein Liebeshauch, und dann ach so still,
Und niemand, der mein gedenken will.
Was wär' ich, daß ich so enden müßt,
Wenn Gott nicht ewig von mir wüßt."

Ich ging hinaus um dich zu sehn.

(Von P. Cornelius.)

Ich ging hinaus um dich zu sehn:
Ich sah den Äther hell und rein
Und wundergoldnen Sonnenschein —
Dich aber sah ich nicht.

Ich ging hinaus um dich zu sehn:
Da sah ich weithin Blumen blühn
Im Schmelz der bunten Farben glühn —
Dich aber sah ich nicht;

Doch als ich wieder kehrte heim,
War mir das Herz so voll von Duft
Und Sonnenschein und Himmelsluft,
Als hätt' ich dich gesehn.

Ich war ein Blatt am grünen Baum.

(Von P. Cornelius.)

Ich war ein Blatt am grünen Baum,
Von Lüften lind umfangen
Und bin im Wind, im Wellenschein
Vergangen.

Ich war ein Licht, gab hellen Schein
Und sprühte goldne Funken,
Im Dunkel ist die Flamme mein
Versunken.

Ich war ein Hauch, ich war ein Ton,
Von Lust und Schmerz durchdrungen,
Nun ist es still, nun bin ich schon
Verklungen.

Georg Herweghs (1817—1875) Gedichte sind teilweise von förmlich zauberhafter Schönheit. Ihre Sprache klingt wie Musik, wie eine Äolsharfe, über die leise der Wind streicht, so zart, so traumverloren, förmlich überirdisch.

Dranmors (Ferdinand von Schmidt, 1823—1888) „Ein Blatt aus der Knabenzeit" ist gleichfalls ein Lied der Sehnsucht nach dem Frieden in der Natur.

Ich möchte hingehn wie das Abendrot.

(Von G. Herwegh.)

2.

Ich möchte hingehn wie das Abendrot
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter ungefühlter Tod! —
Mich in dem Schoß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, im ungeschwächten Blinken,
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittich blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Tau im Tal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O, wollte Gott, wie ihn, der Sonnenstrahl
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet
Und kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust verklinget.

Du wirst nicht hingehn wie das Abendrot,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis' brechen.

Ein Blatt aus der Knabenzeit.

(Von Dranmor.)

Ich möchte schlafen gehn
Dort auf den grünen Matten,
Dort wo die Tannen stehn
Möcht' ich in ihren Schatten,
Befreit von Herzensqual
Zum letzten Mal
Die blauen Wolken sehn
Und ewig schlafen gehn.

O langersehnte Lust,
Die Menschen zu vergessen
Und diese heiße Brust
In feuchten Tau zu pressen!

Kein Laut im weiten Raum —
Ein letzter Traum —
Und alles ist geschehn,
So möcht' ich schlafen gehn.

Ich habe lang gewacht,
Von süßer Hoffnung trunken;
Nun ist in Todesnacht
Der Liebe Stern versunken;
Fahr wohl, o Himmelslicht!
Ich klage nicht —
Doch wo die Tannen stehn,
Da möcht' ich schlafen gehn.

Durch Geibels Vorrede wurde im Jahre 1854 die allgemeine Aufmerksamkeit auf Hermann Linggs (1822—1905) Gedichte gelenkt. Fast gleichzeitig erschien Heyses erste Novellensammlung und die beiden jungen Dichter des Münchner Kreises schlossen sich bald näher aneinander. Jetzt, nach fünfzig Jahren, erfüllte Heyse eine Pflicht der Pietät, indem er die Gedichte des Jugendfreundes herausgab.*) Er sagt in der Vorrede: „Der völlig neue Klang dieser Lieder und Balladen, die visionäre Kraft, Bilder und Stimmungen vergangener Zeiten heraufzubeschwören, der edle Tiefsinn und die innige Wärme in der Betrachtung alles Menschlichen, erregten sofort den Eindruck, daß hier wieder einmal eine echte Dichternatur unter uns erschienen... Niemand aber hatte die magische Macht der Natur schlichter und doch ergreifender ausgesprochen, als es in dem Sonett „Mittagszauber" geschehen war."

Karl Siebels „Frühlingstag" reicht beinahe an das gleichnamige Gedicht Linggs heran.

Mittagszauber.

(Von H. Lingg.)

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Tal und Höh' in Stille sich gebreitet,
Man hört wie der Specht im Tannicht scheitet
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

*) „Ausgewählte Gedichte von Hermann Lingg." Herausgegeben von Paul Heyse. Mit Porträt nach F. von Lenbach. Stuttgart, Cotta. 1906.

Und schneller rauscht der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blütenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Frühling.

(Von H. Lingg.)

Seelenvoll neigt dämmernd des Himmels Lichtblau
Sich zur Erde nieder an Blumenkelche,
Land an Land, schwertauende Blätter, wie sie
Flüstern im Schlafe!

Will es Frühling werden und kommt ihr wieder,
Ihr aus milden Zonen gesandte Tage,
Wie die holde Lerche verkündet, kommt ihr,
Kommt ihr doch wieder!

Frühlingstag.

(Von H. Lingg.)

Es kommt so still der Frühlingstag,
So heilig hergezogen,
Kaum, daß ein Hauch bewegen mag
Des Flieders blaue Wogen.

Es grüßt mich durch die warme Luft
Ein Tönen halbverklungen
Und aus der Blume stillem Duft
Tauchen Erinnerungen.

Frühlingstag.

(Von K. Siebel.)

Es ist so still, als wär' es Schlafenszeit,
Als wär' entschlummert Not und Leid,
Gestorben Angst und Qual,
Kein Hauch bewegt die Bäume,
Wie unschuldvolle Kinderträume
Ziehn leichte Wölklein durch das Tal.

Von Johann Georg Fischer (1816—1897), sagt Karl Weitbrecht*): „Wohl trägt seine Poesie eine schwere Tracht Gedanken mit sich, die an Schiller und Hölderlin zu gemahnen scheint, angesichts der schlichten, knappen, innigen Art vieler seiner Lieder und Stimmungsbilder mag man auch an Uhland und Mörike denken — und doch ist hier wieder etwas ganz anderes, der Ausdruck einer nur einmal so vorhandenen Dichterpersönlichkeit. J. G. Fischer war in seiner Art ein ganz moderner Dichter, den romantischen Zug der älteren Schwaben hatte er völlig abgestreift; dafür hatte er sich aber sozusagen seine eigene Romantik geschaffen, die Romantik einer auf dem schwäbischen Dorf gewachsenen Naturmystik, die dem Vogel in das Nest guckt und unterm Schlehdornhag das Naturgeheimnis und das Seelenrätsel des Menschen dichterisch in Eins philosophiert."

Vor dem Fest.

(Von J. G. Fischer.)

Rötlich im hohen Fichtengrün
Die schönen Strahlen des Tages verglühn,
Bis zur Wurzel schüttert's im Baum herab
Vom Kuß, den oben die Sonne gab.
So ahnungsvoll noch spät im Hain,
Als müßte der Frühling nahe sein!
Es bangt und steht zu lauschen still
Die Seele, die's noch nicht glauben will.

Aber es glaubt's im höchsten Baum
Ein harrendes Herz in leisem Traum,
Des Waldes Gemüt, die reiche Seele,
Der Drossel lenzvertraute Kehle,
Die von der Sonne, als sie sank,
Wie gold'ne Töne die Strahlen trank;
Und ist, von solcher Labe trunken,
Einschlafend in die Brust gesunken. —

Jetzt, Menschenkind, hab acht, hab acht,
Wenn die schlummernde Seele nun erwacht

*) Karl Weitbrecht u. E. Paulus „Schwäbisches Dichterbuch".

Und was sie geträumt, mit hellen Schlägen
Zum Frühro̱t oder zum Abendsegen
Im herrlichen Walde dröhnet wieder:
Wie dann, wie dann,
Wenn die wachsenden Lieder
Deine ganze Seele nicht fassen kann!

Weißdornbüschlein.

(Von J. G. Fischer.)

Helles Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Sommerlüfte und Sonnenschein
Mögen dich treulich hüten.

Wie so stille in deinem Schoß,
Zwischen der Dornen Spitzen,
Neugeboren im weichen Moos
Schlafende Vöglein sitzen!

Nacktes Häuflein, in Schlummer und Traum!
Leben, so zärtlich gewoben!
Hüpfender Atem, keimender Flaum!
Köpfchen, so bittend gehoben!

Öffnet euch leise und duftet mild,
Wonneheimliche Zweige,
Daß mit klopfendem Herzen mein Kind
Wundernd hinab sich neige.

Dann ums Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Lagert euch, Lüfte und Sonnenschein,
Treu es zu schützen, zu hüten.

Ans Ziel.

(Von J. G. Fischer.)

Gestern ein Rieseln
Im weichen Eise,
Heute ein Bach
Auf der Frühlingsreise.
Gestern ein Kind
Mit Schleif und Band,
Heute Jungfrau
Im Festgewand:

Wohin? — wer weiß?
Und wem der Preis?
Frage die Biene
Wohin sie fliegt,
Frage die Hoffnung
Wo Eden liegt.

Georg Scherer (geb. 1828) sammelte „Die schönsten deutschen Volkslieder und ihre eigentümlichen Weisen.“ Durch dieses tiefe Eindringen in das Wesen des Volksliedes wurde Scherers poetisches Talen außerordentlich gefördert.

Felix Dahns „Sonnenuntergang“ ist viel schwungvoller als Scherers „Abendlied“, aber ebenfalls warm empfunden. Albert Mösers „Die Nacht“ zählt zu den besten Stimmungsbildern.

Hermann von Gilms „Die Nacht“ und „Mädchens Morgentraum“ sind für die Art, wie dieser Dichter die Natur beseelte, charakteristisch. Eines der zartesten Lieder Gilms ist: „Ist das bald?“

Aufgeblüht.

(Von G. Scherer.)

Im dunklen Waldesschoße
Träumt still am Dornenstrauch
Im Knospenkelch die Rose
Vom milden Frühlingshauch.

Ich weiß nicht, wer es leise
Der Nachtigall verriet,
Daß sie des Liebes Kreise
Nachts um die Rose zieht.

Sie singt von Quellenrauschen
Von blauem Waldesduft,
Wo Blumen Küsse tauschen
In lauer Lenzesluft.

Die Rose hörts mit Beben
In ihrem stillen Traum,
Es birgt ihr Blütenleben
Die enge Knospe kaum.

Sie ringt und bebt und glühet
Und wie der Tag erwacht,
Da ist sie aufgeblühet
In wunderbarer Pracht.

Von süßen Schauern trunken
Lauscht sie des Liedes Schall;
Doch in dem Reiz versunken
Schweigt nun die Nachtigall.

Abendlied.

(Von G. Scherer.)

Im Abendrot der Himmel glüht
Die Sonne geht nun schlafen;
Der Knabe bläst sein Abendlied
Und zieht gemach durch's stille Ried
Zur Hürde mit den Schafen.

Sein Gruß schwebt noch der Sonne nach;
„Fahr wohl! Wir seh'n uns wieder!
Bring morgen einen schönen Tag,
Dann blas' ich durch den grünen Hag
Dir meine schönsten Lieder.“

Sonnenuntergang.

(Von F. Dahn.)

Das ist die sanfte, die heilige Stunde,
Da die Sonne feierlich scheiden will;
Es bebt kein Blatt in der weiten Runde: —
Die lauten Lüfte sind alle still.

Noch einmal grüßt sie mit vollem Strahle,
Noch einmal küßt sie den Wald, den See: —
Ist's heute zum allerletztenmale?
Es liegt auf der Flur so tiefes Weh!

Jetzt ist sie versunken: — da hebt sich ein Rauschen,
Durch alle Wipfel ein Schauer weht:
Ich glaube, — könnt' ich dies Flüstern erlauschen! —
Die Blumen sprechen ihr Nachtgebet.

Nachtlied.

(Von A. Möser.)

Auf Berg und Tal liegt stumm die Nacht
Und lautlos schweigt die Runde,
Tief unten im Dorf nur sacht, ganz sacht
Bellen verschlafen die Hunde.

Es ziehen die Wolken, es rauscht der Wald
Und murmelnd leise, leise,
Singt tief der Bach im Felsenspalt
Die traumhaft alte Weise.

In Lüften hallt es wie Sphärenklang,
Es leuchtet im Waldesgrunde,
Die Kirchturmuhr mit dröhnendem Klang
Kündet die Geisterstunde.

Ein Hauchen und Flüstern überall,
Mich treibt es zu lauschen, zu lauschen,
Mir ist's, als ob vernehmbar im All
Die Ströme des Lebens rauschen.

Die Nacht.

(Von H. v. Gilm.)

Aus dem Walde tritt die Nacht,
An den Bäumen schleicht sie leise,
Schaut sich um im weiten Kreise,
Nun gib acht!

Alle Lichter dieser Welt,
Alle Blumen, alle Farben
Löscht sie aus und stiehlt die Garben
Weg vom Feld.

Alles nimmt sie, was nur hold,
Nimmt das Silber weg des Stromes,
Nimmt vom Kupferdach des Domes
Weg das Gold.

Ausgeplündert steht der Strauch:
Rücke näher, Seel' an Seele,
O die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch.

Ist das bald?

(Von H. v. Gilm.)

Ist das bald?
Über hundert bange Stunden,
Über hundert frische Wunden —
Unterdessen kann der Wald,
Kann die Wiese sich entfärben,
Können alle Blumen sterben,
Ist das bald?

Mädchens Morgentraum.

(Von H. v. Gilm.)

Wie die Blumen alle winken
Und die Kelche mir kredenzen,
Perlen seh' ich drinnen glänzen —
Willst du trinken?

Und der Kirschbaum schwer beladen
Grüßt mich mit des Knechts Gebärde
Als wär' ich der Herr der Erde
Voller Gnaden.

Schmeichelnd fährt's durch meine Locken,
Blumen regnet's, Winde kosen:
Willst du Veilchen oder Rosen
Oder Glocken?

Dort, von Buchen halb verborgen
Er schon wieder, er schon wieder
Mit den Augen voller Lieder —
Welch ein Morgen!

V.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sammelte sich zu Bonn ein fröhlicher Dichterkreis um Gottfried Kinkel (1815—1882), der hauptsächlich den Rhein und seine schönen Ufer besang. Damals entstand auch „Otto der Schütz“, eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Eigentlich die Bearbeitung einer alten Sage aus dem Rheingau.

Diesem rheinischen Dichterbund gehörte auch Wolfgang Müller, nach seinem Heimatstädtchen Königswinter am Fuße des Siebengebirges zubenannt, an. In seinen Liedern spielt ebenfalls der Rhein eine bedeutende Rolle.

Otto Roquettes „Waldmeisters Brautfahrt“, ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen, erfreute sich einer ähnlichen Beliebtheit wie Kinkels „Otto der Schütz“. Dazu trugen die reizenden Naturschilderungen viel bei.

Abendstille.

(Von G. Kinkel.)

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungnen Sage
Im West das Abendrot verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort;
Der Landmann führt das Roß am Zügel
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Tal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung
Und Silber säumt sein flüssig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskund'gem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heim'schen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden,
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! In Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Sei's mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Sei's mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

Otto der Schütz.

(Von G. Kinkel.)

1.

In klarer Frühlingsabendpracht,
Wenn schon der Sterne Heer erwacht,
Wenn kühl der Mond in Ost sich hebt,
Die Flur mit blauem Duft umwebt,
Indes im West des Abends Strahlen
Den Himmel heiß mit Purpur malen;
Wenn Nachtigallen Schlag erschallt
Und drein wie Nachthauch rauscht der Wald;
Wenn aus des Wassers dumpfer Schwüle
Der Fisch mit lust'gem Sprung sich schnellt
Und in der weichen Schlummerkühle
So still und heimlich liegt die Welt;
Wenn in den Uferweiden dunkel
Der Elfen Chor den Reigen schlingt
Und aus dem Strom ein leis Gemunkel
Der Nixen auf zum Lichte klingt:
Das ist die zauberhafte Stunde,
Wo Tag und Nacht im gleichen Bunde
Dich kränzen mit dem schönsten Schein,
Du Fürst der Ströme, trauter Rhein!...

2.

Grünt der Wald und rötet sich die Heide,
Winter floh mit seinem Flimmerkleide,
An der Halde schmolz der Schnee,

Wo die milden Vöglein lockend schlagen,
Geht des Königs Kind mit leisem Klagen:
Blaue Blumen, roter Klee
Blüht nicht mehr, mein Herz ist allzu weh!...

Stille.

(Von W. Müller v. Königswinter.)

Die Luft so still, der Wald so stumm
An dieser bewachsenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum
Ein Wiesental unten am Walde.

Wildblühende Blumen sprießen umher,
Rings fließen süße Düfte,
Ohne Rauschen raget der Bäume Meer
Hoch in die sonnigen Lüfte.

Nur Amselschlag einsam und weit
Und Falkenschrei aus der Höhe
Und nichts Lebendiges weit und breit
Als im Waldtal grasende Rehe.

Natur, in dein Leben still und kühl
Liege ich selig versunken,
Ein süßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

Nacht.

(Von W. Müller v. Königswinter.)

Es zieht herauf die stille Nacht
Und decket alles Land,
Groß, ruhig liegt in Sternenpracht
Der Himmel ausgespannt.

Es gehet still und leis' die Luft,
Rings schlummert Blum' und Baum:
O nur ein Klang, o nur ein Duft,
Ein leiser Schöpfungstraum....

Waldmeisters Brautfahrt.

(Von O. Roquette.)

Wo leis' geschwungen grün die Hügel
Sich wölben hin zum Rheinesspiegel,
Da steht ein Kloster, alt, zerfallen,
Zerstückt die spitzen Pfeilerhallen;

Des Kreuzgangs Zierat steingeschnitzt,
In tausend Trümmern liegt zerstreut
Der Turm, geborsten und zerschlitzt,
Sein graues Haupt den Winden beut.
Doch üppig sprossend wiegen Ranken
Und jung Gesträuch sich um die schlanken,
Vereinsamt grauen Fensterbogen;
Und Vögel kommen hergeflogen
Und baun ihr neues Haus im alten
Und dürfen froh und frei hier schalten;
Und alte Buchenwipfel lauschen
Dem wohlbekannten Stromesrauschen.
Das ist am Ufer eine Pracht
Von Blüten in grüner Schattennacht!
Des Farrenkrautes grüne Fächer
Verbreiten schlank sich rings umher
Und um der Lilie gold'nen Becher
Gezückte Schwerter steh'n zur Wehr.
Es rankt die Winde sich empor,
Vergißmeinnicht lauscht sanft hervor;
Es blüht das Gras, es blüh'n die Moose
Und duftend schwimmt die Wasserrose....

Josef Viktor von Scheffel (1826—1886) steht schon darum in der ersten Reihe der deutschen Dichter, weil er die archaische Klangfarbe festzuhalten verstand, wie selten einer vor oder nach ihm. Durch seine Lieder weht wie ein erfrischender Hauch die alte deutsche Wanderlust, die Poesie des fahrenden Schülers, des Vaganten. Der „Trompeter von Säckingen" erinnert an das „Büchlein", welches der Minnesänger zur Erheiterung der Herrin dichtete. Etwas von seiner naiv-fröhlichen Art belebt diesen Sang vom Oberrhein. — Den „Ekkehard" kann ein aufmerksamer Leser nie wieder vergessen, denn Scheffel hat sich hier mit voller Hingabe in die Vergangenheit seiner Heimat versenkt: Das alemannische Land um den Bodensee bis zu den Ausläufern des Schwarzwaldes und in die Alpenwildnisse von St. Gallen schildert er, wie es nur ein Dichter kann, der diese Gegenden oft durchwandert hat und dessen Phantasie die Jahrhunderte überbrückt, die ihn von dem Zeitraum seiner Erzählung trennen.

Auch die „Bergpsalmen" enthalten Naturbetrachtungen von ernster, erhabener Schönheit. Aber nicht die des heiligen Wolfgang, der vor mehr als 900 Jahren als Einsiedler am Fuße des Falkensteins hauste, sondern jene des Josef Viktor von Scheffel.

Bergpsalmen.

(Von J. V. von Scheffel.)

1.

Sonnenschein.

Langsam jetzt!
Schon rudr' ich zu Füßen des Falkenstein,
Der mit breiter, felsgewaltiger Stirn
Herniederschaut, beängstigend schier.
Ein winzig Insekt, ein Pünktlein im See
Beschwimm' ich die Flut;
Zu Häupten dräut die ungeheure Wucht
Der steilen Schlucht...

O verplaudere nicht,
Verrate nicht, seeumspülte, pfadlose Wand,
Daß droben im Rücken dir, keinem bekannt,
In heimlichen Spalten,
Wo Alpengras würziger Bergeshalden
Die Ziegen ernährt, eine Klause steht.
Verrate nicht, wer sie behorstet.
Sing deinen Lobgesang, Falkenschlucht-Klausner,
Rudre und sing ihn, daß laut es erschallt,
Daß er den Unsichtbaren gefalle,
Die den See umschweben als Geister des Orts,
Ungewohnt menschliche Stimme.
Hosiannah!

Glückauf, ein günstiges Zeichen geschieht,
Der See erblüht!
Von spielenden Winden gewiegt und getragen
Kommt der Tannen feinduftiger Blütenstaub
Herniedergeschwebt.
Und setzt sich und lagert in zartem Gespinst
Lichtschwefelgelb, wie ein Seegebild,
Auf der schwarzgrün erdüsternden Fläche.
Weich' aus, mein Kahn, daß der Ruderschlag nicht
Die blühende Woge durchfurche......

2.

Gletscherfahrt.

Mir war, als würd' ich der Erde entnommen;
Zu Abgrundtiefe schwand Wiese und Wald,
Trotz blauenden Himmels umwehte mich kalt
Des Winters frostglitzernde Wildnis.

Erdsprengende Urkraft, die tobend einst
Sich Durchbruch schuf,
Hat Joch um Joch dort und Grat um Grat
Durcheinander gestürmt, aufeinander getürmt;
Pflanzenverlassen, eintönig und grau
Starren zerklüftet die kahlnackten Wände,
Selten von flüchtiger Gemse besprungen,
Spärlich umwohnt
Vom höhlenbenistenden Murmelbär.
Drüber wie lichtester Mondenglanz,
Firnschneeumfangen, silbern erblitzend,
Ragen des Hochgebirgs Hörner empor.
Nimmer hat wärmende Sonne Gewalt,
Sie zu befreien von der frierkalten Decke,
Rückgeschossen prallt Strahl um Strahl
Ermattend dort ab,
Leise nur rührt er die Schneeumhüllung,
Leise erheben sich duftfeine Wölklein,
Wallend und webend,
Gaukelnd und schwebend,
Als des ewigen Schnees von der Sonne geweckte
Luftige Träume zum Äther empor.
Und als ein feinster durchsichtiger Schleier
Umzittern sie, flatternd im himmlischen Blau,
Des Berges uraltes weißehrwürdig Haupt....

Max Waldau (Richard Georg Spiller v. Hanenschild, 1822—1855) beschreibt in „Cordula", einem Idyll, dem eine alte Graubündnersage zugrunde liegt, einen Lawinensturz. Die Kraft und die Klarheit seiner Sprache, die sich dem gewaltigen Naturschauspiel vollkommen anpaßt, ist bewunderungswert.

Auch Karl Domanigs (geb. 1851) schöne Erzählungen in Versen „Der Abt von Fiecht" spielt im Hochgebirg. Hier wechseln Schilderungen und Betrachtungen harmonisch miteinander ab.

Cordula.

(Von M. Waldau.)

Hinunter prasselt und donnert und dröhnt,
Was eben noch den Berg gekrönt,
Felsblöcke, kerniges Eis und Schnee,
Ein stürzender Berg, ein strömender See,
— Der Berg zerschmettert zu Schutt und Kies,
Der See erstarrt zu Flocken und Gries, —
Das rollt und wälzt sich endlos fort
Und schwillt und wächst von Ort zu Ort,

Zerknickt die Tannen mit grauser Kraft
Und schießt als Wurfspeer weiter den Schaft.
Der Boden erzittert und wankt und wiegt,
Bis rings die Stätte begraben liegt.
Weithin begraben Hügel und Grund,
Des Berges Flanken schrundig und wund.
Mit Splittern und Grond das Tal gefüllt
Und leichenhaft die Sonne verhüllt.
War alles vorüber, alles vorbei?
Verschlungen selbst der letzte Schrei?
Hat ihre Flucht zur Rettung genützt,
Der Felsenhang ihr Leben geschützt?
Wer kann es wissen? — die graue Wand
Wohl aufrecht unter den Trümmern stand,
Doch mag sie leicht ein Grabmal sein,
Denn weit umher gibt blendenden Schein
Ein Schneegefilde kalt und dicht.
Der Schleier, einst vor des Berges Gesicht,
Umfängt jetzt faltig seine Hüften
Und keine Hand vermag ihn zu lüften.
Ob sie geborgen oder vernichtet,
Ob all ihr Leben zu Ende gedichtet,
Das wüßten sie selber nicht zu sagen,
Auch wenn in der Brust die Herzen noch schlagen.
Das Sausen, das über sie niederkam,
Dem Hirne alles Besinnen nahm,
Zu Boden vom Wirbel der Luft gepreßt
Hielt sinkend eins am andern fest.
Und dachte nicht mehr und träumte nicht
Und schloß die Augen für alles Licht.
Darüber verrollte lange Zeit,
So blaß und leer wie die Ewigkeit.....

Der Abt von Fiecht.

(Von K. Domanig.)

1.

Die Welt war weit! — An's Fenster trat der Abt.
Dort floß der Inn, ein glänzend Silberband,
Der seine Wogen still zum Meere wälzt.
Denn — seiner Tropfen jeder muß zum Meer....
Und von des Tales mächt'ger Enge hebt
Sein Blick sich aufwärts zu der höhern Welt;
Tiefblauer Himmel, von des Südwinds Wehen,
Wie glänzt der Sterne dicht gesäete Schar
In Sphären, die sich unermeßlich dehnen;
Und jedes Sternlein eine Welt für sich!

So Millionen Welten, Milliarden!
Und in der Welten Mittelpunkte —
Gott....
Erschreckt, betäubt von dem Gedanken sank
Das stolze Haupt und starrte vor sich hin;
Vor sich hinaus, wo in des Windes Spiele
Im Garten sich die hohe Pappel wiegt
Und aus dem Teiche tönt der Unken Ruf...

2.

Doch unser Ortwein unterdessen war
Bald in Vomp. Die Morgenlüfte wehten
Und schmeichelten ihm die Sorgen weg.
Er hört der Lerchen Sang, der Hirten Jauchzen —
Er sieht die Meisen in den Zweigen bauen
Und mehr und mehr, so wie er fürbaß schreitet,
Hat ihn des Frühlings Zauberei umstrickt....

In Friedrich Wilhelm Webers (1813—1894) „Dreizehnlinden, Eine Klostergeschichte aus Westfalen" und „Goliath. Eine norwegische Bauerngeschichte" sind die Landschaftsbilder von seltener Schönheit. Mit „Dreizehnlinden" schuf Weber der alten deutschen Naturpoesie ein bleibendes Denkmal.

Robert Hamerlings (1830—1889) „König von Sion" beginnt mit großartigen Schilderungen der meist düsteren und geheimnisvollen Gegenden zwischen der Aa und der Lippe (Westfalen). Hamerlings besondere Vorliebe für den Wald kommt hier ebenso zur Geltung, wie in vielen seiner Gedichte.

Wilhelm Hertz (1833—1902) ist weicher, lyrischer gestimmt. Und seine eigenen Dichtungen sind gleich den alten Liedern und Mären, die er neu bearbeitete, mit Naturbildern „gar lieblich durchfärbet und durchzieret", besonders mit Bildern aus dem deutschen Wald.

Dreizehnlinden.

(Von F. W. Weber.)

1.

Halbvergess'ne alte Lieder
Werden wach in meiner Seele;
Hätt' ich nur sie auszusingen,
Wilde Amsel, deine Kehle! —

Was die Linde mir erzählte,
Was der Eichenwipfel rauschte,
Wenn ich abends ihrer Blätter
Heimlichen Gesprächen lauschte;

Was die munteren Bäche schwatzten,
Hastig im Bergunterrennen,
Wilde Knaben, die nicht schweigen
Und nicht ruhig sitzen können;

Was die Zwerge mir vertrauten,
Die in fernen Waldrevieren,
Still in Spalten und in Klüften
Ihren kleinen Haushalt führen;

Was auf mondbeglänztem Anger
Ich die Elben lispeln hörte;
Was mich des ergrauten Steines
Moosumgrünte Inschrift lehrte:

Dies und was ich las in staub'gen
Lederbänden und in alten
Halberloschnen Pergamenten,
Will zum Liede sich gestalten.

Nebelbilder steigen dämmernd
Aus der Vorzeit dunklen Tagen;
Wispern hör' ich ihre Stimmen,
Freudenlaute, Zürnen, Klagen ...

Und darein des Waldes Rauschen
Und dazu der Brandung Stöhnen:
Alles will zu einem Liede
Dumpf und hell zusammentönen ...

Denkt, ich böt euch Heideblumen,
Eine Handvoll, die ich pflückte,
Als mit herbstlich gelbem Laube
Sich bereits der Osning schmückte.

2.

Wilder Wald! Die müde Sonne
Ruht an nackten Felsenwänden,
Um den letzten blauen Glocken
Ihre letzte Gunst zu spenden.

Scharfes Schwirren durch die Wipfel
In dem herbstlich harten Laube
Und vom Buchenhang der kurze
Flügelschlag der Ringeltaube;

Dann am Ast des Spechtes Hacken,
Fern der schrille Schrei der Dohlen;
Dann ein langes schweres Seufzen,
Wie des Berges Atemholen;

Dann um Enzian und Quendel
Wilder Bienen leises Summen;
Dann ein Habichtskreisch und wieder
Tiefes Schweigen und Verstummen.

Der König von Zion.

(Von R. Hamerling.)

In der Davert.

1.

Dort, wo von moorigen Gründen der Niederung, welche sich weithin
Im westfälischen Lande verbreitet, ein Kiefer- und Eichwald
Zwischen der Aa sich erhebt und der Lippe mit düsteren Schatten:
Mitten auf buschiger Wiese des Waldes, wo rötlicher Heide
Polster sich dehnen, umragt von moosigen Felsen und Kiefern,
Hat zur Rast sich ein Trupp landfahrender Leute gelagert.

2.

Aber an Rückkehr denkt nicht Jan. Kühn weiter in Waldnacht
Schreitet er hin. Da hält ihm entgegen die Speere der Binsen
Drohend ein finsterer Kolk. Schwertlilienstengel, vergilbte,
Ragen empor wie verkohlt, Zeltstangen der riesigen Spinne,
Die hier über dem Spiegel des Sumpfs, langbeinig und bauchig,
Webt ihr luftiges Haus. Der umdunkelte Kolk ist ein Auge,
Düster verglast, ein trüb-unheimliches Auge der Wildnis.
Aber es sitzt als Stern inmitten des Auges ein wilder
Schwan, im Röhricht träumend und unter dem Fittich verdrossen
Bergend das Haupt. Doch jetzo, geweckt von des nahenden Fußes
Laut, auffährt er und schlägt mit den mächtigen Flügeln und weit vor
Streckt er dem Wandrer entgegen den länglichen Hals wie zum Angriff.
Über zerwetterte Stämme hinweg, umwuchert von hohem
Farrengekräut, vorüber an windschief hängenden Bäumen,
Wo an den moosigen Ästen noch kleben vom Winde zerzauste

Nester der Krähen, verfolgte so Waldirrpfade der Jüngling.
Und nun umstarrten ihn Blöcke, vereinzelt oder wie Quadern
Übereinander getürmt. Schwer, dumpf ist die Luft, und es modert
Prunkend der Scharlachpilz, einsam. Hier ist wie verloren
Ganz des Lebendigen Spur: nichts atmet, als etwa ein Würmlein,
Das an dem klebrigen Stiel feuchtmodriger Gräser hinaufkriecht.
Hier schweift kaum noch ein Wild, hier sitzt kein singender Vogel
Und nur der Waldstrom stürzt aus dem Felsengeklüft wie ein
Raubtier .....

Waldgang im Herbste.

(Von R. Hamerling.)

Öd ist das Meer und segelarm und von Stürmen bewegt,
Das Waldgebirg aber steht in farbigem Schmuck.
Golden und rot
Flammt Garten und Au
Noch einmal auf.
Kalt sind Herbstsonnenküsse,
Doch Purpur der Todeswonne begießt
Flur und waldige Berghöhn.
Müdigkeit und herbstliche Trauer
Weht ins Herz mir der Genius der sinkenden Zeit,
Doch er übergießt die Blüten des Lieds mir
Mit der Wehmut süßestem Schmelz.

Hellfarbig hängen an den Bergen die Wälder,
Drinnen aber, wo
Von stürzenden Wassern
Donnert die Schlucht und unter Nordwinden
Die Wipfel krachen
Und niedergeht von gelben Blättern ein Schauer
Und wo zwischen den Ästen rauchen die Nebel,
Herunterhängend
Vom triefenden Himmel
In die Pfade des Waldes: da wandr' ich.
Einsame Nachmittage lang
Zwischen Eichen und Tannen,
Hoch oben bald, wo Raben krächzen
Und wo Felsgipfeln entstürzt,
Gesammelt in granitnen Schalen, der Bergquell
Und hinab dann über Trümmer und entwurzelte Baumstämme,
Bis unter mir erbrauset das Tal
Und zum Gießbach geworden der Bergquell,
Der, entführend die letzten der Waldblumen,
Breit und furchtbar durchs hallende Tal hin

Wälzet den gelben Strom, den regengeschwellten,
Daß unschlüssig eine Weile
Zaudert der Fuß und erschrocken
Der Pilger steht und bestaunet den heiserbrausenden
Inmitten der Waldstille:
Dem aber folg' ich
Gedankenvoll
Bis an die Schlucht
Und bis der Abend kommt,
Wo ineinander rinnen
Mit des Nebels Bildern
Die Schatten der Nacht und Wipfel und Wellen
Nur noch im Traum reden und aus dem trüben,
Schwermutdunklen Auge des Himmels
Der Vollmond quillt als eine lichte Träne....

Märchentraum.

(Von W. Hertz.)

Im Walde lag ich
Und las süßsinnend,
Unter Fliedergebüsch und wilden Rosen
Alte verklungene Märchen,
Sehnsuchtslächelnd und zauberheimisch;
Las von dem Wundervogel,
Dem der zweifelnde Mönch
Eine Stunde gelauscht
Und diese Stunde —
War ein Jahrhundert.
Und mein Herz beschlich
Des neugierigen Wunsches
Vermessenes Sehnen,
Zu träumen wie er —
Und also geschah es.
Hoch über mir
In des Waldes grün-goldiger Nacht
Sang es fremden lieblichen Laut.
Ferne nur rauschte die Welt;
Aus dem dampfenden Tal
Duftübersponnen,
Drang leis' und leiser
Das Summen des Marktes,
Der Hammerschlag der Gewerbe,
Der emsigen Menschheit Mühestöhnen.
Durch die Föhrenstämme der Halde
Ward mir vergittert
Das Bild der blauenden Berge

Und der fernen Menschengefilde.
Und mir war's, als gingen
Im süßverzehrenden Zauberklang
Lange, lange Jahre
Meinem lauschenden Herzen vorüber....

Bruder Rausch.

(Ein Klostermärchen von W. Hertz.)

Des Mondes Silber tränkt die Matten
Und rieselt durch der Zweige Schatten.
Und alle Blumen öffnen sacht
Des Blätterschoßes zarte Pracht;
Und süße Wohlgerüche schwellen
Der Lüfte sanft erregte Wellen.
Gleich Wölkchen steigt der Bienen Zug;
Sie schwärmen auf im Hochzeitsflug.
Von Faltern wimmelt Busch und Au;
Die Adler kreisen hoch im Blau.
Waldvöglein haben goldnen Schall,
Die Lerche mit der Nachtigall.
Der Spielhahn schleift, der Tauber girrt;
Das gluckst und schmettert, zirpt und schwirrt
Und fernher aus den Föhren
Erdröhnt des Hirsches Röhren......

Rudolf Baumbachs (1840—1905) Dichtungen atmen Frische, Heiterkeit und Frohsinn. Dazu kommt noch ein inniges Verständnis für die Natur und die feine Beobachtung des Tier- und Pflanzenlebens, welche den Naturhistoriker verrät.

Julius Wolff (geb. 1834) ist Baumbach ähnlich: Kaum ein zweiter Poet hat das Erwachen des Waldes im Frühling so reizend geschildert wie Wolff in „Der wilde Jäger“.

Frau Holde.

(Von R. Baumbach.)

1.

Die alten Tannen träumen
Und stehen regungslos,
Es schreitet ohne Säumen
Der Spielmann durch das Moos.

Es zittert leis' das feuchte
Riedgras im Waldgereut,
Darüber die Himmelsleuchte
Viel tausend Funken streut.
Bald hinter mächt'gem Stamme
Verbirgt sich des Mondes Licht,
Bald wieder wie eine Flamme
Es durch die Lücken bricht.
Dann ist wie flackernd Feuer
Der Waldbach anzuseh'n,
Daran wie Ungeheuer
Die dunklen Büsche stehn.
Mitunter knackt's im Holze
Von brechendem Geäst,
Wenn aufgescheucht der stolze
Waldhirsch sein Lager läßt.
Zuweilen huscht's am Wege
Vorüber und raschelt im Laub,
Wenn spürend durch die Häge
Ein Nachttier geht auf Raub.
Mit leichtem Flügelschlage
Die Eule streicht vorbei,
Dazwischen klingt wie Klage,
Der Wasserunken Schrei.
Es flattert von den Zweigen
Zuweilen ein Vogel geschreckt.
Dann wieder tiefes Schweigen
Die Tannenwälder deckt....

2.

Der Frieder mit der Laute
Geht weiter wie im Traum.
Er denkt an seine Traute
Und an den Maienbaum.
Jetzt tritt er aus dem Schatten
Des Tannenwalds heraus
Und mondbeglänzte Matten
Breiten sich vor ihm aus.
Umschlossen ist die Wiese
Von Felsen waldbedeckt.
Darunter ein mächtiger Riese
Sich in den Himmel streckt.
Es quillt mit lautem Schäumen
Zu seinen Füßen ein Born,
Den wilde Rosen umsäumen
Und weißer Hagedorn.

Die Schultern und den Nacken
Hüllt dunkler Tannicht ein,
Das Haupt trägt spitze Zacken, —
Das ist der Holdenstein.....

Der wilde Jäger.

(Von J. Wolff.)

Im Walde, dem eben noch so dunkeln,
Hebt nun ein Flimmern an, ein Glast
Und ein geheimnisvolles Funkeln,
Als wie in einem Feenpalast.
Es treibt mit Macht und wächst und quillt,
Die schlanke Buchenknospe schwillt,
Braunrötlich glänzen ihre Schuppen,
Das Junge möchte sich entpuppen,
Aus eingeschachtelten Gelenken
Sein zartbewimpert Fähnlein schwenken;
Denn andre blühen schon, bevor
Ein Blättchen zeigt sein lauschend Ohr.
Die Erle und die Haselnuß,
Das sind die ersten aus den Windeln,
Die strecken früh am jungen Schuß
Die locker aufgewund'nen Spindeln.
Da hängen nun zu drei und vier
Die braunen und die gelben Kätzchen;
Und dicht am Reis, verborgen schier
Am lauschig wohlgeschützten Plätzchen
Duckt sich der Hasel Blütenweibchen
Und trägt auf seinem runden Leibchen
Gleich einem hochgebund'nen Zopf,
Blutroten Federbusch am Schopf.
In blendend Linnen, klar wie Schnee,
Hüllt sich der schwarze Dorn der Schleh,
Die Espe spinnt sich weiche Seide
Zu langen Schwänzen, kraus, gelockt,
Die Ulme blüht und auch die Weide
Ihr wollig Silberschäfchen flockt.
Nur Eiche ist noch kahl und wirr,
Ihr knickig Sparrwerk und Geschirr
Hält an dem äußersten Geäst
Ihr vorigjährig Herbstlaub fest,
Fahlgrau, verfärbt, verschrumpft, zerknittert,
Zu zähem Leder schon verwittert.
Doch wenn auch sie die Knospen spaltet
Und ihr gezacktes Blatt entfaltet,

Dann glänzt es in der Eichenkrone,
Als ob an jedem jungen Trieb,
Mit grünlich gold'nem Farbentone,
Ein Frührotschimmer haften blieb.
Und wo des Waldes Boden frei
Von welkem Laub und Nadelstreu,
Webt sich ein Teppich, Zoll für Zoll,
Natur nimmt gern den Pinsel voll,
Schattiert und malt ihr Frühlingskleid
Und schmückt sich wie zum Tanz die Maid....

Wilhelm Jordans (1819—1904) „Nibelunge" zeugen von der großen Gestaltungskraft des Dichters. Aber der Hauptwert des Epos liegt in der Art, wie Jordan die alten Sagen gleichsam aus der Landschaft herausholte und sie mit dieser wieder zu einem harmonischen Ganzen verschmolz.

Nibelunge.

(Von W. Jordan.)

Siegfriedssage.

1.

Darum bildet der Rhein den bindenden Rahmen,
Den Grund und die Grenzen des großen Gemäldes,
Die Bahn der Helden, die Bühne der Handlung,
Darum liebt es das Lied, im ganzen Verlaufe,
Vom Rheine durchrauscht, nach dem Rhein hin gerichtet,
Auch sein Gleichnis zu suchen im Sohne der Gletscher.

Sein Anfang war ähnlich dem Aufenthalt
Des den Alpen entsprudelten jungen Stromes
Im schwäbischen Meer, wo zu schweigender Muße
Er, scheinbar verendend, in eitel Schaulust
Als weite Fläche grünlicher Fluten
Die Landschaft spiegelt. Da leuchtet die Spitze
Des schneeigen Säntis, vom See verdoppelt,
Auf aus der Tiefe; kein Turm, keine Tanne,
Kein Hügel, kein Häuschen, kein Himmelswölkchen
Bleibt im Vorbeigehen unabgebildet;
In milder Klarheit malt auch das Kleinste
Der lautere Spiegel. Leise nur spürst du,
Indem du rastend die Ruder einziehst,
Wie dennoch dein Fahrzeug von dannen geführt wird,
Erst unmerklich, allmählich schneller;

Ein Geriesel am Kiele des Kahnes verkündet,
Daß des scheinbaren Sees unabsehbare Fläche
Nur ein säumender Strom ist, der, Sammlung suchend,
Sich langsam läutert zu fernerem Laufe,
Doch enger endlich werden die Ufer,
Die Strömung rascher. In reißenden Strudeln
Eilt nun achtlos der Ungestüme
An den Bergen vorbei. Ihr Bild zu malen
Vermag er nicht mehr. Dahin ist die Muße
Und in brausender Hast sein Spiegel zerbrochen....

2.

Bei Siegfrieds Verheißung erging es Hagen
Gleichwie dem Sennen, der mitten im Sommer
Auf der obersten Alp vor Aufgang der Sonne
Niederwärts nichts, als Nebel wahrnimmt:
Endlos dehnt sich die dicke Decke,
Die Welt verhüllend. Da regt sich ein Windhauch,
Den die Sonne sendet, um anzusagen,
Sie gehe soeben auf im Osten.
Nun ist's, als faßten riesige Fäuste
In seiner Mitte den grauen Mantel
Des Firmaments und meilenweit ist er
Im Nu zerrissen; und nun umrahmen
Die langen Lücken die sonnige Landschaft
Unten in der Tiefe: grüne Täler,
Wälder, Matten und Weiler der Menschen,
Wie Spielzeug liegend am lachenden Landsee......

Richard Wagners (1813—1883) Kunst war mit der Natur innig verknüpft. In der Waldlyrik des Siegfried werden alle ihre Stimmen wach, in dem Tages- und Nachtgespräch des Tristan rührte der große Meister an die letzten Rätsel des Seins. Walter Stolzings Lieder vor den Meistersingern sind nichts anders als lyrische Gedichte: Naturlieder. Nietzsche verstand den „Kämpfer für deutsche Art und Kunst" in dieser Beziehung am besten. Er sagte: „Richard Wagner hat allem in der Natur, was bis jetzt nicht reden konnte, eine Sprache gegeben. Er taucht in Morgenröte, Wald, Nebel, Kluft, Bergeshöhe, Mondenglanz hinein und merkt ihnen ihr heimliches Begehren ab: sie alle wollen tönen."

Die Meistersinger von Nürnberg.
(Erster Aufzug.)
(Von R. Wagner.)

Walter Stolzing vor den Meistersingern.

1.

Am stillen Herd in Winterszeit,
Wenn Burg und Hof mir eingeschneit,
Wie einst der Lenz so lieblich lacht'
Und wie er bald wohl neu erwacht,
Ein altes Buch von Ahn' vermacht,
Gab das mir oft zu lesen:
Herr Walther von der Vogelweid,
Der ist mein Meister gewesen....

2.

Wann dann die Flur vom Frost befreit,
Und wiederkehrt die Sommerzeit,
Was einst in langer Winternacht
Das alte Buch mir kund gemacht,
Das schallte laut in Waldespracht,
Das hört' ich hell erklingen:
Im Wald dort auf der Vogelweid,
Da lernt' ich auch das Singen.

3.

Fanget an!
So rief der Lenz in den Wald,
Daß laut es ihn durchhallt:
Und wie in fern'ren Wellen
Der Hall von dannen flieht,
Von weither nahet ein Schwellen,
Das mächtig näher zieht;
Es schwillt und schallt,
Es tönt der Wald
Von holder Stimmen Gemenge;
Nun laut und hell
Schon nah' zur Stell',
Wie wächst der Schwall!
Wie Glockenhall
Ertost des Jubels Gedränge!
Der Wald,
Wie bald
Antwortet er dem Ruf,
Der neu ihm Leben schuf,
Stimmte an
Das süße Lenzeslied!....

„Die Natur verlangt nach einer Berichterstattung. Alle Dinge sind damit beschäftigt, ihre Geschichte zu schreiben. Der Planet und der Kieselstein bewegt sich in Begleitung seines Schattens, der abstürzende Fels läßt seine Schrammen im Berge zurück, der Fluß sein Bett im Boden, das Tier sein Gebein im Erdreich und das Laub seinen bescheidenen Abdruck in der Kohle. Der fallende Tropfen bewirkt einen Eindruck im Sand oder Stein, jeder Tritt über den Schnee oder den Boden hin drückt in mehr oder minder bleibender Weise eine Spur seines Weges ein."

Ralph Waldo Emerson.

VI.

Mit dieser „Berichterstattung" fingen die Deutschen schon frühzeitig an. Konrad von Megenberg schrieb um 1350 „Das Buch der Natur", eine allgemeine, schon ziemlich systematische Naturgeschichte. Konrad von Gesner, der deutsche Plinius (1516—1565), legte in Zürich einen botanischen Garten und ein Naturalienkabinett an. Er befaßte sich mit Beschreibungen von Tier- und Pflanzenformen, die einer wissenschaftlichen Basis nicht entbehren. Leonhard Baldner (1612—1694) ein Straßburger Fischermeister, schrieb ein „Vogel-, Fisch- und Tierbuch". Der einfache Mann widmete diesem Werk mehrere Jahre seines Lebens. Er war ein scharfer und dabei liebevoller Beobachter der Fauna seiner Heimat.

Im Jahre 1793 erschien ein Buch mit absonderlichem Titel: „Das neuentdeckte Geheimnis der Natur in Bau und Befruchtung der Blumen" von Christian Sprengel, Konrektor an der großen Lutherischen Stadtschule zu Spandau. Man lächelte damals über die verschrobenen Ideen des deutschen Schulmeisters. Fünfzig Jahre später lenkte Darwin die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf die interessanten Versuche Sprengels.

So ergänzten sich die beiden vornehmsten Stammeseigenschaften immer von neuem: die deutsche Naturpoesie und der grüblerische Sinn.

Im 19. Jahrhundert entstanden auch zahlreiche naturwissenschaftliche Volksbücher. Einer der ersten, der solche schrieb, war Adolf Emil Roßmäßler (1806—1867). „Die Jahreszeiten,“ „Der Wald,“ „Flora im Winterkleid,“ geben ein beredtes Beispiel von der feinen Naturbeobachtung dieses Forschers. Mit Alfred Brehm, dessen „Tierleben“ in der deutschen Familie selten fehlt, gab Roßmäßler das schöne Werk „Die Tiere des Waldes“ heraus.

Die Zahl dieser populären Schriften wurde von Jahr zu Jahr größer. Auch streng wissenschaftliche Werke sind häufig so geschrieben, daß sie der Laie verstehen kann. Und die Natur gewinnt durch diese Forschungen, denn ihre Schönheit ist nicht nur eine rein äußerliche: jede einzelne Zelle ist eine geheimnisvolle Werkstätte, jeder Kristall ein Wunder.

Die vier Jahreszeiten.

(Von A. E. Roßmäßler.)

1.

Ein Maitag.

Unser schönes Vaterland ist überreich an traulichen Talschluchten, aus denen die freie Natur vor dem Nahen menschlicher Umgestaltungen noch nicht geflohen ist, in denen sie dem Menschen neben dem klaren Gebirgsbache nur einen schmalen Pfad erlaubt und ungestört und unbeeinträchtigt ihre eingebornen Schützlinge sich entfalten läßt. Solche Gebirgswälder, umsäumt von gewaltigen Felsen, gestatten, oft in der unmittelbaren Nachbarschaft einer großen geräuschvollen Stadt, den Gedanken an die zum Sprichwort gewordenen Urwälder. Der Harz, der Thüringerwald, die Vogesen, das Riesengebirge, das Erzgebirge, der Schwarzwald, der Taunus, der Odenwald und wie die zahlreichen deutschen Waldberge sonst alle heißen, — alle bergen solche heimliche Schlupfwinkel der jungfräulichen Natur, aus welchen sie Axt und Pflug noch nicht vertrieben hat, wo ihr Freund sicher ist, sie allein zu finden und traulich und unbelauscht mit ihr verkehren zu können....

2.

Der Herbst.

Da die Sonne schon tief steht, so wirft sie erläuternd grelle Streiflichter und tiefe Schlagschatten auf die Kuppen und in die Talschluchten des Berglands. Ohne diese Führerin, die von ihrem

hohen Himmelsthrone herab uns das Verständnis unserer Umgebung eröffnet, würden wir einen viel geringeren Genuß haben. Der verfeinerte Geschmack des wahren Künstlers und des erfahrenen Bergersteigers wählte daher mit Bedacht die Abendsonnenbeleuchtung, welche ihm da ein hundertfältig verschlungenes Hügellabyrinth enthüllt, wo ihm die Mittagssonne nur eine unklare Lichtmasse blendend zeigt.

Eine tiefe Talschlucht trennt unsern Hügel von einer uns gegenüber aufragenden Bergwand, welche dicht bewaldet ist. Die Bäume darauf haben ihr Abschiedskleid angetan, ein jeder von einer anderen Farbe....

Gustav Theodor Fechner (1801—1887) gab seinem bekanntesten Werke den Titel „Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen", weil Nanna, die Blüte, die Blumenwelt, nach altgermanischer Mythe die Gattin des Lichtgottes Balder war. Dem poetischen Titel entspricht auch der Inhalt des Buches. Fechner kam auf Grund seiner Untersuchungen von Physischen und Psychischen zur experimentellen Seelenkunde und zu einer strengwissenschaftlichen Psychophysik. Seine ganze Naturbetrachtung ist eine Abzweckung der parallelischen Idee auf den Allbeseelungsgedanken.

Nanna.

(Von G. Th. Fechner.)

Ich stand einst an einem heißen Sommertage an einem Teiche und betrachtete eine Wasserlilie, die ihre Blätter glatt über das Wasser gebreitet hatte und mit offener Blüte sich im Lichte sonnte. Wie ausnehmend wohl mußte es dieser Blume sein, dachte ich, die oben in die Sonne, unten in das Wasser taucht, wenn sie von der Sonne und dem Bade etwas empfände. Und warum, fragte ich mich, soll sie es nicht? Es schien mir, daß die Natur wohl nicht ein Geschöpf für solche Verhältnisse so schön und sorgsam gebaut hätte, um es bloß als Gegenstand müßiger Betrachtung darzustellen, zumal da tausend Wasserlilien verblühen, ohne daß sie jemand betrachtet, viel mehr mutete mich der Gedanke an, sie habe die Wasserlilie deshalb so gebaut, um die volle Lust, die sich aus dem Bade im Nassen und Lichten zugleich schöpfen läßt, auch einem Geschöpf im vollsten Maße zugute kommen und von ihm rein durchempfinden zu lassen.

Wie lieblich erscheint unter solcher Voraussetzung das ganze Leben der Blume! Hat sie tagsüber die offene Blüte über das Wasser gehoben, so schließt sie dieselbe nachts, wenn sie nichts mehr im Lichte zu suchen hat, neigt sich nieder und, ist es richtig, was ich gelesen habe, geht sie gar damit unter das Wasser zurück, um morgens wieder aus dem feuchten Bette aufzutauchen. Die Lotosblume soll es ebenso machen, ja nachts so tief untertauchen, daß man sie mit dem ausgestreckten Arme im Wasser nicht erreichen kann. Des Morgens steht sie wieder auf und wie die Sonne höher rückt, steigt sie höher mit dem Stengel aus dem Wasser. Wir glauben nicht mehr an Wassernixen, die im Grunde des Wassers schlafen und des Morgens aufsteigen, sich im Lichte zu sonnen; aber der Dichter selber hat damit doch anerkannt, ein solches Leben möchte seine Reize haben und die Natur hat das wohl auch gewußt und aus der Dichtung eine Wirklichkeit gemacht. Freilich erheben und neigen sich nicht alle Blumen so im Wechsel, obwohl es noch manche andere tun; aber brauchen es denn alle zu tun? Finden sie nicht eben schon im Blüten- und Knospengetriebe, im Genuß von Tau, Luft und Sonne Genüge, jede in ihrer besonderen Weise.....

Immer neue Beobachtungen drängen sich in den Vordergrund. Michael Haberlandt schrieb ein außerordentlich interessantes und gelehrtes Buch über die Lichtsinnesorgane der Pflanzen, R. H. Francé, „Das Sinnes- und das Liebesleben der Pflanzen“. Man versucht es, in die Geheimnisse der Kristallisation einzudringen und sogar die Träume großer Chemiker und Physiologen von der Möglichkeit der Erzeugung künstlichen Lebens scheinen sich zu verwirklichen. Gleichzeitig wird viel Mühe darauf verwendet, die Geheimschrift zu entziffern, deren sich Mutter Erde bediente, als sie ihre Memoiren schrieb. J. Hoops z. B. verfolgt die Wandlung unserer Flora im Laufe der Jahrtausende. Nach seinen Forschungen folgte in Skandinavien, wo das Meer der Ausbreitung der Pflanzen eine gewisse Grenze setzt, auf die Birken-Espenperiode die Herrschaft der Kiefer, welche von jener der Eiche abgelöst wurde. Die Eichenperiode fällt dort mit dem Auftreten des Menschen zusammen. In ähnlicher Weise schildert Hoops auch die Vegetation der Pfahlbauten, und beweist, daß sich mit Hilfe der Sprachwissenschaft eine ganze Reihe von Baumnamen

für die germanische Ursprache erschließen läßt. So hat sich auch die Sprache aus der Natur heraus entwickelt!*)

Das Liebesleben der Pflanzen.

(Von R. H. Francé.)

1.

Nirgends streut Flora ihre Gaben verschwenderischer aus, als auf dem sturmumheulten Bergrücken, hoch über allen Vegetationen, wo sogar schon der gewaltige Wald kapitulieren mußte vor den lebensfeindlichen Mächten. Die Alpenhochwiesen sind im Juni ein Blumenmeer. Was bei uns Phrase ist, wird dort zur buchstäblichen Wahrheit. In gewaltigen Wellen wogen die Farben über das Hochgefild, da weithin ein rosenroter Teppich der Alpennelken, dort wieder rosigweiße Anemonen, ein unbeschreiblich sattes Blau der Enziane, violette Primeln, wallende Felder rosiger Schneeheiden; dabei alle Farben ins Leuchtende gesteigert, von jener tiefen ernsten Wirkung, wie sie alte gemalte Glasfenster hervorbringen oder die modernsten Glasschmelzarbeiten oder, und das ist der beste Vergleich, als ob ein Schrein voll edelster Rubine, Smaragde und Amethyste über den Hang ausgeschüttet wäre....

2.

Ich bin sicher, viele Naturfreunde haben sich schon einmal die Frage vorgelegt: wie kommt es, daß die herrschende Blumenfarbe der Auen im Laufe der Jahreszeiten so auffällig wechselt? Im ersten Frühling liegt ein blauvioletter Schimmer über der Flur. Aber die Leberblümchen, Veilchen, Meerzwiebeln (Scilla) und Bisamhyazinthen (Muscari) übergeben dann die Führung an das Blütenweiß und Gelb, die miteinander kämpfen, bis im Hochsommer, nach dem Erlöschen der weißen Doldenblüte, die vielen Körbchenblütler, alle gleißend gelb, den Sieg davontragen. Aber sowie die ersten Herbstfäden spinnen und das Sonnenfeuer nur noch mit sanfter Nachglut lebt, entzündet sich im Felde das Rosa, schwillt zum Rot an, dann kommt wieder Blau und verblaßt mit blauen Wegwarten, Skabiosen, Flockenblumen und rosavioletten letzten Herbstzeitlosen. Woher rührt diese seltsame Kurve der Farben? Jetzt wissen wir es. Sie ist eine Anpassung an den Geschmack der Insekten.

*) J. Hoops: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, W. Meyer Rinteln: „Die Schöpfung der Sprache“.

Im ersten Frühling fliegen vornehmlich die Blau und Violett liebenden Bienen, erst im Mai erwacht das bis dorthin schlafende Heer der Zweiflügler. Um die Sonnenwende ist der Höhepunkt des animalischen Lebens erreicht; da sind alle Wiesen und Wälder von einem feinen Klingen erfüllt und von morgens bis abends hört man das Sausen der unzähligen Flügelchen, die sich in dieser hohen Zeit der Natur zu Tode flattern. Aber schon im Hochsommer ist der Schwarm vorbei. Die unermüdlichen Bienen und Hummeln suchen freilich noch immer das Gefilde ab, allein sie gehen ja auch gern auf gelbe Blumen. Mit ihnen wetteifern nun die Falter, die erst in den Regenstürmen des Herbstes ertrinken. Sie erhalten die rosigen und roten letzten Blüten am Leben.....

Wilhelm Bölsche (geb. 1868) schrieb eine große Anzahl von Büchern, von denen jedes einzelne die verschiedenen Beobachtungen der Forscher einem größeren Leserkreis zugänglich macht. Er ist also der Nachfolger von Brehm, Roßmäßler, Carus Sterne u. a. Bölsche erhebt auch das Geringste zur Bedeutsamkeit und hüllt es in das warme Licht der Schönheit.

Der Sieg des Lebens.

(Von W. Bölsche.)

Fern aber aus dem Dämmergrau hebt es sich in gespenstisch schönen problematischen Gebilden, — kleine Palmen mit vielblättriger Krone auf hohem Stiel, mit Staunen gewahrt das Auge des Geologen die wundersamen Seelilien (Krinoiden) der Vorwelt, — am Boden festgewurzelte Tiere mit einer bunten Palmenkrone von Fangarmen um den Mund. Wie eine Sage der Urwelt tauchen sie herauf. Sie bildeten unterseeische Wälder in der Jurazeit, als der Ozean bei uns noch bis nach Schwaben reichte, in unserm deutschen Schiefer liegen ihre Stämme, ihre weitverzweigten Fiederkronen noch versteinert bei den Ichthyosauriern. Hier unten in der Tiefe, zu der nie ein Sturm gekommen ist, der ihre aus gebrechlichsten Kalkplättchen schwindelnd kühn aufgezauberten Stämme und Äste rauh berühren könnte, haben sie ein letztes Asyl gefunden, hier wiegen sie ihre Palmenarme im bleichen Schein der Leuchtfische als Vision einer Welt, einer Planetenoberfläche, die vor zehn Millionen Jahren dort oben im Blau, in der Gegenwart war. Wo dieser tierische Wald

sich öffnet zur Durchsicht, ragen seltsam gebeugte starre Gestalten. Eisgraue Zwerge, ganz Bart und dann versteint. Die Kälte scheint sie überwältigt zu haben, ihre Bärte hat sie mit weißen Schneekristallen überzogen, ihre Füße in harte Kristallnadeln verwandelt, die sich metertief in den Schlammboden bohren. Aber auch sie leben. Glasschwämme sind es, deren Gerüst aus feinster Filigranarbeit in Kieselstoff, in Glas, schaumartig dünn zusammengesponnen ist, in seiner Zerbrechlichkeit auch nur in der sturmlosen Tiefe möglich und so herrlich in der Arbeit, daß man, als die ersten Exemplare bei uns auftauchten, darin raffinierte Bravourstücke japanischer Glasmacherkunst zu sehen glaubte.

Doch in diesem Augenblick ist es, als entlade sich über der feinen Illumination ein blendendes Feuerwerk. Blaue, rote und weiße Feuerkugeln perlen in entzückendem Farbenspiel aus der Höhe über das Ganze herab. Eine Schar leuchtender Tintenfische ist herangeschwommen und hat jäh ihre Arme und Leiber im langsamen Niederschweben entfaltet. Jeder dieser Tintenfische trägt 24 bunte Leuchtkugeln am Körper. Um jedes der großen Augen schlingt sich eine Perlenkette, deren Hauptperle ultramarinblau ist, während die andern wie Opale irisieren. Den Leib gürten drei Geschmeidereifen, in denen blendendweiße und perlmutterfarbene Glieder mit eingestreuten rubinroten und himmelblauen wechseln. Die beiden Hauptfangarme schwingen je einen besonderen farbigen Edelstein; und indem sich die ganze Schar dieser Fangarme im unendlichen Gewimmel bewegt, entsteht ein Farbenregen, wie von einer Krone platzender Raketen.....

Friedrich Ratzel (1844—1904) widmete sein Buch „Über Naturschilderung" allen Naturfreunden, besonders denen, die als Lehrer der Geographie, der Naturgeschichte oder der Geschichte wirken und den Sinn für die Größe und Schönheit der Welt wecken wollen. Er hätte es getrost jedem denkenden Menschen widmen können. Wo die Natur nicht mitspricht, wird jedes Wissen zur Klügelei und nur aus ihr heraus wächst die echte Kultur. — Das Buch Ratzels ist sehr vielseitig, es spiegelt das ureigenste Wesen des Verfassers wider, seine vertiefte Liebe zur Natur, sein volles Erfassen der Beziehungen des Menschen zur räumlichen Umgebung, zu dem Erdboden, in welchem er wurzelt. Ratzel bewältigte diesen Stoff wie bis jetzt noch kein zweiter und kommt dabei immer wieder auf den inneren Zusammenhang von Natur und Kunst zurück.

Unter dem Titel „Glücksinseln und Träume“ erschienen die Jugenderinnerungen Ratzels und die Bilder aus dem Kriege mit Frankreich. Sie bilden eine Art Selbstbiographie des Verfassers. Außerdem enthält das Werk verschiedene Aufsätze, die einst in dem Grenzboten erschienen: „Oberbayrische Wanderungen,“ „Die Königin der Nacht“, „Die Tagesansicht von Gust. Theod. Fechner“ u. a.

Glücksinseln und Träume.

(Von F. Ratzel.)

(Aus: Die Königin der Nacht.)

Im Grunde ist ja jede Blüte, die wir so recht anschauen, ein Märchen, diese wird aber vermutlich so groß und schön gebaut sein, daß sie selbst den Stumpfsinn aufrüttelt, der kein Naturwunder erkennt oder anerkennt. Und schon aus diesem Grunde werde ich mir selbst eine Wohltat erweisen, indem ich sie betrachte, weil mein Sinn wieder einmal weit aufgetan wird für das Schöne und Große, für das Rätselhafte in der Natur.....

Ich kenne Kaktusblüten von bläulichem Purpurrot und reinem Weiß der zarten Staubfädenbüschel, die glänzender sind, aber keine, die an stiller Majestät mit diesen großen blassen Sternen wetteifern könnte. Da ist wirklich etwas Königinnenhaftes, eine Mischung von Wehmut und von Lust und die stille Frage scheint aus jedem Blumenkelch hervorzuhauchen: Warum blühe ich hier in dieser fremden Welt? Und warum ist der Weg so klein von der Blüte zum Welken? Auch der Gegensatz zwischen der Pflanzengestalt und dieser Blüte ist ergreifend. Bei anderen Kakteen ruft der Unterschied zwischen der kristallinischen Starrheit, der höchst regelmäßig gekanteten und gefurchten und bedornten Pflanze zu ihrer zarten Blüte, die wie ein Schmetterling auf dem Kristall sitzt, unser Staunen wach. Hier ist es Armut und Reichtum, Bettlergewand und Strahlenkrone. Wahrlich, es ist ein Märchen, das uns diese vergängliche Blüte erzählt. Und, wenn man bedenkt, daß sich in ihrer Heimat Tausende von diesen Blüten öffnen, ohne daß ein menschliches Auge sie sieht, so scheint der Reichtum der Schaffensfreude der fruchtbaren Mutter Natur vernehmbar aus ihr zu sprechen. Für jahrelanges Mühen und Kargen im Aufbau des dürren Stengel- und Blättergerüsts siehe hier den Lohn in der überraschenden Blütenschönheit, der nur ein Alter von einigen Stunden beschieden ist...

Die Königin der Nacht schien sich zum Niedergang zu rüsten,

die hinausgerichtete Kraft ihrer Strahlen erlahmte, ihr Blütenstern schaute uns nicht mehr voll an, sondern senkte sich erdwärts. Das Sonnenhafte will sich entschwingen. Es hat keinen Zweck, auch dieses Sterben zu sehen. Lebt doch die schöne Blume in meinem Innern fort, sowie sie, lang ehe sie erschien, in der Seele eines unbegreiflich hohen und reichen Wesens geblüht haben muß. Doch still, ich streife hier an die Grenzen der Mystik.....

Ich aber danke der Königin der Nacht, daß sie mir einen Dämmerstrahl darüber hinausgeworfen hat. Zwar sollte von Rechts wegen jede Grasblüte und jedes Moosbecherchen denselben tiefen Eindruck machen, aber es ist doch wirksamer, wenn in dem großen Märchenbuch der Schöpfung ein so glänzendes Blatt gezeigt wird. War es doch die schönste der Blumen, die dem Cherubinischen Wandersmann (Angelus Silesius) einen der größten Gedanken eingab, der je in zwei Zeilen ausgesprochen wurde:

Die Rose, welche hier dein äußeres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott geblüht.

Über Naturschilderung.

(Von F. Ratzel.)

1.

Eine volle Beantwortung der Frage: Was ist das Schöne in der Natur? verlange niemand. Es ruht ein Geheimnis über dem Grunde der Schönheit, in das unsere Lichter so wenig hineinleuchten werden, wie in das Schöpfungsgeheimnis selbst. Zu einer Zeit suchte man diesen Grund in der dämonischen Natur des Menschen. Goethe, solchem Suchen abhold, rückte die Frage überhaupt beiseite, indem er die Schönheit in der Natur zu den Urphänomenen zählte und Schiller schöpfte aus der Erfahrung des Künstlers das Gefühl einer dunklen mächtigen Totalidee, die dem Schöpfer eines Kunstwerks vorschwebe. Die Schönheit ist etwas Mystisches, sagte auch Fechner. Und wir stimmen mit ihm überein in der Erkenntnis, daß in der Schönheit ein Unerforschbares und daher im tiefsten Grunde Unsagbares sei.....

2.

Was Einfühlen in die Natur heißt, das kann uns die Poesie am besten lehren. Nikolaus Lenaus Dichten ist ganz Leben und Leiden mit der Natur. Seine tiefe Natursympathie war ein Mitleiden in dem Sinne: wir fühlen, sie leidet dasselbe wie wir. Als

er einmal geschrieben hatte: nach dem Reiz, den die Natur für ihn habe, sei ihm die Betrachtung des Menschenlebens vom größten Werte, verbesserte er sofort sich selbst: Das Menschenleben ist ohnedies nur das Bild der Natur, wie es sich malt in den bewegten Wellen unserer Triebe. Es war die ganze Natur, die in seiner tiefbewegten Seele lag; und so hat er kaum eine Strophe gesungen, in die nicht der Himmel hereinschaute, die nicht der Sturm aufwühlte, der Quell durchrieselte, oder die nicht wie eine Waldblume im ernsten Schatten uralter Eichen blühte. Ihm war es nicht not, in die Natur zu greifen und die Motive zu holen. Aber eben darum ist er kein Beobachter; dies lebhafte Einfühlen läßt keine Sammlung zu. Statt die Formen und Farben der Dinge und die besondere Luft, die darüber liegt, ihre Fernen, ihre Wolken, schildert er uns die Empfindungen, die diese Dinge in ihm erregen. Auch Stifter ist eine einfühlende Dichterseele, aber er gibt uns sein Gefühl und das Bild. Der Sohn des Böhmerwaldes hat gerade für das Waldgefühl die schönen Worte gefunden: Spannt der heilige Ernst des Waldes Gemüter, die seiner ungewohnt sind, anfangs wie zu Schauern an, so wird er doch immer traulicher und ist endlich eine Lieblichkeit wie draußen, nur eine feierlichere." Wie die Pracht und Feier des Waldes, „des blauen Bandes, das so stumm dahingeht," sich ans Herz legt, hat er mit besonderer Liebe dargestellt. Stifters Betrachtungsweise ist ohne Zweifel die vielseitigere, fruchtbarere, weil sie nicht mit der Aussprache ihrer Empfindungen überhaupt abschließt, vielmehr aus dieser liebevollen Vertiefung in das Wesen der Sache immer neue Ansichten gewinnt. Lenau steht unserer Naturschilderung ebenso fern wie Stifter ihr nahe steht. Jener kann sie nur anregen, dieser nährt sie kräftig .....

Johannes Reinkes (geb. 1849) leichtfaßliche Aufzeichnungen: „Die Natur und Wir" haben den Zweck, den heutigen Stand der Naturwissenschaften jedem Gebildeten klar zu machen. Der Forscher Reinke hätte dieses Buch nicht schreiben können, wenn er nicht gleichzeitig ein Poet wäre.

Die Natur und Wir.

(Von J. Reinke.)

1.

Die wissenschaftlichen Bilder haben kleinere oder größere Ausschnitte der Natur zum Gegenstand. Jedes Nachbild der Natur soll

dieser so weit entsprechen, wie das nach unserem menschlichen Verstande möglich ist; dabei erleichtern Klarheit und Einfachheit des Bildes die Prüfung seiner Richtigkeit. So wird der Naturforscher im gewissen Sinne zum Bildermaler, wie der Historiker. Seine Tätigkeit, die wissenschaftliche Naturbeobachtung, unterscheidet sich von der Betrachtungsweise des täglichen Lebens nur durch genaues Zusehen, das bis auf den Grund zu dringen sich abmüht. Es ist die Arbeit eines Pioniers, der unter der Verwertung der konzentrierten Erfahrung aller Zeiten und Menschen, unter Ausstoßung ihrer Irrtümer, immer tiefer in die Natur einzudringen, immer neue Erfahrungssätze zu sammeln und diese durch die denkende Vernunft zu verknüpfen sucht. Das letzte Ziel ist ein Weltbild, das selbstredend nicht außer uns, sondern in uns liegt. In solchem Bemühen sucht der Mensch das große Drama der Natur nachzudichten und die Gestaltung seines Wissens wird zu einer künstlerischen Aufgabe, die künstlerische Anschauung erfordert. Ein Naturforscher, der auf jede Weltanschauung verzichtete, bliebe ein Handwerker, ein Steinmetz; zum Baumeister könnte er es nicht bringen.

2.

Vom Deck des Dampfers schweift unser Blick in das Grenzenlose. Die Kreislinie des Horizonts, wo das Himmelsgewölbe die Wasserwüste schneidet, hemmt ihn nicht; über sie und die hochragenden Felsen der einsamen Insel gleitet er hinweg in Fernen, so unermeßlich, daß der Abstand unseres Auges von der sinkenden Sonne davon nur einen winzigen Bruchteil bildet; die uns bald einhüllende Nacht stellt Verbindungslinien her zwischen den Nervenspitzen im Auge und Sonnen, deren Abstand noch niemand gemessen hat. Wir sehen sie leuchten und flimmern und wenn wir aufmerksam sind, können wir wahrnehmen, wie sie langsam von Osten nach Westen sich fortbewegen. Rechtzeitig erinnern wir uns, daß dies nur scheinbar geschieht, daß in Wirklichkeit wir uns mit der Erdkugel bewegen. Das Rauschen der Wogen erinnert uns an die Stoßkraft der bewegten Luft, sowie an das mannigfaltige Leben in den Tiefen des Meeres. Unser Schiff furcht die Wellen, weil brennende Kohle in ihm Wärme erzeugt, die vor ungezählten Millionen von Jahren in lebendigen Baumstämmen durch Sonnenstrahlen aufgespeichert wurde, wie noch heute sich diese Strahlen im grünen Laube unserer Wälder zu gebundener Wärme verdichten. Über das alles sinnen wir

nach, während die Lichteindrücke der Sterne und zahlreiche Erinnerungsbilder von Gesteinen und Pflanzen, von Tieren und Menschen über die Schaubühne unseres Bewußtseins hinweg schreiten. Das ist die Natur! Alles das, worüber wir nachdenken, und wir selbst obendrein sind ein Stück der Natur ....

Wilhelm Heinrich Riehl (1823—1897) schrieb „Kulturbilder aus drei Jahrhunderten". Sie enthalten eine Studie, „Das landschaftliche Auge", welche von Riehls feinem Verständnis für die Entwicklung des Naturgefühles zeugt.

Das landschaftliche Auge.

1.

In topographischen Büchern aus der Zopfzeit kann man lesen, daß Städte wie etwa Berlin, Leipzig, Augsburg, Darmstadt, Mannheim in einer „gar lustigen Gegend" liegen, wohingegen die malerisch reichsten Partien des Schwarzwaldes, des Harzes, des Thüringerwaldes als „gar betrübt", öde und einförmig, oder mindestens „nicht sonderlich angenehme Landschaften" geschildert sind. Das ist keineswegs bloß die Privatmeinung der einzelnen Topographen: es war die Ansicht des Zeitalters. Denn jedes Jahrhundert hat nicht nur seine eigene Weltanschauung, sondern auch seine eigene Landschaftsanschauung ....

2.

Die mittelalterlichen Maler glaubten ihren Geschichtsstücken und Brustbildern keine schöneren Hintergründe geben zu können, als indem sie möglichst abenteuerliche zackige Berg- und Felsformen einschoben, obgleich sich das neben einem milden, stillverklärten Madonnenantlitz, oder auch bei dem Konterfei irgendeines prosaisch ehrwürdigen reichsstädtischen Spießbürgerkopfes oft seltsam genug ausnimmt. Damals hielt man also die wildzerrissene kahle Gebirgsnatur für ein Urbild landschaftlicher Schönheit, während man einige Jahrhunderte später solche Formen viel zu ungehobelt und regellos fand, um sie überhaupt nur schön finden zu können. Selbst alte niederländische Historienmaler, die vielleicht nie in ihrem Leben dergleichen zerrissene Felsblöcke gesehen, nahmen sie gern in ihre Hintergründe auf. Die schroffen Bergspitzen auf manchem Bilde Hemmlings oder Van Eyks sind auch nicht in der Gegend von Brügge gewachsen. Dieser Typus landschaftlicher Schönheit wurde also her-

kömmlich, sogar da, wo er nicht einmal vaterländisch war. Auf einem niederdeutschen Bilde, welches die Legende der elftausend Jungfrauen darstellt, ist die Stadt Köln als mit zackigen Felsgruppen umgeben, im Hintergrunde zu sehen. Das naturtreue Porträt der flachen Gegend hatte also dem Schönheitssinn des Malers nicht genügt, der doch wohl wußte, daß Köln nicht am Fuße der Alpen liegt. Dagegen würde ein Historiemaler der Zopfzeit, wenn er die wirklichen Alpen im Hintergrunde eines Geschichtsbildes zu malen gehabt hätte, dieselben möglichst abgerundet, geebnet und geglättet haben.

Die Natur ist aber die gleiche geblieben, auch das äußere Auge der Menschen, aber ihr inneres änderte sich....

Max Haushofer (1840—1907) verfolgt ebenfalls die Entwicklung des Naturgefühls: „Die Landschaft." *) Er ist Dichter und Naturforscher zugleich. Und der Poet Haushofer sieht überall den innigen Zusammenhang, der zwischen der Seele der Landschaft und der Volksseele besteht.

Die Landschaft.

(Von M. Haushofer.)

1.

Jeder Mensch hat eine Reihe von Eigenschaften an sich, die sein Verhältnis zur Landschaft bestimmen. Er hat etwas vom Forscher und etwas vom Künstler, vom Erfinder und vom Jäger, vom Erbauer und vom Verwüster und noch manche andere Eigenschaften in sich. Durch die in dunkle Vorzeit hinaufreichenden Schicksale seiner Ahnen, durch Vererbung und Erziehung sind manche dieser Eigenschaften in dem einzelnen unterdrückt und zurückgedrängt, andere gepflegt und gestärkt worden.

Die Eindrücke, die der Mensch von seiner heimischen Landschaft empfängt, sind das Ursprünglichste, was er für die Phantasie an Nahrung erhält, dadurch werden sie zur Quelle nationaler Kunst und Literatur. So sehr auch der moderne Kulturmensch durch den hochgesteigerten Verkehr der Gegenwart an weltbürgerlichen Anregungen und Beziehungen gewann: die heimische Landschaft vergessen die wenigsten. Sie ist es, die dem Menschen, wenn ihm das

*) Sammlung von Monographien. Herausgegeben in Verbindung mit andern von H. Zobeltitz. Band XII. Prof. Dr. Max Haushofer: Die Landschaft.

Schicksal sonst alles genommen hat, noch an der Neige des Lebens den Goldglanz der Jugend in Erinnerung ruft.

Durch das Schönste, was die Volkspoesie geschaffen, weht es wie ein Hauch uralter Natureindrücke. Und alle jene wunderbaren Gestalten, die der mythenbildende Sinn des Volkes entstehen ließ, sind aus den dunklen, teils holden, teils schauerlichen Rätseln hervorgewachsen, die ihm die Natur mit ihren Bergen, Wäldern und Wassern, mit ihren Blumen, ihren leuchtenden Blitzen und starren Eisfeldern zu lösen gab......

Das feinste und tiefste, das über Erlebnisse an Landschaften dichterisch und psychologisch geäußert wurde, verdanken wir dem Prager Poeten Rainer Maria Rilke (geb. 1875). — In „Worpswede"*) behandelt Rilke die fünf Moormaler Fritz Mackenson, Otto Maderson, Fritz Overbeck, Hans am Ende und Heinrich Vogeler als Werdende. Die Einleitung enthält Betrachtungen über die Landschaftsmalerei und eine Beschreibung von „Worpswede", der Malerkolonie inmitten des Moores. Rilke sagt: „Es ist interessant zu sehen, wie auf jede Generation eine andere Seite der Natur erziehend und fördernd wirkt; diese rang sich zur Klarheit, indem sie in Wäldern wanderte, jene brauchte Berge und Burgen, um sich zu finden — wir leben im Zeichen der Ebene. — Die Ebene ist das Gefühl, an welchem wir wachsen. Wir begreifen sie und sie hat etwas Vorbildliches für uns; da ist alles bedeutsam: der große Kreis des Horizonts und die wenigen Dinge, die einfach und wichtig vor dem Himmel stehen. Und dieser Himmel selbst, von dessem Dunkel- und Hellwerden jedes von den tausend Blättern eines Strauches mit andern Worten zu erzählen scheint und der, wenn es Nacht wird, viel mehr Sterne faßt, als jene gedrängten und ungeräumigen Himmel, die über Städten, Wäldern und Bergen liegen."

Die modernen Maler sehen überall solche reizvolle Einzelschönheiten: in der Ebene und im Gebirge, im Moor und auf der Heide. Früher hatten nur wenige, ganz besonders Bevorzugte, den Sinn für diese subtile Art der Naturbetrachtung und für die Veränderung der Landschaft durch verschiedene Beleuchtung. Wie lange ist es her, da lächelten die Kunstkritiker über den lichttrunkenen

*) Heft 64 der Künstlermonographien von H. Knackfuß herausgegeben.

Sonnenmaler Ferdinand Waldmüller. Seine Praterlandschaft, mit der Gruppe hoher Silberpappeln im Vordergrund, oder das berühmte Bild „Frühling im Wienerwald" erschien ihnen unnatürlich.

Worpswede.

(Von R. M. Rilke.)

1.

Wenn man auf dem kleinen Sandberg von Worpswede steht, kann man es ringsum ausgebreitet sehen, ähnlich jenen Bauerntüchern, die auf dunklem Grunde Ecken tief leuchtender Blumen zeigen. Flach liegt es da fast ohne Falte und die Wege und Wasserläufe führen weit in den Horizont hinein. Dort beginnt ein Himmel von unbeschreiblicher Veränderlichkeit und Größe. Er spiegelt sich in jedem Blatt. Alle Dinge scheinen sich mit ihm zu beschäftigen; er ist überall. Und überall ist das Meer. Das Meer, das nicht mehr ist, das einmal vor Jahrtausenden hier stieg und fiel, und dessen Düne der Sandberg war, auf dem Worpswede liegt. Die Dinge können es nicht vergessen. Das große Rauschen, das die alten Föhren des Berges erfüllt, scheint sein Rauschen zu sein und der Wind, der breite, mächtige Wind, bringt seinen Duft. Das Meer ist die Historie dieses Landes. Es hat kaum eine andere Vergangenheit. Einst, als das Meer zurücktrat, begann es sich zu formen. Pflanzen, die wir nicht kennen, erhoben sich und es war ein rasches und hastiges Wachsen in dem fettigen, saltigen Schlamm. Aber das Meer, als ob es sich nicht trennen könnte, kam immer wieder mit seinen äußersten Wassern in die verlassenen Gebiete und endlich blieben schwarze, schwankende Sümpfe zurück, voll von feuchtem Getier und langsam vermodernder Fruchtbarkeit. So lagen die Flächen allein, ganz mit sich selbst beschäftigt, jahrhundertelang. Das Moor bildete sich. Und endlich begann es sich an einzelnen Stellen zu schließen, leise, wie eine Wunde sich schließt.....

2.

Der Künstler von heute empfängt von der Landschaft die Sprache für seine Geständnisse und nicht der Maler allein. Es ließe sich genau nachweisen, daß alle Künste jetzt aus dem Landschaftlichen leben. Sehr leicht ist z. B. an altmodischen Gedichten zu sehen, wie man zaghaft glaubte, mit den Mitteln der Landschaft nur das

Allgemeine sagen zu können; man meinte, das Höchste erreicht zu haben, wenn man die Jugend dem Frühling, den Zorn dem Gewitter und die Geliebte der Rose verglich; man wagte gar nicht, persönlicher zu sein, aus Furcht, von der Natur im Stiche gelassen zu werden. Bis man fand, daß sie nicht nur für die Oberfläche der Erlebnisse einige Vokabeln enthielt, sondern vielmehr Gelegenheit bot, das Innerste und Eigenste, das Allerindividuellste bis in seine feinsten Nuancen hinein sinnlich und sichtbar zu sagen. Mit dieser Entdeckung beginnt die neue Kunst.

Isolde Kurz (geb. 1853) ist der Ansicht, daß die Frau der Natur noch näher stehe als der Mann und daher fähiger sei, ihr „Lallen" zu verstehen. Die Aphorismen: „Im Zeichen des Steinbocks" könnten beinahe als Beweis dafür gelten. Sie enthalten Naturbetrachtungen von fast klassischer Schönheit. Und über ihnen liegt der Zauber der Persönlichkeit der großen Dichterin, die gleichzeitig eine warmherzige Frau ist.

Im Zeichen des Steinbocks.

(Von J. Kurz.)

1.

Romantik in der Natur.

In den Wolkenbildern ziehen die Träume des Erdgeists sichtbar vorüber. Auch er kann, wie der Mensch, nur Formen träumen, die er schon gesehen hat. Bergzüge, Kastelle, kämpfende Reiterscharen, Frauen in wehenden Gewändern, menschliche Profile, — so porträthaft, daß man weiß, sie müssen einmal gelebt haben, — Affen, Giraffen, Kamele, Krokodile und Meerscheusäler. Auch die in der Urzeit gesehenen Ichthyosauren und Pterodaktylen kommen ihm im Traume wieder mit allen Gestalten, die sind und waren.

Aber nicht nur den Wolken, auch allen Zufallsgebilden gibt er im traumhaften Gestaltungstrieb solche spielerische Formen. An verwitterten Baumstämmen versucht er sich als Bildschnitzer. Die vom Meere zerriebenen Holzsplitter zertrümmerter Schiffe formt er in artiges Kinderspielzeug; sauber modellierte Fische und Vögel, Eulen, die in Baumstämmen hocken usw. Und so sinnvoll geht er dabei zu Werke, daß er gern die Augen im Holze stehen läßt, um sie zu Tieraugen zu verwenden. Alles in der Natur strebt zur Form, auch das Unorganische und Desorganisierte; weil es keine zweckmäßige

Form mehr haben kann, hüllt es sich in eine nachgeahmte spielhafte. Ist das nicht die reine Bildfreude der Natur? Und dabei stets die alten, die wir schon kennen, launenhaft zusammengestellt. Das ist die Romantik in der Natur, die auch ihre Rechte will.

2.

Der Mensch und die Landschaft.

Die deutsche Landschaft haucht eine Innigkeit und zärtliche Wehmut aus, die sich bis zur Zudringlichkeit einschmeichelt und das Gemüt verwöhnt. Sie trauert mit den Trauernden, aber wie alle Mitleidigen steigert sie den Kummer statt ihn zu heben. — In Italien ruht die Natur wie eingeschlossen in ihrer eigenen Schönheit, sie lächelt göttlich unbekümmert und weist die Vertraulichkeit des Menschen zurück. Ein Betrübter kann ihr sein Leid nicht klagen, weil sie ihn gar nicht anhört, so gewöhnt sie ihm allmählich durch ihr sonniges Lächeln die Schwermut ab. Wenn sie Stimmung ausdrückt, so ist es eine erhabene, feierliche. Römische Zypressen steigen über den Trümmern einer untergegangenen Welt wie ein Requiem zum Himmel auf und heißen alle persönliche Empfindsamkeit schweigen.

* *
*

Die italienische Luft hat dieselbe Eigenschaft wie Glas und Wasser: sie verschönt die Gegenstände, sie reinigt, sie idealisiert sie. Zugleich gibt sie ihnen eine körperliche Unwirklichkeit, die nur das Auge anregt und das Gemüt völlig stille läßt.

* *
*

Die Jahrhunderte an der hohen Kultur haben auch an der geistigen Physiognomie der italienischen Landschaft gearbeitet. Die schönen Linien der Hügel mit den sanft ansteigenden Zypressenreihen, den glücklich verteilten Piniengruppen und den Landhäusern, die aus der Formation des Terrains herausgewachsen scheinen, haben etwas Vergeistigtes, wie ein schönes Gesicht, das durch reiche innere Erlebnisse veredelt ist.

„Die poetische Landschaftsschilderung ist dort am besten gelungen, wo die dichterische Phantasie, die ja an jeder Naturschilderung mitarbeitet, das innerste Wesen eines großen Naturbildes in klaren Worten wiedergibt."
Ratzel „Über Naturschilderung".

VII.

Das wußte schon Forster und vor allem der große A. v. Humboldt. Seitdem setzten viele kühne Männer und auch Frauen ihr Leben aufs Spiel, um unbekannte Erdteile zu erforschen. Und die meisten von ihnen stehen unter der Gewalt des Zaubers der Landschaft, welche sie erkoren haben. —

Karl von Scherzer (geb. 1821) bereiste als junger Mann das britische Nordamerika, Zentralamerika und Westindien. Seine wissenschaftlichen Publikationen erregten die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Max, nachmaligen Kaisers von Mexiko und er wurde zum wissenschaftlichen Leiter der Novaraexpedition ernannt. Außer reichen Sammlungen brachte Scherzer von dieser Weltumseglung ein vollständiges Tagebuch mit, das die Grundlage seines Werkes bildete.

Beschreibender Teil der Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857—1859.

(Von K. v. Scherzer.)

Madeira.

Der erste Eindruck, den Funchal durch den herrlichen Blütenschmuck seiner Gärten und durch die fast bis zum Gipfel reichende Kultur seiner nahe am Ufer aufsteigenden Berge macht, ist ein außerordentlich angenehmer und überraschender. Fehlen gleich die wilde Großartigkeit und die gewaltigen Formen der eigentlichen Tropenlandschaften und hat man auch mehr das Gefühl, sich einer Insel des südlichen Italiens als einer Landschaft der Äquatorial-

zone zu nähern, so erschließt sich hier doch dem Beschauer ein Naturleben von solcher Anmut und Mannigfaltigkeit, wie sie wohl die reichste Phantasie nicht reizender und lieblicher zu zaubern vermag. Die schönsten Gewächse der gemäßigten und subtropischen Zone begegnen dem Auge in voller Entwicklung, während gleichzeitig auch einige Repräsentanten der eigentlichen Tropenflora in die blühende Pracht dieses wunderbaren Naturbildes hineinragen. Wohlriechende Magnolien und großblütige Tulpenbäume, Platanen, Lorbeerarten, Myrten, Akazien, Passifloren, Bignonien, stämmige Fuchsien mit riesigen Blütentrauben, bunte Hortensien, duftende Rosen, mit gefüllten Blumen überdeckte Oleander, vierzig Fuß hohe blühende Aloen, baumartige Kamelien mit glänzendgrünem Laube und übersät mit schönen, rosenähnlichen Blüten, Kastanien, Brasiltannen, Pinien und Zypressen ergötzen den Blick neben Granatäpfeln, Tamarinden, Bananen, Zuckerrohr, Kaffeestauden, riesigen Drachenblutbäumen, Anonen, Mangos, Papayas und Aguacetas. Wir haben zwar später in den tropischen Urwäldern der Nikobaren, auf Java, Luzon und den Karolinen Naturbilder von imposanterer und ergreifenderer Wirkung geschaut, aber keines, welches den Blumenzauber Madeiras an Duft, an Fülle und Lieblichkeit übertroffen hätte.....

Julius Payer (geb. 1842) beteiligte sich 1869—1876 an der zweiten deutschen Nordpolexpedition. Er und Weyprecht waren die Führer der österreichischen Expedition 1872—1874. Payer ist auch Maler und kaum ein zweiter versteht es, die Stimmungen arktischer Landschaften so wiederzugeben, wie gerade er.

Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition 1872—1874.

(Von J. Payer.)

Das erste Betreten des Landes.

Als wir nach dem Schiffe zurückkehrten, erlosch der rosige Abendschein in dem höheren Gewölk; darauf begann es hinter dem Riesenleib des Gletschers heller zu werden und schwarz hob sich dessen Saum vom leuchtenden Himmel ab. Dann blitzte ein Strahl des Mondlichtes über den dunklen Bogen herüber und nun stand dieser selbst als riesengroße, emporsteigende Leuchtkugel da, die den oberen Gletscherrand durch einen Silberschimmer von der

stahlblauen Nacht trennte. In allen Eistümpeln irrte das Mondlicht glitzernd vor uns her; blitzend fiel es von allen Schneefugen und weil das Knarren unserer Tritte in dem Schnee die einzige Bewegung in der feierlichen Mondstille war, so schien es uns, als seien wir die einzigen Menschen auf der Welt. —

Mit Sehnsucht blickten wir nach dem fernen Hauptland hinüber, das, vom Monde hoch überragt, in seinem kalten, matten Silberlicht sich vor uns ausdehnte und in den wenigen Dämmerungsstunden eines Tages unerreichbar war.

Unbeschreibliche Einsamkeit lag über diesen Schneegebirgen, welche der Dämmerungsbogen im Süden und der Mond gleichmäßig schwach erleuchteten. Wenn das Strandeis nicht durch Ebbe und Flut ächzend und klingend gehoben wurde, der Wind nicht seufzend über die Steinfugen dahinstrich, so lag die Stille des Todes über der geisterbleichen Landschaft......

Ernst Haeckel (geb. 1834) widmete die „Indischen Reisebriefe" seiner greisen Mutter. In dieser Widmung sagt er: „Du allein weißt, wie die Freude an den Wunderwerken der Natur mich von frühester Jugend an beseelt hat und wie das Verlangen, deren höchste Entfaltung in den Urwäldern der Tropenzone zu schauen, seit mehr als dreißig Jahren der Lieblingswunsch meines Lebens wurde."

Haeckel hat die „Indischen Reisebriefe" auch selbst illustriert. Diese farbigen Blätter bilden heute die schönste Ergänzung seines berühmten Werkes.

Indische Reisebriefe.

(Von E. Haeckel.)

1.

Es war ein unvergeßlicher Abend, als ich am 14. November die Türme des Schweigens besuchte. Die untergehende Sonne schmückte eben den westlichen Horizont mit jenen wunderbaren, nur zu rasch vorübergehenden Farbentönen der Tropenzone, deren Glut und Anmut weder Pinsel noch Feder annähernd wiederzugeben vermögen. Gegenüber im Osten prangten mächtige Reihen gehäufter Turmwolken mit goldenem Saum im magischen Purpurlicht und darunter schimmerten violett die seltsam geformten Türme und Mauern der Bhor-Ghats, auf den Abstürzen des Tafellandes von Dekkan. Zu unsern Füßen aber spiegelte der blanke Golf von Back-Bay die ganze

Farbenpracht des Himmelgewölbes wieder; und darüber erhob sich jenseits die Reihe der Prachtgebäude des Forts, überragt vom Mastenwalde der Schiffe. Zu unserer Rechten südwärts verfolgte das Auge die Gärten und Villen von Malabar-Hill bis zur äußersten Spitze, bis zu dem felsigen Vorgebirge Malabar-Point. Zur Linken verdeckten unten die dicht gedrängten Kokospalmen von Girgaum das bunte Leben der „schwarzen Stadt". Und dazu nun als Vordergrund die „Türme des Schweigens", umgeben von hohen Fächerpalmen, auf deren Kronen die gesättigten Geier in dichten Gruppen ihre Abendruhe hielten und zu ihren Füßen die weißgekleideten Parsi-Priester. Das gab ein Bild, würdig eines großen Malers!.....

2.

Der Kokospalmenwald von Mahim, der erste, den ich betrat, bot uns noch viel mannigfaltigere Bilder. — Ich aber wurde nicht müde, die prachtvollen Lichteffekte zu bewundern, welche der spiegelnde Sonnenglanz auf die breiten, zitternden Fiederblätter der edlen Kokos und ihren anmutig gebogenen Stämmen hervorbrachte, sowie auf den zarten, frischgrünen Riesenblättern der zu ihren Füßen stehenden Bananengruppen. Und dazu nun überall eine Fülle herrlicher Blumen, mit den ringsum spielenden Schmetterlingen wetteifernd durch riesige Größe, durch bunte Farbe, durch seltsame Gestalt und durch aromatischen Geruch! Hie und da erhebt sich ein luftiger Busch des zierlich schlanken Bambusrohres; und allenthalben zerstreut lagen kleine Hütten aus Rohr gebaut und mit Rohr gedeckt....

3.

Gleich einem zierlichen, schmalen Atlasbande zieht sich der weiße oder gelbliche Saum des Seesandes oft stundenlang längs der vielfach eingeschnittenen oder in schönen, flachen Bogen ausgerandeten Küste hin und trennt die tiefblaue Fläche des Indischen Ozeans von den lichtgrünen Kokoswäldern. Dieser Saum erscheint um so reizender, als die schlanken Stämme der dichtgedrängten Kokospalmen stark über denselben überhängen, gleich als strebten ihre zierlichen Federkronen die kühlende Seebrise voll einzuatmen und die Fülle des Sonnenlichts ungeteilt zu genießen. Dazu ist der Boden zu ihren Füßen mit den schönsten Strandblumen geziert.....

Sven von Hedin*) (geb. 1865) hat drei volle Jahre, 1899 bis 1902, der Erforschung eines Gebietes gewidmet, das bis in die jüngste Zeit hinein zu den dunkelsten des inneren Asiens gerechnet werden mußte. Und es gelang ihm, unter ungeheuren Mühen und Schwierigkeiten, die Rätsel dieses Landes zu ergründen. Das Buch „Abenteuer in Tibet" enthält die Ergebnisse dieser Forschungsreise. Es ist, trotz der großen Genauigkeit, mit welcher der Gelehrte arbeitet, ein poetisches Werk; eine klassische Reisebeschreibung.

Abenteuer in Tibet.

Der verzauberte Wald.

Die Strömung ist langsam, die Oberfläche wird nur von ringelnden Wirbeln getrübt und die Veteranen des Waldes spiegeln ihre gelb gewordenen Kronen darin. Welch großartige, herrliche Landschaft! Kein Hauch rührt sich, die ganze Natur ist in Sonntagsstimmung; Orgeltöne, die man nicht hört, aber ahnt, vibrieren zwischen den Ufern zum Preise des Ewigen. Hier knistern nicht dürre Zweige unter den Schritten eines einsamen Wanderers, hier gibt es keine Spur von menschlichen Wesen oder ihren Wohnungen. Hie und da gähnt in dem sonst undurchdringlichen Dickicht dieses Unterholzes die Mündung eines Tunnels, — es ist einer der Korridore, die nur die Wildschweine finden, und in die nie ein Sonnenstrahl fällt. Die Sonne glüht heiß und sehnsüchtig spähte man vorwärts nach diesen Krümmungen, wo die Fähre manchmal wie durch einen Park unter Laubgewölben in erfrischendem Schatten dahinglitt.

So fahren wir Stunde auf Stunde durch den schlafenden Wald auf dem dunklen Spiegel des Flusses vorwärts. Es war eine märchenhafte Fahrt; man konnte glauben, von unsichtbaren Waldnixen und Elfen in einem Triumphwagen gezogen zu werden, auf einer Straße von glänzendem Kristall, durch verzauberte Wälder, wo nur das Schweigen mit allmächtigem Zepter herrschte.

In das öde Tibet.

Als ich am 6. August nach einem anstrengenden Tage in die Nacht hinaustrat, war der Himmel bewölkt; nur ein Gletscherstock

---

*) Sven von Hedin ist ein Schwede, hat aber auf deutschen Universitäten studiert und vieles in deutscher Sprache geschrieben.

im Süden lag nicht im Schatten und der Mond erhellte mit seinem kalten Lichte die öden Firnfelder. Meine Leute schliefen fest, die Karawanentiere waren festgemacht worden, das Lagerfeuer war erloschen, nur der Bach sang sein plätscherndes wehmütiges Lied zwischen den Schieferplatten. Stumm und still liegt die Nacht einsam über der Wildnis, ringsumher dehnt sich ein Chaos von unbeantworteten Fragen und ungelösten Rätseln aus. Weit hinten im Süden ahnt man den Kamm des Himalaja und dahinter Indien mit seinen stickigen Dschungeln. Im fernen Westen verstricken sich unsere tibetischen Gebirge mit dem Hochland von Pannonien und, wenn die Sonne bei uns aufgeht, hat sie schon ihre Morgenstrahlen auf das Reich der Mitte fallen lassen. Vergebens schaue ich nach einem Feuer oder nach der Spur eines Menschen aus; ich bin in einen unbewohnten und unbewohnbaren Teil der Erde gelangt; ich fühle, daß ich wie ein Staubkorn auf ihrer unermeßlichen Oberfläche verschwinde und glaube zu spüren, wie der Planet sein rastloses Rollen durch den Weltenraum mit schwindelnder Geschwindigkeit fortsetzt.....

VIII.

An die Stelle der Robinsonaden traten im 19. Jahrhundert Romane. Einer der ersten, der solche schrieb, war Charles Sealsfield (Karl Postel, 1793—1864.) Sealsfield wählte meist die Südstaaten Amerikas zu ihrem Schauplatz: Die Steppen von Texas, die undurchdringlichen Urwälder an den Ufern des Amazonenstromes, die Felsenwildnisse der Kordilleren, überhaupt die überwältigende Größe und den Farbenzauber dieser Tropenwelt.

Friedrich Gerstäcker (1816—1872) war gleichfalls mit den eigenartigen Naturstimmungen der neuen Welt, vor allem mit jenen Nordamerikas, sehr vertraut.

Ferdinand Kürnbergers (1823—1879) Roman „Der Amerikamüde" hat Lenau, den im Naturgenuß Unersättlichen, zum Helden. Die Landschaftsschilderungen Kürnbergers zeichnen sich durch eine ungemein edle Sprache aus.

Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812.

(Von Ch. Sealsfield.)

Mexiko ist nicht ein schönes Land in dem Sinne, wie wir uns gewöhnlich ein solches denken, wenigstens nicht von dieser Seite gesehen oder betreten. Es sind nicht lieblich grüne Fluren, die das Auge erfrischen, nicht sanft dahinrieselnde Quellen oder majestätische Ströme, die wir schauen; das Auge erblickt nur ungeheure schauerliche Felsmassen, greuliche Klüfte, entsetzliche Abgründe, die aus den furchtbarsten Höhen in die Tiefen des Erdballs hineingähnen und aus denen der Donner der Katarakte heraufbrüllt wie Schlachtendonner. Die Natur trägt hier den Charakter des wildesten Stolzes, der bizarrsten, furchtbarsten Kraft und wieder einer un-

beschreiblich trägen Indolenz. Es ist dieses Land die Poesie der westlichen Hemisphäre, das poetischeste Land der Erde. Selten jene sanften Übergänge, in denen sich die prosaische Natur anderer Länder so sehr gefällt, nur Spuren von gewaltsamen Revolutionen, aufeinanderfolgende Katastrophen — bei jedem Schritte Spuren der gewaltsamen Umwälzungen, der unnatürlichsten Kämpfe.....

Wir sehen, wie die Natur, so riesenhaft, so groß, so bizarr, so energisch und so zurückstoßend flach, träge und gemein, den Menschen die Bahn gezeigt hat, ihr Vorbild geworden ist.....

Jazede.

(Von F. Gerstäcker.)

Es war Frühling, — Frühling in Louisiana. Aus den Pecons und Zypressen quollen die maigrünen Blätterbüschel durch das tief herabhängende graue wehende Moos, so daß die gewaltigen Bäume wie silberhaarige, mit grünem Laub geschmückte Greise aussahen. Von Süden her kamen allerhand buntfarbige wunderliebliche Singvögel heraufgezogen und unabsehbare Ketten von wilden Gänsen und Enten strichen hinauf zum hohen Norden, um dort ihre Nester zu bauen und erst im Herbst mit der jungen Brut nach dem schönen Süden zurückzukehren. Dabei saß der große weiße Reiher bedächtig am Ufer des Mississippi auf irgendeinem in den Strom hinausragenden Baumstamm und schaute höchst ernsthaft und aufmerksam auf die unter ihm hinschießende Flut, dann und wann mit dem langen Schnabel schnell und sicher hineintauchend, was jedesmal Gefangenschaft und den Tod eines kleinen fröhlichen Flußbewohners zur Folge hatte..

Der Mockinbird (Spottvogel) flötete in den blühenden Tulpenbäumen, der Loon (eine Art Taucher) wiegte sich auf den höchsten Wipfeln der riesigen Stämme, die dem fruchtbaren Sumpfboden entwuchsen und ließ seinen grellen Schrei weit durch den stillen Wald schallen.

Leise und schaurig wehten und schwankten dazwischen die Wipfel des noch unberührt liegenden Urwaldes und der mächtigste Strom des Westens, der Mississippi, wälzte seine Lehmflut schäumend dem reinen Golf von Mexiko zu.....

Der Amerikamüde.

(Von F. Kürnberger.)

Die Stelle war schön im Sinne der Wildnis. Einsam, öd, tief still, umgeben von der breiten Einförmigkeit des Waldes, welchem sie nirgends dominierte, vielmehr fiel er allseits über sie herein und deckte sie zu wie ein Geheimnis.

Das Strauchwerk überwucherte die Höhe des Hügels noch so dicht wie den Abhang, doch standen die starken schwarzen Stammhölzer hier etwas spärlicher. Dagegen lagen viele Stämme am Boden umgestürzt, verwitternd, zerbröckelnd und neue Schößlinge treibend, — alles wüst durcheinander. Das Ganze schien die Stätte eines verjährten Windbruches.

Nach der Natur solcher Stätten, welche der Schauplatz einer zeugungsreichen Pflanzenverwitterung sind, war die Waldstelle wahrhaftig erstickt von einem prachtvollen Blumenwuchs.

Moorfeld ließ sich auf einem Baumstamm nieder und betrachtete das Spiel eines Kolibris, der wie berauscht diese Flora durchtaumelte und seine zierliche Erscheinung als eine willkommene Episode der tiefen Einsamkeit spendete.

Der Kolibri hatte sich dicht in Moorfelds Nähe an eine flammende Magnolie gefesselt und vertiefte sich mit der ganzen Süßigkeit einer selbstvergessenen Liebe in sein trunkenes Kosen und Naschen. Vollkommen regungslos hing er an dem Blumenkelch, sein prächtiges Körperchen ruhig zur Schau geboten. Der kleine Amor hatte kaum die Leibesfülle einer Hummel, aber der Schönheit war's Raum genug, darauf ihre Wunder zu tun. Sein Gefieder strahlte vom reinsten Juwelenglanz, smaragdgrün und opalblau spielten Leib und Flügel an der Sonne, seine kleine Kehle war ein Rubin von Farbe und Feuer .....

Hugo Bertsch (geb. 1851), der Deutsch-Amerikaner, der einfache Arbeiter, auf den Adolf Wilbrandt aufmerksam machte, beschreibt in „Bob der Sonderling" eine Kesselschlucht im Urwald von Neuseeland, die mit Felsmauern abgesperrt ist, ein „Idyll", das vor ihm noch keiner gesehen, und freut sich dieser unberührten Schönheit.

Stephan v. Kotze (geb. 1869) hat eine besondere Vorliebe für Australien und die Inseln der Südsee. Er überrascht durch ein Anpassungsvermögen an diese Landschaften, das fast einzig da steht.

Bob der Sonderling.

(Von H. Bertsch.)

Ein Idyll von so überwältigender Reinheit, daß ich zauderte es zu betreten; als wagte sich mein Fuß auf verbotenem Boden; als hätte die Natur, was an Farben, Düften und Zaubern sich in ihrem Riesenlager finden ließ, hieher zusammengetragen und eine Laube gebaut, — nur für sich allein. Durch wogendes Blätternetz schillerten die Wasser des nahen Baches, der melodisch plätschernd in weitem Bogen um dieses Heiligtum sich wand. Mammutbäume wölbten hoch über efeuumranktem Unterholz, über moosbedeckten Steinen ihr Schattendach, durch welches die Sonnenstrahlen spinnfadenfein in die grüne Finsternis hineinzitterten. Tiefblau ruhte der Neuseelandhimmel auf dem Panorama, weich atmend, gleich einem Kuß tiefsinnigster Liebe.

Im schwärzesten Winkel der Schlucht gähnte als passender, — nein! — notwendiger Mittelpunkt zur allgemeinen Harmonie der Eingang einer Grotte.....

Papuas Kulturmorgen.

Südsee-Erinnerungen.

(Von St. von Kotze.)

Auf dem Rücken eines Spornes erreichten wir, stetig steigend, einen gewaltigen Berggrat und sahen von dort zum ersten Male hinein in die jungfräuliche Einsamkeit Papuas, die tiefen Täler und Schluchten, in ernsten Wald gekleidet. Das Unterholz war ganz verschwunden. Den schwarzen, nassen Boden bedeckte kniehohes Moos. Nicht ein Stückchen war vom Himmel zu sehen. Um uns gewaltige, glatte, astlose Stämme, auf der Wetterseite mit langsträhnigem Moos bewachsen, die hoch oben eine dichte Krone trugen. Ein stiller erbitterter Kampf um Luft und Licht. Der Wald nahm sich aus wie ein großartiger Dom, wie eine kolossale Säulenhalle, dunkel, schweigsam, überwältigend feierlich. Das eintönige, ewige Tröpfeln von Blatt und Stamm murmelte wie ein weinendes Gebet durch die Stille, die keine Vogelstimme, kein Tierlaut unterbrach. Ein Gefühl

der staunenden Andacht legte sich auf unser Gemüt. Wir wagten kaum ein Wort zu sprechen. Ein Lachen hätte uns ein Sakrileg gedünkt.....

Das erste Gesicht.

(Von St. v. Kotze.)

Vielleicht tragen die Leere des Landes, der Mangel an mächtigen atmosphärischen Reizen, das Fehlen einer Geschichte, einer denkwürdigen Vergangenheit die Schuld an dem ideal- und schwunglosen Charakter der aufwachsenden Geschlechter. Es gibt keinen Duft, es gibt keinen Sang im Busch. Kein Wechsel der Jahreszeiten berührt je die düstere häßliche, leblose Landschaft. Eine echte Wüste kann seelenerschütterndes Grausen erwecken; eine todesstarre Polargegend erhabene Begeisterung wachrufen, doch, obwohl das Grauen der Wüste und die Gefahr der See in Australien haust, ist seine Note banal — — für das Ohr, das nur oberflächlich lauscht. Und der Eingeborne gerät dem Charakter seiner großen Mutter nach und wird ebenfalls banal — — für das Auge, das nicht tiefer zu blicken versteht. Er selbst weiß nichts von der Tiefe seiner Empfindungen, von den Fähigkeiten und Möglichkeiten seines Herzens. Aber man nehme ihn heraus, fort aus seinem Busch in das farbenglühende Paradies leuchtender Tropen, zu dem lieblichen Reiz der alten Welt, zu den gewaltigen Erinnerungen der Länder mit jahrtausende alter Kultur, dann wird man seine verborgene Poesie entdecken und so den Schlüssel finden zu dem seltsamen Zauber und geheimnisvollen Märchenreiz seines staubigen, farblosen Erdteils.....

Rudolf Lindau (geb. 1829) hat fast die ganze Erde bereist. Er schrieb ethnographische Werke und Romane, beherrscht aber nicht nur die deutsche, sondern auch die französische und englische Sprache vollkommen.*) Das gibt seinem Stil einen ganz eigentümlichen Reiz.

Der König von Sidon.

(Von R. Lindau.)

Die Fahrt zur See war prachtvoll. — Während der ganzen Reise war das Wetter beständig schön. Ruhig glitt das Schiff auf

*) Rudolf Lindau: „Voyage autour du Japon“, „The philosophers pendulum“.

dem tiefblauen Wasser dahin, die malerischen Ufer der griechischen Inseln zeichneten sich in herrlichen Linien und Farben am wolkenlosen Horizonte ab. — Endlich am 10. Tage, nachdem sie die Reede von Triest verlassen, wurden im Osten im zartbläulichen Dunste die schroffen zerklüfteten Bergrücken der nördlichen Ausläufer des Libanon sichtbar. Noch wenige Stunden und die syrische Küste war erreicht...

Der Weg von Beirut bis Sidon, dem heutigen Saïda, ist wundervoll. In scharf südlicher Richtung läuft er unausgesetzt hart am Strande des Meeres entlang. Auf lange Strecken ist das Ufer reich bewaldet. Malerische Höhen steigen sanft auf und in der Ferne erheben mächtige Berge ihre stolzen Häupter. Der Weg führte an lieblichen Niederlassungen, Weilern und Flecken vorüber. Da wurde von Zeit zu Zeit kurze Rast gemacht....

Und nun näherten sie sich allmählich ihrem Ziel und es wurde kühl. Die untergehende Sonne zauberte auf dem herrlichen Spiegel eine Farbenpracht von berückender Schönheit hervor.

Ein breiter, mit Goldspritzen besprenkelter kupferroter Streifen zitterte auf dem tiefblauen Wasser und im Westen erlosch die feurige Glut im stumpfen Violett, auf dem einige leichte, zarte feuerverbrämte Wölkchen in phantastischen Bildungen schwebten.....

Bei Adolf Stern (1836—1907) nehmen die Naturschilderungen nirgends einen breiteren Raum ein, sind aber trotzdem sehr klar und anschaulich. Stern liebt Kontraste. In „Auf fremder Erde“ beschreibt er spanische Landschaften und — den Thüringerwald.

Auf fremder Erde.

(Von A. Stern.)

1.

Ein mächtiger Felsüberhang, der sich im Hintergrunde zur Höhle wölbte und an dessen Wänden die eisigen Winde des Hochgebirgs abprallten, bot mit beginnender Nacht einer Gruppe von Reisenden und den Maultieren Schutz, auf welchen sie den Übergang über einen wilden Paß der kantabrischen Berge wagten. Sie waren früh am Morgen von Oviedo aufgebrochen, den Narcea-

fluß, an dem ihr Ziel lag, zu erreichen, doch die Straße hatte sich überall wüst und verfallen gezeigt, selbst die Maultiertreiber schienen der Windungen des Weges nicht allzu kundig, zuletzt brach die Dunkelheit an, und der kleine Zug fand sich noch immer auf der Höhe des Gebirges. Glück genug, daß die Höhle ein dürftiges Obdach, um sie her wucherndes Gestrüpp ein Feuer gewährt hatte...

2.

Das volle Tageslicht fiel jetzt in den vorderen Teil der Höhle, der Sturm ließ mit dem kommenden Morgen nach. Walter ging durch die Höhle und trat unter dem Felsenüberhang, welcher der Reisekarawane Schutz geboten hatte, hervor, um den Beginn des heutigen Weges zu überschauen.

Vor seinen Augen streckte sich am Fuße des Bergkammes, auf dem sie sich befanden, ein Tal von einem rauschenden Bergfluß durchströmt. Schroff fielen die Felswände herab und Walter vermochte kaum die Windungen des Pfades zu entdecken, der zum Ufer des Flusses führen sollte. Der Fluß selbst schien ein echter Sohn dieser wilden Berge. Mit trotziger Stirn hatte er sich sein Bett durch die Felsen gebrochen, schäumend strudelte er über Hunderte von aufragenden Felsblöcken und rauschte jener Weitung des Tales, die von mächtigen Kastanien- und Eichenwäldern bestanden schien, entgegen. Die Landschaft hatte etwas Wüstes, Zerrissenes, aber sie war nicht ohne Großartigkeit.....

Carry Brachvogel (geb. 1864) hat eine außerordentlich lebendige Art südliche Landschaften zu beschreiben. Ein leidenschaftlicher, sinnlicher Zug geht durch diese Schilderungen. Auch der Farbensinn ist bei C. Brachvogel stark ausgeprägt.

Rudolf Stratz (geb. 1864) ist überall daheim. Er beschreibt die russischen Steppen und die Wüsten Afrikas, die Hochgebirge Europas und das Meer — alles mit derselben Virtuosität.

Ludwig Finckh (geb. 1876) reiht in „Biskra, Ein Oasenbuch", einzelne schöne Stimmungsbilder vom Meer und von der Wüste in zwangloser Weise aneinander.

Der Nachfolger.

(Von C. Brachvogel.)

1.

Am Berge Athos.

In der Mitte des Berges ungefähr machten sie Halt. Oben auf den Gipfeln lag noch die Sonne, unten in der Ebene zogen schon bläuliche Nebel. Auf einem weit ausblickenden Vorsprung standen sie und sahen hinunter aufs Meer. Im blauen Glanze glitzernd lag es da; Hunderte von Segeln blitzten wie Goldpünktchen.

„Ist das nicht schön, Basil?"

„Ja. Es sieht aus wie zwei Meere. Eins von Wasser und eins von Bäumen."

Er hatte recht. Meer und Wald — anderes war hier kaum zu sehen. Tausende, Hunderttausende von Stämmen, die Äste mit farbigem Herbstprunk überschüttet, jagten die ungeheuren Gebirgsflanken hinan, über Mulden und Spalten, den Gipfeln zu, auf denen die Sonne liegt. Eschen und Buchen schimmerten blutrot wie durchsichtige Leiber, — eine rasende Mänadenschar, die, den Winter im Rücken, angstvoll dem strahlenden Gestirn zuflieht. Goldgeschmeide und Spangen, beim tollen Lauf verloren, decken den Boden — gelbbraunleuchtende Blätter. Schwarz und düster gleich Mönchen, die von Ergebung und Tod predigen, treten Tannen und Fichten unter die wilde Schar. Schier erdrückt werden sie von all dem lachenden Rot und Gelb, das jauchzend weiterstürmt, der Feurigen entgegen, der sie alle Glut aussaugen, um in Ewigkeit so purpurn und goldig leuchten zu können. Da und dort steht vereinzelt ein morsch-grauer Baum mit dürren, aufgerollten Blättern, von denen langsam eins um das andere abfällt und zerstiebt.

2.

Die Gärten des Heliodor.

Eine süßduftende Wildnis von Magnolien und Oleandern, von Kamelien und Lorbeeren. Neben den weißen Sternen der Orangen die gelben Trauben der Akazien, die lechzend-roten Lippen

der Granatblüten. Hunderte von Palmen streckten ihre fingerigen Blätter gleich sehnsuchtsvollen Händen aus, oder neigen feierlich ihre Wedel zur Erde. Gelbe, weiße und rote Rosenströme rieseln zwischen knorrigen Stämmen hin. Aus dunklem Laub glühn pontische Azaleen; ihre Farben sind hart und stark wie das Meer, das ihnen den Namen gab. Weite Rasenflächen, samtig anzusehen wie grüne Teppiche, in die Rispen und Dolden und Glocken ein übermütig buntes Muster gewebt. Das Ende dieser Teppiche säumen schon die wehenden Halme reifender Felder...

Fern überm Meer.

(Von R. Stratz.)

Es war eine fremde geheimnisvoll leuchtende Welt für den, der aus dem bleichen Norden kam — die Schwelle zu den fernen Wundern Indiens — dies Städtchen selbst, friedlich mit seinen flachen Dächern und den weißen Rundungen der Petroleumtanks in Palmengrün gebettet — seine Hafeninsel, Port Tewfik, die wie ein Büschel Farnkraut draußen mitten auf dem Wasser schwamm, mit dem Festland nur durch eine lange schmale Landzunge verbunden, über die eben die winzigen Wägelchen der Eisenbahn scheinbar auf dem Meeresspiegel selbst dahin rollten — und da vorn die weite See. — Der Wind blies von Süden. Zu Tausenden und Abertausenden trieb er die weißen Wogenkämme wie eine Schafherde vor sich her über die Meeresfläche, die so flammend blau war wie der wolkenlose Himmel darüber und am Strand von durchsichtig smaragdfarbenen Streifen durchzogen und an andern Stellen milchig grün und wo Korallenbänke unter der Obererfläche lagen, düsterpurpurn wie von Blut getrübt. Das Sonnenlicht glitzerte in unzähligen Lichtern darauf. Von drüben her, von der Küste Asien leuchteten die gelben Sanddünen der Wüste — von rechts her, von der afrikanischen Seite, warfen wildzerrissene kahle Bergwände ihre violetten Schatten und rahmten so weit man sehen konnte die Meerenge ein, bis zu dem geisterhaft verschwommenen Schein fern am Himmel halb wie Schnee, halb wie Gewölk — dem Haupt des Berges Sinai....

Biskra.

(Von K. Finckh.)

1.

Vom Meere.

Ich hatte das Meer schon einige Male gesehen, von ferne, von einem Berge aus, vom Strande aus. Es war ein schönes Geheimnis, eine Frau, die sich mir erschloß. Vom Rücken eines hohen Berges sah ich das Meer tiefblau mit goldigen Reflexen in der Sonne leuchten und das liebste daran waren mir die weißen Segel, die wie Schmetterlinge auf einer blauen Wiese tanzten...

Ganz zu eigen wurde mir das Meer aber erst, als ich es unter den Füßen hatte und nichts war als Wasser, so weit das Auge sah; und der Himmel mit Wolken und Sternen darüber und der Sturm darauf. Das schönste Meer ist das Sturmmeer. Und davon will ich reden...

Es war schwarzblau, stumm und schön; in der Ferne wie ein großes dunkles Totentuch, das in der Nähe sich zu Berg und Tal formte, auftürmte, zusammenfiel, mit weißen Kämmen und Schaumkronen heransprühte und das Schiff zu zerbrechen drohte...

Ein Gewitter versandte Blitze und ging vorüber, wir fuhren an den Bergen von Sardinien vorbei. Große Einzelwolken hingen an der Küste, jedem Bergstock gehörte eine besondere, die der Reihe nach sich öffneten und Regen in abgegrenzten silbernen Strichen und Bündeln heruntersandten; eine Wolke steckte die andere an und von der Seite beleuchtete eine verborgene Sonne die Wolken. Das gab einen fernen Regenbogen, der von Wolke zu Wolke wanderte....

2.

Die Wüste.

Ich meine nicht die Wüste von Col de Sfa aus, einen hochgelegenen Paß, den man besucht, weil man die Wüste von dort aus gesehen haben muß nach den Reisebüchern. Dort war sie mir ein schöner grandioser Anblick, erst die Dünen und dahinter die Unendlichkeit. Ein dunkles graublasses Gewittermeer, aber ohne den Wind und Sturm, der mir das Meer lieb machte.

Das meine ich nicht. Ich meine die Wüste, die ich erlebte, die ich litt.

Aber in der Sahara hatte ich das Wüstengefühl. Das Bewußtsein der vollkommenen Vereinsamung. Davon rede ich nicht gern.

Todesstille, kein Vogel, kein Laut, kein Wind, nicht einmal das Gehen meiner Schritte. Vor mir, hinter mir ein Leichentuch, die graue unendliche Öde . . . . .

IX.

Ferdinand Gregorovius (1821—1891) bereiste wiederholt Italien und Griechenland und lebte später dauernd in Rom. Seine „Wanderjahre in Italien", „Apulische Landschaften", „Lateinische Sommer" sind vom Geist der Antike durchweht. In „Korfu, eine ionische Idylle" folgt Gregorovius den Spuren Homers und zaubert Bilder von jenen wundervollen Meeresgestaden, hellenische Seeluft, ionisches Sonnenlicht, Erscheinungen aus der homerischen Mythe und Gestalten aus der Weltgeschichte vor die Seele des Lesers. Das Epos „Euphorion" schließt mit einer meisterhaften Schilderung des Naturereignisses, welchem Pompeji zum Opfer fiel.

Korfu.

(Von F. Gregorovius.)

Wie jetzt das Meer in seinem unbeschreiblichen Schmelz erglänzt! In seiner wallenden Flut scheinen alle Linien und Formen der irdischen Körperwelt in ein einziges flüssiges Element der Schönheit aufgelöst. Aus dem Haupte des Zeus entsprang die Denkerin Athene, aber nur das Meer konnte die Geburtsstätte der Aphrodite sein.

Wenn sich die Sonne hinter Korfu zum Abend neigt, hauchen purpurne Lichtströme leise über den Sund; es ist Musik im harmonischen Spiel der Irisfarben, die thesphrotischen Felsenberge schimmern noch vom letzten Strahl des Helios, der ihre Schneegipfel flüchtig erglühen macht, bis sie durchsichtig smaragdne Töne annehmen und dann schnell verblassen, während ihr zerspaltetes Geklüft voll schwarzer Nacht hängt. Wie alle Berge Griechenlands haben auch die illyrischen, trotz ihrer Mächtigkeit, die maßvollen Übergänge der kühnen, scharf aufsteigenden Linien zu den ruhigen breiten Horizontalflächen, woraus die plastische Form des einfach Großen entsteht und dieses ästhetische Naturgesetz ist allem hellenischen Wesen eingedrückt.

Ich könnte hier lange Stunden auf den Koryphäen sitzen, versunken in das Anschauen des dahinflutenden Sundes und seiner

Küstengebilde. Wie erst würde sich das neptunische Theater gestalten, wenn eine große, geschichtliche Handlung es belebte; denn die Natur ist doch nur die Bühne für das Drama des Menschengeistes......

Ludwig Hevesi (geb. 1843) versteht die heute seltene Kunst zu plaudern und hat dabei eine leichte, graziöse Art, Ernstes und Heiteres zu verknüpfen. „Sonne Homers; heitere Fahrten durch Griechenland", ist überreich an Stimmungsbildern. Der größte Reiz des Buches liegt in der Verschiedenheit dieser Bilder: Flüchtige Farbenskizzen und fein ausgeführte Landschaftsbilder wechseln miteinander ab.

Sonne Homers.

(Von L. Hevesi.)

1.

Wie oft hat er vom Kolonoshügel aus in die Runde geschaut, auf all die Berge, deren jeder wie das plastische Denkmal eines Heros dasteht. Die lange, graue Bergmauer des Hymettos entfaltet sich halbkreisförmig, einem ausgespannten Riesenfächer gleich. Goldbraun hebt sich der zackige Lykabettos davon ab mit dem weißen S der Straße, die sich an ihm hinaufwindet. Purpurrot tritt der Fels der Akropolis hervor, ein Riesenaltar, auf dem hundert Hekatomben gleichzeitig brennen; ihr Blut rieselt an seinen senkrechten Felsschroffen nieder. Dahinter aber liegt schon der Abend auf dem weiten weißen Golf, der einem See von Milch anzugehören scheint. Und in den Staubnebeln, die sich immer schleierhafter in die Täler zurücksenken, schwebt bereits der volle Mond, goldgelb über dem Vorgebirge des Ägialos.

2.

Die Quellengrotte Arethusens öffnet sich mit einer Art flachen Tudorbogens über dem Abgrund. Sie ist innen und außen von blühender Kresse überwuchert und ganz bekränzt mit hellgrünen Farnen. Hundert fleißige Nymphen müssen vierzehn Tage lang gearbeitet haben, um alle diese zierlichen Fiederblättlein mit den kleinen, silbernen Scheren so auszuschnitzeln. Alles Handarbeit von Nymphen, Hausindustrie der Dienerinnen Arethusens. Außer ihnen hat hier niemand etwas berührt.... So unbetreten sieht hier alles aus, so unangetastet. Das Wasser in der Quellgrotte so ungetrunken.

Es plaudert das schöne Wasser. Das ist der ewige Tropfenfall von der Wölbung der kleinen Grotte. Tropfen um Tropfen fällt, blitzt, plätschert, ist gewesen. Eine große schwarzgelbe Hornis schießt brummend in die Grotte hinein, aber gleich wieder zurück; es war ihr zu kühl da drin und zu dunkel. Sonst kein Laut; nicht einmal ein Gezwitscher im Laub, ein Gezirp im Gras. — Nur Duft und wieder Duft....

Seit Goethe haben unzählige deutsche Dichter und Schriftsteller Italiens Naturschönheiten beschrieben. Einer der bekanntesten aus früherer Zeit ist August Kopisch (1799—1853), der Entdecker der blauen Grotte auf der Insel Kapri.

Entdeckung der blauen Grotte auf der Insel Kapri.

(Von August Kopisch.)

Indessen waren wir in den Hintergrund der Grotte gekommen, und das Schauspiel, welches sich nun unsern Augen bot, war ganz neu und von unbeschreiblicher Anmut. Die Grotte war nämlich, da die Abendsonne an den Eingang schien, weit mehr erhellt als an jenem Morgen, und ihre vielzackige Wölbung zeigte sich in voller Farbenpracht, wo sie heller war, leicht gespiegelt von dem himmelklaren Wasser. Ich ließ die Ruder einziehen; da ruhte das liebliche Element beinahe völlig, und man hätte es für den blauen Himmel selbst ansehen können, wären nicht bald hier, bald da silberne Tropfen von der Decke herabgefallen, die es, melodisch tönend und blaue Funken stiebend, mit einem anmutigen Spiel von wallenden Ringen schmückten. In dieses melodische Geträufel stöhnte dann und wann, wie eine atmende Menschenbrust, die leise Brandung, erst außerhalb, dann innerhalb der Grotte. Ich sah nun auch Scharen von einer Art kleiner Fischchen, die, obwohl sie sonst bunt wie Kolibris erscheinen, hier wie schwarze Schwalben in dem Himmel unter mir umherflogen. Wie man ein fernes Gebirge zu erkennen glaubt, wähnte mein in das Blau hinabspähendes Auge nun endlich den Boden des Meeres in der Grotte zu erkennen. Ich machte die Schiffer darauf aufmerksam, wie die fast gelbbraunen Pfeiler, welche das Gewölbe trugen, mit einem grünlichen Schimmer unter dem Wasser fortgingen und in tiefster Tiefe einen weiten Felsenkessel umgäben. Da sie aber immer behaupteten, es sei der Spiegel des Gewölbes über uns, ließ ich endlich einen Stein, der sich im Boote vorfand, leise hinabsinken.

Nach langer Zeit sah ich denselben sich, wo ich vermutet hatte, von Luftbläschen umgeben, wie einen Klumpen Silber lagern und mein Beweis war geführt .....

Josef Viktor Widmann (geb. 1842) beweist in „Kalabrien, Apulien und Streifereien an den oberitalienischen Seen" sein glänzendes Schilderungstalent.

Alexander von Gleichen-Rußwurms (geb. 1865) „Ave Italia" ist durch die edle Form, in der hier Reiseeindrücke wiedergegeben werden, ungemein anziehend.

Paul Grabeins (geb. 1869) „Streifzüge in der Campagna" sind aneinandergereihte Bilder von seltener Schönheit.

Paul Maria Lacroma (Maria von Egger-Schmitzhausen, geb. 1856) kennt den Charakter der dalmatinischen Landschaften, die mit den italienischen manche Ähnlichkeit haben, sehr genau.

Kalabrien, Apulien und Streifzüge an den oberitalienischen Seen.

(Von J. V. Widmann.)

Schon ein flüchtiger Blick auf die Landkarte Italiens belehrt jedermann, daß eine Fahrt an der Westküste Kalabriens große Naturschönheiten aufweisen muß; denn die Fortsetzung der Apenninen, welche das Gebirgsland Kalabrien bilden, drängt sich fast überall mit vorgelagerten Bergen an das Meer. Hie und da vermeidet die Bahn ein gewaltiges Vorgebirge, wie z. B. Monte Bulgheria, und wendet sich also landeinwärts, so daß das Meer außer Sicht kommt. Bald aber öffnet sich wieder der Blick auf die blaue Unendlichkeit. Und indem der Zug entweder durch Felsentunnels dahinstürmt oder zwischen den steil abfallenden Felsen und den stillen Meeresbuchten auf schmalen Bahnkörpern hinläuft und eine Menge Brücken zurückläßt, da überall im breiten Kiesbett (fiumara) zahllose Gebirgswässer zum Meere eilen, genießt man auf solcher Fahrt beinahe ohne Unterbrechung die herrlichen Landschaftsbilder, die sich aus dem Zusammenwirken von Küstengebirge und Meer ergeben. Im ganzen hat man dieses Zusammenwirken und daher ähnliche

Eindrücke der Landschaft auch an der Riviera di Levante, wenn man von Genua nach Spezia und von dort nach Massa Carrara fährt......

Im Vergleich hiezu ist die Küste Kalabriens, obwohl auch hier die Olivenwälder die Bergesabhänge waldreich erscheinen lassen und die Aloen und Opuntien überall die Felsen mit Grün bekleiden, öder und wilder. Auch treten die Berge meistens so nahe ans Ufer, daß man einen Blick hinter ihren Wall beinahe nur da gewinnt, wo einer der erwähnten Flüsse sich eine Ausgangspforte zum Meer durchgebrochen hat. Und auch da sieht man selten mehr als eine wilde Talschlucht mit nur wenig Spuren des Anbaues.

Aber es ist in dieser ernsten Landschaft ein gewisser großartiger Zug, der überall hervortritt, wo die Natur sich dem Menschen noch ungebändigter, schroffer entgegenstellt.....

Ave Italia.

(Von A. v. Gleichen-Rußwurm.)

Altes und Neues vom Monte Cassino.

In diesem glücklichen Lande ist der Rebgarten alles in allem, über ihm müssen die drei Götter der Erde wachen: Bacchus, Ceres und Pomona, die auf den Stufen des Apolloheiligtums von Casinum Tempel hatten. Denn zwischen die Reben wird der Weizen gesät und über dem Weinstock erhebt sich schlank und anmutig der Mandelbaum.

Als wir die Windungen der Bergstraße hinauf fuhren, boten seine Zweige reichlich die grünen silberhaarigen Früchte. Den Baum der Liebe nannte man im Altertum die Mandel, weil ihre rosigen Blüten mit dem ersten Frühlingshauch erscheinen und eine anmutige Erzählung aus dem antiken Novellenschatz sagt, daß Amor auf das Grab des Narcissus den ersten Mandelbaum geflanzt habe. Welch' feines Naturverständnis den Mythen der Alten zugrunde lag, erkennt man immer wieder; besonders wenn man auf den Trümmern einstiger Tempelstätten den Vorstellungen nachsinnt, die Säulen und Statuen an den schönsten Orten der Erde entstehen ließen.

Höher steigt der Weg in die Felsen, bald wendet er sich nach der einsamen Bergwildnis des Monte Cairo, bald der Campania Felix zu, die im goldenen Scheine der Mittagssonne zu ruhen scheint. Aloe und Feige, die anfangs vielfach zur Seite des Berges wuchsen,

verschwinden, während blühender Goldregen und andere Sträucher, die wir in der Heimat als Zierpflanzen zu sehen gewohnt sind, wild am Rande der Straße wuchern. Einzelne Pinien beschatten wohltuend den sonnigen Abhang und in den kleinen, mühsam dem Felsen abgewonnenen Getreidefeldern, tritt an Stelle des Mandelbaumes die Olive. Mit ihrer großen, aber fast durchsichtigen Krone, mit der feingefaserten kunstvoll geflochtenen Rinde von silbernem Grau und den zarten Blättern, die in dem wechselnden Spiel des Lichtes bald wie leuchtendes Silber glänzen, gibt der Ölbaum der Landschaft den eigenen tiefernsten Charakter. In der Nähe des Klosters ist der Berggipfel waldartig bestanden und kühler Schatten empfängt den Wanderer vor dem mächtigen Portal der hochberühmten Abtei.....

Streifzüge in die Campagna.

(Von P. Grabein.)

Durch den dichtbestandenen Eukalyptuswald schritt ich über den Höhenzug dahin. Nun lichteten sich die weißleuchtenden, glattgeschälten Stämme und ein weites Hügelland, ein in Wellen erstarrtes Erdmeer liegt vor mir im flirrenden Goldbronzeton unter dem Schein der niedergehenden Sonne. Von Wellenkamm zu Wellenkamm schreit' ich durch dies Erdgewoge dahin und immer mächtiger packt mich der stille, große Reiz dieser herben Natur. Ein tiefes Schweigen umfängt mich, nur das helle Trillern einer einsamen Heidelerche tönt an mein Ohr, dazu als dunklerer Grund ein dumpfer, schweigender Ton fernher aus einer nicht sichtbaren Weite, — nun merke ich, — es ist das monotone, unaufhörliche Blöken ferner Schafherden, die hinter den Hügelwällen da irgendwo weiden müssen.

Der Pfad, den ich verfolge, durchschneidet dann und wann die Bodenwellen, dann entstehen tiefe Hohlwege mit phantastischen Schatten und der am andern beleuchteten Rande von der Spätnachmittagssonne angestrahlte Tuffstein gleißt und glänzt wie lauteres Gold. Einen verwandten Farbenklang zeigen die Stauden des welken Ginsters, der das Land weithin bedeckt.

So zieht sich das Feld flammenden Goldes weit, weithin, bis in der Ferne ein grau verwitterter Wachtturm und ein dunkler, zypressenbestandener Hügel dem Bild neue Farbenwerte verleihen.

So schau' ich zum erstenmal der Campagna in das entschleierte Antlitz mit dem ernsten großen Zug. Eine weihevolle, feierliche Stimmung umhauchte mich, während ich, von jenen geheimnisvollen, düsteren Hügeln angelockt, unwillkürlich auf einem Seitenpfad hinüberschreite. Unter dem rasenbewucherten Tumulus bergen sich die Mauerreste eines altrömischen Grabes im Schatten uralter, ernster Zypressen, deren für den Blick zusammenfließende grünschwarze Masse in wuchtiger, großer Form den noch lichtblauen westlichen Himmel überschneidet.

Wie eine stimmungsgewaltige, schwere Elegie ist diese Landschaft, eine stumme, aber gigantische Totenklage um versunkene Macht und Herrlichkeit...

Die Sonne ist inzwischen hinter dem Horizont verschwunden, weit draußen im Meere, von dem jetzt plötzlich eine wohltuende, frische Brise herüberstreicht. Der Abendhimmel zeigt auf zart blaßblauem Grunde leicht aufgesetzte, wagrecht liegende, grauviolette Wolkenstreifen mit silbrigen Säumen. Nun senkt sich mit weichen Fittigen die Dämmerung aufs weite, einsame Land, der Herdenton und der Vogelruf sind verstummt, kein Lebenshauch weit und breit...

Dalmatiens Naturschönheiten.

(Von P. M. Lacroma.)

Dalmatien ist ungemein reich an lieblichen sowohl als an erhabenen und wildromantischen Naturschönheiten. Zu den herrlichsten gehören unstreitig der Krka wunderbare Wasserfälle. Sie werden auch Skardinski Slap genannt, weil das uralte Skardona dort liegt. Ein vormals berühmter Ort am rechten Ufer des in jener Gegend bereits sehr breiten, im Dinaregebirg entspringenden Flusses, der sich oberhalb der Fälle beckenartig weitet und einen See bildet. Inmitten der weltverlornen Einsamkeit dieser gleißenden Wasserwüste erhebt sich das idyllische Inselkloster Visovač.....

Der dem fernen Ohr so unheimlich klingende Schall ist nur das ewig währende Brausen und Sausen der großartigen Krkafälle, welche, sehenswerter als der vielgepriesene Rheinfall, in fünf Katarakten über starrende Felsenklippen schäumend niederstürzen, von Schlund zu Schlund, brodelnd, wirbelnd, stäubend. Ein entzückendes Panorama, das die Berge neidisch umschließen und ein üppig wuchernder Naturpark zaubervoll umrahmt.......

Ed. Pötzl sagt in der Vorrede von Johannes Zieglers (1835 bis 1905) letztem Werke: „Tagereisen und Streiflichter": „Er war ein Meister der Prosa, ein Künstler der Sprache, der seine Gedanken in die einfachsten Formen brachte und mit dieser naiven Vornehmheit um so inniger wirkte. Sein Wort durchleuchtet jeden Gegenstand, wie der Sonnenstrahl das dunkelste Teichgewässer." — Damit charakterisiert Pötzl das Schilderungstalent seines Freundes am allerbesten: „Die hohe Kunstform, die in Zieglers scheinbar kunstloser Anwendung der Sprache liegt."

Tagreisen und Streiflichter.

(Von J. Ziegler.)

Von der unteren Donau.

1.

Wer einmal in dieser Gegend geweilt und ihren zaubervollen Reiz empfunden hat, vergißt sie niemals mehr.

Das knorrige, felsenfeste Gebirge der südlichen Karpathen, das in grauer Vorzeit das ungarische Becken vom Schwarzen Meer geschieden hat, ist hier in einer Breite von sechzehn Meilen durchbrochen. Die Enge des Stromes zeigt sich so arg, daß man fast glaubt, der Dampfer werde nicht durchdringen können. Beständig fährt er im Schatten der Bergschroffen, die so hoch gegen Himmel aufragen, daß man von diesem nur einen schmalen blauen Streifen sieht....

Stundenlang fährt der Dampfer in dieser dämmerigen Enge. Man sieht an den schroffen Bergen hinauf zum Himmel und sieht den Adler seine Kreise ziehen; man betrachtet das Wasser und wundert sich über die großen, gelben Schaumflocken, die auf dessen Fläche schwimmen. Sie entstehen auf den oberen Stromschnellen. Die Katarakte der Donau zwischen Stenka und dem serbischen Ort Sibb waren noch vor einigen Jahren das Ärgste, was man an einem europäischen Strom an Hindernissen der Schiffahrt finden konnte. Sie endigen mit einer Klippenbank, die sich unterhalb Orsovas über die ganze Breite des Stromes legte und bei niederem Wasserstand den Schiffsverkehr unmöglich machte. Da sieht man aus den kreisenden Wirbeln des mit Geschwindigkeit abwärtsfließenden Wassers braune Felsenspitzen hervorragen, zwischen denen es bergetief ist. Treffend hat man von alters her diese Stromsperre das Eiserne Tor genannt.......

2.

Ich ging ans Land. Am nächsten Morgen begab ich mich auf einen der Dämme hinaus und bestieg den Leuchtturm. Von dessen Höhe sah ich, wie das gelbliche Wasser der Donau sich abgesondert von dem dunkelgrünen des Meeres, weit, weit in die Ferne zog und sich dort mit ihm verband. Dort hatte sie ausgelebt, sie, die weit her von Westen kam, so viele Flüsse mit sich vereinigte, an so vielen Städten vorüberfloß, da draußen im Wasser war sie verschwunden.

X.

Theodor Fontane (1819—1898) schrieb ein nicht poetisches und doch viel Poesie einschließendes Buch: „Die Wanderungen durch die Mark Brandenburg." Fände doch jedes Land einen Dichter in dem Sinne Fontanes!

Freilich, die leichte Art, mit der er die Landschaft beschreibt, überall den historischen Hintergrund festhält und doch auch wieder der Gegenwart ihr Recht läßt, macht ihm nicht so schnell jemand nach. Da regt sich das Blut der französischen Refugiés in Fontane, und dies gibt im Verein mit der warmen Heimatsliebe des Märkers den „Wanderungen" einen ganz besonderen Reiz.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

(Von Th. Fontane.)

1.

„Der Blumental," d. h. der Blumentalwald, ist der Name eines großen Forstreviers, das den östlichen Teil des Barnim von Westen nach Osten hin durchzieht und durch die Straße, die von Berlin nach Wriezen führt, fast seiner ganzen Länge nach durchschnitten wird. „Der Blumental" ist schön und sagenreich. Etwas von dem Zauber Vinetas ist um ihn her und die Sage von untergegangenen Städten, verschwunden in Wasser oder Wald, begleitet den Reisenden auf Schritt und Tritt. Wer um die Mittagsstunde hier vorüberzieht, der hört an See und Schlucht ein Klingen und Läuten aus der Tiefe herauf; und wer gar nachts des Weges kommt, wenn der Mond im ersten Viertel steht, der hat über Stille und Einsamkeit nicht zu klagen, denn seltsame Stimmen, Rufen und Lachen ziehen neben ihm her......

2.

Von der Höhe des Viadukts aus blickt man nach links in die Wassertiefe des Gamensees, nach rechts in die Waldestiefe des Gamengrundes hinab... Nach links hin Klarheit und Schweigen, der Gamensee, wie ein Flußarm, windet sich in leis' gespannten Bogen zwischen den Tannenhügeln hin und nichts unterbricht die Stille, als ein plätschernder Fisch, den die Nachmittagssonne an die Oberfläche treibt. Nach rechts hin Dunkel und Leben. Aus dem Grunde herauf bis an die Höhe des Dammes steigen die ältesten Eichen des Waldes und während sich die Stämme in Schatten und Waldesnacht verlieren, blitzt die Sonne über die grünen Kronen hin. Allerhand Schmetterlinge steigen auf und nieder und die Vögel singen in einer Herzlichkeit, als wäre dies das Tal des Lebens und als wäre nie ein Falk oder Weih über den Gamengrund hingezogen. In der Ferne Kuckucksruf und ein blauer Himmel über dem ganzen....

Hermann Allmers (1821—1902) hat für seine Heimat Ähnliches geleistet wie Fontane für die Mark Brandenburg. Er schrieb „Das Marschenbuch, Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und der Elbe.“ Das Titelblatt dieses Werkes trägt folgendes Motto:

„Wer seine Heimat nicht liebt und nicht ehrt,
Der ist des Lebens in der Heimat nicht wert.“

Allmers schildert die Entstehung der Marschen und verfolgt ihre geologische und kulturelle Entwicklung bis auf unsere Zeit. Er beschreibt die seltsamen Luftspiegelungen auf den weiten Flächen, die schwimmenden Wiesen und Gebüsche, das fruchtbare Land und die öden Watten, alles gleich lebenswahr und anschaulich.

Das Marschenbuch.

(Von H. Allmers.)

Die schönste und interessanteste Erscheinung, welche die dunstgeschwängerte Atmospäre der Marschenländer verursacht und zugleich wohl die wunderbarste Eigentümlichkeit derselben sind die Luftspiegelungen.

Wenn morgens, namentlich an heiteren, warmen Tagen, die Nebel von der weiten Ebene emporgeschwebt sind und die höher gestiegene Sonne die untersten Luftschichten erwärmt hat, glaubt man plötzlich die weite grüne Ebene in der Entfernung von einer Stunde durch eine mächtige Überschwemmung oder einen großen stillen See begrenzt zu sehen. Die über die Grenze hinaus liegenden Gegenstände, wie z. B. Bäume, Häuser und Turmspitzen, erscheinen, als lägen sie auf Inseln und zeigen ihr verkehrtes Spiegelbild in der stillen klaren Fläche ganz so, wie es wirklich der Fall wäre, wenn sie an einem ruhigen Landsee lägen. Nähert man sich, so rückt auch die Erscheinung weiter, die vorher wie auf dem Wasser schwimmenden Gegenstände treten hervor und die Täuschung erneuert sich nun für eine andere Gegend. — Mit scharfem Auge oder durch ein Fernrohr nimmt man am Horizonte oft auch ein eigentümliches Flimmern, Zittern von sehr schnellen Wellenschwingungen wahr, die sich sichtlich fortbewegen. „Wetterkatzen" nennt sie der Landbewohner und die Erscheinung deutet auf trockene Witterung.

Die erste Erscheinung aber ist so wunderbar, daß der fremde Reisende, der in der festen Meinung, einen Landsee mit vielen Inseln vor sich zu haben, darauf zugeht, auf das höchste überrascht und erstaunt ist, wenn er das ganze Trugbild sich plötzlich in Dunst auflösen oder zurückweichen sieht.....

Karl Emil Franzos (1848—1905) ist, was die Bilder deutscher Landschaften anlangt, der richtige Gourmand. Er malt seine Aquarelle aus der Zopfzeit, irgendein verschnörkeltes und zugestutztes grünes Eckchen, dann wieder tiefgrüne Parkwiesen mit herrlichen Baumgruppen und endlich ein wogendes grünes Meer — den Wald — alles mit derselben Meisterschaft und von förmlich raffiniertem Stimmungsgehalt.

Anhalt und Thüringen.

(Von K. E. Franzos.)

Schloßpark von Wörlitz.

Ich ging zunächst der Sonne nach, durch prächtige Wiesen, wie ich sie so smaragden kaum je habe schillern sehen, an einzelnen

hochstämmigen Bäumen vorbei, überall Luft, Licht, scheinbar endlose Weite: hier der breite Seespiegel, dort eine schräg zurückfliegende Laubwand, die wieder den Blick auf große Wiesen öffnet, der Pfad in mächtigen, nach der Hogarthschen Linie gezogenen Bogen — ein echt englisches Parkbild. Aber nun tritt der Pfad in dichtes Gehölz und wie er es schon nach wenigen Sekunden verläßt, ist dem Blicke ein ganz anderes, grundverschiedenes Bild gebreitet, um das trotz seines Ernstes ein Hauch des Südens weht: dicht am Seeufer eine Gruppe prächtiger Zypressen und Platanen, in ihrem Schatten eine graue halbrunde Steingrotte, rechts und links der breite Seespiegel. Ich will zugeben: als ich näher kam, schwächte sich der Eindruck; nur die Bäume wirkten herrlich wie zuvor (schönere orientalische Platanen erinnere ich mich kaum gesehen zu haben), aber das Grottchen, das „Nymphäum" — etwas kindlich; nun, war's kein Bild vom italischen Strand mehr, so doch immer noch ein lebendig gewordenes Kupfer zu Wielands Werken um 1781 und auch das sieht man gern einmal greifbar vor sich... Dann wieder der Ausblick auf die weite Wiese, eine andere dünne dichte Gehölzwand und abermals ein ähnliches Bild, diesmal vom Anbeginn nichts mehr als ein solches altes sauberes Kupfer, aber trotzdem aus der Ferne nett: Der Dianenhain mit einer Statue aus Sandstein, vermutlich die Göttin, ich weiß es nicht, denn im Hain hörte eben ein Trupp Reisender den mythologischen Exkurs eines Wörlitzer Fremdenführers an und ich entfloh. Stimmung ist ein Schmetterling, man muß ihn vor plumpen Händen schützen, sonst wird er zum zerdrückten Insekt, häßlich für uns und andere... Ich ging wieder dem „Gotischen Hause" zu, an einem Altärchen vorbei, auf dem die Worte stehen: WANDERER ACHTE NATUR UND KUNST UND SCHONE IHRE WERKE. Wieder ein hübsches Bildchen, eine Titelvignette; auf meiner Ausgabe von Heinses „Ardinghello oder die glücklichen Inseln" ist eine ähnliche zu finden. Endlich dicht am Hause abermals ein solches in sich geschlossenes Bild, das aber mehr ist als hübsch; es ist wirklich Stimmung darin, sanfte, elegische Stimmung; wer das komponiert hat, war ein Künstler, mit dem Zöpflein im Nacken — gewiß, — gewiß, aber ein Künstler: schöne Zedern und Zirbeln, hinter denen dunkle gewaltige Hemlockstannen aufragen, umgeben eine Grabstätte. Auch die Inschrift schmiegt sich dem Ganzen an, alles klingt in

einem Ton zusammen, eine feine, wehmütige, verzitterte Melodie und der liebe Schmetterling umgaukelte mein Haupt und ließ seine Flügel farbig vor meinen Augen leuchten.....

August Trinius (geb. 1851) besitzt ein besonderes Feingefühl für die Naturschönheiten der deutschen Waldgebirge, die einander so ähnlich sind und doch so unendlich verschieden.

Die hohe Rhön.

(Von A. Trinius.)

1.

Arm und unwirtlich ist die Hohe Rhön. Selbst an warmen Sommertagen streicht stark der Wind über die kahlen sonnenverbrannten Höhenflächen, die sich stundenlang, hoch über Menschen und Welt, als Grundstock des Gebirges ausdehnen, über deren Öde und Moore dichte Nebel wogen, der Sturm jagt sie vom Herbst bis zum Frühling; der Winter hat gewaltige Schneemassen aufgetürmt, die lange Zeit jeden Verkehr stocken lassen. Und neben diesen kahlen Höhen recken wildzerrissene Basaltfelsen ihre Häupter phantastisch empor; von Geröll bedeckt ziehen unwegsame Halden sich tief zu Tal; hie und da grüßt an der Bergwand eine Handvoll Hütten — ein Weiler.....

2.

Die Sonne blitzt über Täler und Höhen. In der tiefen Ferne Burgen, Kapellen und die schimmernde Dächerschar der uralten Bischofsstadt Fulda, von Türmen und Kapellen überragt. Aus dem Bergwald heraus zieht sich noch ein Stück blühendes Heidekraut, mit Thymian, Skabiosen und Flockenblumen freundlich untermischt. Dann setzt kurzgeschorener, sonnenvergilbter Rasen ein und streicht über mächtig gewölbte Bergbuckel hin, jede Einsenkung, Rinne und Mulde gleichsam auspolsternd. Eine einzelne Buche breitet weitausladend ihre Wipfel über einen Haufen zusammengewürfelter Basaltblöcke aus. Gerank und Pflanzenwerk aller Art hat sich da festgenistet und eine Schutzmauer gegen scharfe Winde aufgebaut. In diesem Busche führt heute die Heckenrose das große Wort. Das

duftet und leuchtet aus roten und weißen Kelchen; Käfer summen und im Buchengezweig zirpt eine Meise........

Heinrich Hansjakob (geb. 1837), der Stadtpfarrer von Freiburg im Breisgau, ist heute noch, was er immer war, ein warmherziger Mensch und ein guter Beobachter. Er schrieb die Eindrücke seiner Reisen nieder. Kultur- und Landschaftsbilder mit eingestreuten historischen Daten. Für die Natur hat Hansjakob das innigste Verständnis und wenn er sich in ihre Reize versenkt, merkt man, daß er nicht Schriftsteller, sondern auch Dichter ist.

Schon vor Hansjakob durchzog ein katholischer Priester seine engere Heimat Tirol, Italien und fast das ganze deutsche Vaterland: Alois Meßmer (1822—1854). Die „Reiseblätter" Meßmers sind fast vergessen, obwohl die Bilder, die sie enthalten die feinen Gefühlsschwingungen einer Künstlerseele wiederspiegeln.

Sommerfahrten.

(Von H. Hansjakob.)

23. Juni 1903.

Als ich diesen Morgen an mein Fenster trat, überkam mich ein gewaltiges Staunen. Ich sah hinab in ein großes Waldmeer mit Bergen und Tälern, Höhen und Tiefen. Leichter Nebel stieg wie ein Rauch aus den Tälern und Tiefen und warf einen magisch silbergrauen Schleier auf die Tannenwälder, war aber auch schuld, daß ich nicht über das Waldmeer hinaus sah.

Es ist ein ebenso sagenhaft, als geschichtlich interessanter Boden, die Bergkuppe, auf der das Odilienkloster sich erhebt. —

Was mir am besten gefiel, das war der Blick von den Rändern des Odilienberges und namentlich von der Engelskapelle aus hinab ins elsässische Land.

Ringsum ein Meer von Hochwald und drunten im Sonnenschein, den der Nebel jetzt besiegt hat, zahllose freundliche Dörfer und Städtchen.

Es ging schon gegen 10 Uhr morgens, als ich bei hellem Sonnenschein den Odilienberg verließ, nicht ohne im Vorbeifahren ein

Stück der keltischen Heidenmauer besichtigt zu haben. Ich nahm die Richtung gegen Südwesten, aber auch hier, wie bei meinem Kommen von Norden her, fuhr ich immer im Wald. An einigen Lichtungen hatte ich schöne Rückblicke auf das Kloster, welches von da aus gesehen einem riesigen festen Kastell gleicht.

Was mir Bewunderung abnötigte, war die kolossale Höhe der Tannenbäume in diesen Hochwaldungen. Solche Riesen in solcher Anzahl habe ich im Schwarzwalde noch nie gesehen.

Als ich aus dem Walde heraus kam, hatte ich einen herrlichen Blick in die vielfach geschichteten Vogesenberge gegen Süden und hinab in das tief unten gelegene Weilertal, aus welchem namentlich zahlreiche Ruinen heraufschauten und den Reiz der Aussicht noch erhöhten.

In vielen Windungen ging's nun auf einer schönen Straße hinab ins Weilertal, das wie ein holdes Lächeln der Natur in die Vogesenberge eingebettet ist.....

Reiseblätter.

(Von A. Meßmer.)

1.

Der Kölner Dom.

Ein deutscher Geist weht durch den Bau, der uns verwandt ist, unsere Sprache in tiefen vollen Lauten redet und wie eine Melodie der geliebten Heimat uns ergreift.

Der herrlichste Ausdruck des Emporstrebens sind natürlich die Türme und ihre himmelanragenden Pyramiden. Aber das Turmsystem wurde auf alle Teile in unendlicher Mannigfaltigkeit angewendet, so daß ein Wald von solch türmenden Wipfeln in die Lüfte ragt.

Das Kapitäl und die Säulenschäfte aber tragen durchgehends ein Doppelkreuz von Laubgewinden, zierlich nach den Mustern der heimischen Natur gebildet. — Besonders reich ist die Laubzier, die sich an den Gesimsen, Fensterbogen, Türmchen hervordrängt, wie aus üppig fruchtbarem Waldboden; ja es endet im Grunde jeder Giebel, jedes Türmchen in einen blühenden Zweig, der sich in zwei oder drei Blätterkreuze ausbreitet. Endlich bemerkt man hier, vorzüglich an den Wasserrinnen, eine besondere Gesellschaft; es ist die Tier- und Märchenwelt aus dem deutschen Wald, aus der deutschen

Phantasie. Es hat mithin der Grundbau aus Stein, der einer Welt übereinandergetürmter Kristalle gleicht, die Pflanzen-, Tier- und Fabelwelt auf seine Schultern genommen und stellt ein wahres Universum voll reichsten Lebens dar....

War nicht dies alles aus der Tiefe des deutschen Gemüts geschöpft und muß es nicht wieder jedes deutsche Gemüt auf das tiefste ergreifen? War hier nicht der Hauch geistiger Freiheit, die innigste Verwandtschaft mit der Natur, die Sehnsucht, alles in eine Welt zu vereinigen, zur schönen Wirklichkeit geworden? — Ein Weben der Naturpoesie von unten bis oben, wie durch türmende Bergesgipfel und durch rauschende Waldgänge.....

2.
Verona.

Alles ist vorüber, Heiteres und Trauriges; nur die Natur ist dieselbe geblieben, mit ihrem Licht und ihrem Leben die Gräber der Vergangenheit überkleidend; und die Gestalten aller Geschichte und Dichtung wandeln über die Szene gleich Wolkenbildern hin, die Seele eines einsamen Betrachters erfreuend.

Und was ist das für ein Klingen, das dann und wann leise wie ein Atemzug des Abendwindes halb singend und halb klagend über die Mauern der Stadt hertönt? — Es ist das Glockenspiel von den Türmen. Sie läuten hier nämlich die Glocken nicht, sondern sie schlagen sie in melodischem Takte gleich einer Riesenharfe. Das tönt manchmal wie ein mutwilliges Spiel, wie die Musik zu einem Geistertanz in den Lüften, meist aber wie ein wehmütiges Lied; und gerade diese wehmütigste Stimme im Akkord zittert lange, lange nach, dann verhallt sie und atmet wieder tief und weint von neuem. So wundersam klingt das in dieser weichen Atmosphäre, daß man stundenlang zuhören könnte.

3.
Das Sarcatal.

Von Riva erreicht man in einer Stunde Arco, das um wild hingestürzte Felstrümmer erbaut und von dem Segen einer überaus reichen Vegetation umgeben, einen schönen Anblick gewährt. Besonders ernst schauen die Ruinen des alten Schlosses Arco vom

Felsen nieder. Nun geht es weiter durch das Tal, welches die Sarca durchbraust. Ein fast noch gewaltigeres Steinmeer, als die von Dante besungene Slawini unter Rovereto, über das ganze Tal geschleudert, will den Lauf des Bergstroms hemmen, aber er dringt in tausend Wirbeln hindurch und entwickelt gerade hier das prachtvollste Farbenspiel, indem er in den Tiefen in schönem bläulichem Grün dahinflutet, während er über alle Schranken wie Milchschaum hinwegspringt. Endlich verlieren wir ihn westlich in einer Schlucht aus den Augen. Die Gegend wird nun noch großartiger, oben kahle Gebirgshäupter, unten aber, wo immer es der Boden erlaubt, die erfreulichste Vegetation. Die schönste Stelle des Weges nimmt der See von Toblino ein, der wie ein lichter Smaragd unter den Kalksteinen da liegt......

Ludwig Steub (1812—1888) erhob sich als ethnographischer Schriftsteller weit über den Durchschnitt. Er kannte die Länder, welche er beschrieb auf das genaueste und verband den feinen Sinn für Naturschönheiten mit einem klaren Blick für die Eigentümlichkeiten jedes einzelnen Landschaftsbildes.

Sein Nachfolger auf diesem Sondergebiet der Literatur Heinrich Noe (1835—1896) verstand es ebenfalls, seine Darstellungen durch den Wechsel von Belehrung, Schilderung und Erzählung zu beleben. Noe ist lyrischer gestimmt als Steub, aber trotzdem kurz und sachlich in der Wiedergabe des Geschauten.

Rudolf Greinz und Jakob Christoph Heer sind, was die Beschreibung von Alpenlandschaften anlangt, Steub und Noes Erben.

Winter und Sommer in Tirol.

(Von H. Noe.)

Deutlicher ist von der Natur der Ursprung der Rienz gezeichnet, welche aus allerlei Wässerchen unter dem Lavaredosattel und den malerischen drei Zinnen, dem wunderbarsten aller Tirolerberge zusammenfloß.

Dort tröpfeln gelbe Bäche durch unermeßliches Geröll aus den verwitterten Dolomiten. Von den Schneeflocken, welche den aufgeschürften Felsboden von einer abgestorbenen Fichte zur andern bedecken, summt es nur halb vernehmbar talwärts, denn der Jochwind überrauscht die Bewegung dieser leisen Wasser.

Hier trieft es aus den Ritzen einer feuchtblinkenden Wand, dort murmelt es in einer vielbrüchigen Spalte, über welche der Schnee in der Sonnenwärme knistert. Das alles macht — im Gegensatz zu jenen Wassern, welche aus einem Gletscher-Amphitheater kommen — so wenig Lärm, daß von dem Brüllen eines Rindes oder dem Blöken eines Schafes, die über dem fast vertrockneten Bachbett gehen, die Töne des wandelnden Elements vor unsern Ohren fast verstummen. Dagegen leuchten in seine Geburtsstätte die wolkentragenden Dolomiten hinein, die gelben, weißen und roten Säulen. —

Dabei soll ein kleiner See nicht vergessen werden, der unter dem letzten Schutzwall des Lavaredosattels liegt und von welchem aus betrachtet die drei Zinnen wohl mit wenigen Werken der titanischen Alpen verglichen werden können.

Weißes Geröll ohne Moos und Grashalme, so weit das unbewaffnete Auge zu spähen vermag, Schneeflocken, von welchen sich Nebel in die eisige Luft erheben, — ringsum das kleine Becken schwarzer, zernagter Fels, — in spärlichem feuchten Gras winzige weiße Blütensterne und ein mattes Rieseln von allerlei unsichtbaren Wässern, welche träge durch den Schotterberg sich durchwinden und mit ihren kalten Tropfen die Rienz vorstellen.....

Von Innsbruck nach Kufstein.

(Von R. Greinz.)

Das Brandenbergertal.

Auf beiden Ufern der Aache ist der Weg ungemein reich an romantischen Szenerien. Selten wird man eine so wunderbar klare, bald hellblaue, bald smaragdgrüne Färbung des Wassers finden. Stellenweise macht es den Eindruck, als ob unten am Grunde der Aache flüssige Edelsteine dahingleiten würden, ein zauberischer Schatz im Besitze von Berggeistern, die ihn neckisch vor unsern Augen funkeln, glitzern, brillieren und spiegeln lassen. Und wollen wir darnach haschen, zerflöße alles zwischen den Fingern. Und droben tönte dann vielleicht das mutwillige, silberglockenhelle Lachen einer Schar Saliger Fräulein, die mit Schadenfreude unser nichtiges Unterfangen belauschten. Der Wanderer braucht gerade nicht vom Weihekuß der Muse begnadet zu sein, um in dem herrlichen Brandenburger Buchenwald in die Stimmung des deutschen Märchens zu gelangen. Macht

dort der Felsblock im Waldesdunkel oder der Baumstrunk, in den fromme Holzknechthände sorglich drei kleine Kreuzlein gehauen haben, den Eindruck, als ob dort scheue Moosfräulein, mit den hellgrünen, durchsichtigen Glöcklein im Haar, sich ängstlich zusammengekauert hätten, in der Furcht, der wilde Jäger hole sich aus ihrer Mitte eine willkommene Beute. Oder der alte Brunnentrog an einer Biegung des Weges, in dem helles Wasser aus verwittertem Rohr sprudelt — es würde uns nicht überraschen, wenn wir an seinem Rand eine wunderschöne Brunnenfrau sitzen sähen, die ihr Gesicht im Wasserspiegel neugierig bewundert. Zu den entzückendsten Naturschauspielen gehört eine Wanderung durch den Brandenburger Buchenwald im Herbst, wenn die Blätter der Bäume sich verfärben und in allen Farbentönen leuchten. Der Wind rauscht aus der Höhe. Und rot fällt zu Boden Blatt um Blatt, als bluteten die Bäume...

Blaue Tage.

(Von J. C. Heer.)

Ein Meer von Sonne strömt um den Herzogsstand; sein Gipfel, ein schräges Dreieck, auf dessen 1760 Meter hoher Spitze ein kleiner Pavillon steht, glänzt wie eine silberne Platte und bedrängt mit seinem Leuchten das Auge.

Unendlich breit wie das Meer dehnt sich unter uns der Nebel über der bairischen Hochebene dahin.

In der Tiefe ist nichts hell als der dunkle Walchensee mit dem waldigen Eiland der Sassau, mit dem von Gehöften besäten breiten Tal der Jachenau; und wenn ein Windstoß in das leuchtende, von den Bergen blau überschattete Meer der Nebel fährt und die Wolkenschatten wie gescheuchte Herden durch die Lücken der Berge treibt, so schwebt auch ein Stück Kochelsee mit anmutig bewegtem Uferrand, auf dem miniaturkleine Häuser stehen, aus dem Grausilber der Tiefe und flattert wie ein loses Band in Sonne und Schatten.

Sonst ist gegen das Flachland alles Nebel. Warum furcht kein Schiff diese Wellen, warum schreitet kein Wanderer über dieses einsame Feld? Ja, zum Wandern fest dehnt sich die endlose Platte und der Gedanke, daß Städte und Dörfer darunter liegen, daß Hunderttausend unter dieser Decke atmen und leben, hat etwas Ungeheuerliches. Sie können doch nur Schatten sein, die am Styx auf und niederschreiten, ihr Gedächtnis muß ausgelöscht sein, sonst

würden sie von einem tiefen Heimweh nach Sonne und blauem Himmel ergriffen, aufsteigen zu unsern Inseln des Lichts...

Als Uferlandschaft des wallenden Meeres, als gewaltige Marken, an die umsonst die Wogen branden, ragen im weiten Südbogen Gipfel an Gipfel die bairischen und Tiroler Alpen vom Kaisergebirge zur Zugspitze. Die Loferer Steinberge, die Berge am Achensee, das Karwendl- und Wettersteingebirge; und über die hohen Berge heben die höchsten ihre Häupter, der Großglockner, die beiden Venediger, Sonnenjoch und Mittagspitze und der Dreitorspitz. Unter kobaltblauem Himmel stehen sie in ihren Silbertalaren, wie die erhabenen Gestalten, die uns aus nebelgrauer Vorzeit das Weltdrama zum Lichte führen. — Erquickend und befreiend ist der Blick in die sonnenvolle Winternatur, ihr Atem reiner als der Duft der Blumen; ein Lebensfunke springt in unsere Nerven über, und zarte Fühlfäden der Seele, die im Brodem der Tiefe eingeschlummert sind, spielen wieder.....

Adolf Pichler (1819—1900) hat als Geognost die Natur studiert und als Dichter ihre Schönheit empfunden. Er streifte viel in den Tiroler Bergen umher und reiste in späteren Jahren fast jeden Frühling nach Italien. Pichler war ein scharfer Beobachter, selbst in Italien, dem Schauplatz so vieler deutscher Reisebeschreibungen, entdeckte er manches, was vor ihm keiner sah.

Die Gewohnheit, sich in der freien Natur zu ergehen, behielt er auch während seines Aufenthaltes in Wien bei. Ihr verdanken wir eine der anmutigsten Schilderungen des Wiener Waldes. (Siehe S. 315.)

Kreuz und quer.

(Von A. Pichler.)

Ötztal.

Steil und schroff erheben sich die Berge ohne ein Mittelgebirge, welches dem südlichen Ufer des Inns einen solchen Reiz verleiht, aus der Talsohle, und schwingen sich, durchfurcht von vielen Rinnen, in denen Wasserfälle niederrauschen, alsogleich zu großer Höhe auf. Dahinter blinken Spitzen, eingehüllt in Schnee und Eis, und verschwinden Gletscher, die Bäche herabsenden. Sie erwecken die

Ahnung ungeheurer Wüsten und Einöden, die sich dort oben, kaum betreten vom Fuße des Menschen, ausdehnen. Im Inntal zeigt sich die Alpenkette vom Scheitel bis zur Sohle in ihrer vollen Größe, hier scheint sie zurückzuweichen, ihre Erhabenheit zu verhüllen, und wirkt gerade dadurch um so gewaltiger. Der Eindruck steigert sich noch bei Hochgewittern, wo eine Wand der andern den Donner zuwirft und das Echo mehrfach verstärkt durch die Schluchten brüllt. Von den glatten Gneistafeln rollt das Wasser ab, sammelt sich rasch in Strömen, und scheint dann, wenn die Nebel am Gehänge hinfliegen, unmittelbar vom Himmel niederzurauschen. Plötzlich zerstreut der Wind die Wolken wieder, aus unermeßlicher Höhe leuchtet im Sonnenglanz das Grün der Bergmatten, während die Felsen, befeuchtet vom Regen, ganz schwarz emporstarren oder auch das Licht, wenn es eine glatte Fläche trifft, wie den Panzer eines Riesen zurückstrahlen . . . . . .

XI.

Willibald Alexis (W. H. Häring, 1798—1871) hat dem historischen Roman neue Bahnen gewiesen. Er brachte die Schicksale eines deutschen Volksstammes in unlösbaren Zusammenhang mit der heimischen Natur und entdeckte dabei gleichsam die eigenartigen Reize der märkischen Landschaft: die langgestreckten, leichtgewellten Hügelrücken, die flachen, kleinen Täler, welche so häufig ein stiller See ausfüllt, die tiefdunklen Föhrenwälder und die blühenden Heiden.

W. Alexis war der Vorgänger von Fontane. Den Dichtern allein gelang es trotzdem nicht, das norddeutsche Land zu Ehren zu bringen, dazu mußten die Maler mithelfen. Heute liegt das „Maldorf Carwitz", das Heim des märkischen Künstlerbundes, 100 Kilometer von Berlin entfernt, auf Mecklenburg-Strelitzschem Boden. Eugen Bracht hat es gegründet. Er und seine Schüler malen diese stillen Landschaften, deren Hauptreiz in der Stimmung liegt: Uralte Städtchen, die sich an das Seeufer schmiegen, leuchtende Sandgruben, an deren Rand knorrige Riesenkiefern stehen, frühlingsbraunes Erlengebüsch oder sommerlich-silbergrüne Birkengruppen — und die Heide, die endlose Heide.

Die Hosen des Herrn von Bredow.

Vaterländischer Roman.

(Von W. Alexis.)

Wenn du aus einem langen, bangen Kieferwalde kommst, der von oben aussieht wie ein schwarzer Fleck Nacht, welchen die Sonne auf der Erde zu beleuchten vergessen, und nun fangen sich die hohen Bäume zu lichten an, die schlanken braunen Stämme werden vom Abendrot angesprenkelt und die krausen Wipfel regen sanft ihre Nadeln in den freien, spielenden Lüften, da wird dir wohl zu Mut ums Herz. Das Freie, das du vor dir siehst, sind nicht Rebengelände und plätschernde Bäche aus fernen, blauen Bergen über ein Steinbett schäumend, 's ist nur ein Elsenbruch, vielleicht

nur ein braunes Heidefeld; und darüber ziehen sich Sandhügel hinauf, in denen der Wind herrscht, das magere Grün, das von unten schüchtern heraufschleicht, anheulend wie ein neidischer Hund, der über seine nackten Knochen noch murrend Wache hält. Eine Birke klammert sich einsam in die Sandabhänge, ein Storch schreitet vorsichtig über das Moor und der Habicht kreist über den Büschen. Aber es ist hell da, du atmest auf, wenn der lange, gewundene Pfad durch die Kiefernacht hinter dir liegt, wenn das feuchte Grün dich anhaucht, das Schilf am Fließe rauscht, die Käfer schwirren, Bachstelzen hüpfen, die Frösche ihren Chor anheben und dein Auge dem Luftzug folgt, der leis' über die Heidekräuter streift.

Es ist der stille Zauber der Natur, die auch die Einöden belebt, und ihr Auge ist auch hier, denn dort hinter dem schwarzen, starren Nadelwald liegt ein weiter, stiller, klarer See. Er hüllt sich ein wie ein verschämtes Weib, in seine dunkelgrünen Ufer, und möchte sie noch fester um sich ziehen, daß kein unberufener Lauscher eindringt. Er spiegelt sie wieder in seinem dunkeln Wasser, mit ihrem Rauschen, mit ihrem Flüstern. Aber das dunkle Wasser wird plötzlich klar, wenn die Wolken vorüberziehen, ein Silberblick leuchtet auf; der blaue Himmel schaut dich an, der Mond badet sich, die Sterne funkeln. Dort ergießt der volle See sein Übermaß in ein Fließ, das am Waldesrande fort durch die Ebene sich krümmt. Hier bespült es Elsenbüsche, die es überschatten und gierig seine Wellen ausschlürfen möchten, sickert über in nasse Wiesen und wühlt sich dort im Sande ein festeres Kiesbett, um Hügel sich windend, an Steinblöcken vorübersprudelnd und durstige Weiden tränkend. Die vereinzelten Kiefern, Vorposten des Waldes, weitergepeitscht, trotzig in ihrer verkrüppelten markigen Gestalt, blicken umsonst verlangend nach den kühlen Wellen; nur ihre Riesenwurzeln wühlen sich unter dem Sand nach dem Ufer, um verstohlen einen Trunk zu schlürfen...

Auch E. Marlitt (Eugenie John 1825—1887) verstand es ausgezeichnet, Heide- und Waldstimmungen wiederzugeben: „Heideprinzeßchen", „Goldelse", „Thüringer Erzählungen".

Das Heideprinzeßchen.
(Von E. Marlitt.)

1.

Er ist ein einsamer Wanderbursch, der kleine Fluß, er läuft durch die stille Heide. Seine schwach klingenden Wellchen kennen

nicht das tolle Jauchzen taleinwärts stürzender Wasser; sie trollen sich gemächlich über widerstandslose, flachgewaschene Kiesel, zwischen seichten, mit Weiden und Erlen bestandenen Borden. Das Gebüsch aber verschränkt seine Zweige so undurchdringlich, als dürfe nicht einmal der Himmel droben wissen, daß die kleine Ader voll rieselnden Lebens in der verrufenen Heide klopfe. Und das ist so recht im Sinne vieler böser Zungen, die draußen in der Welt diese weiten Flächen germanischen Tieflandes verlästern.

Lieber, sieh dir einmal das vielgeschmähte Proletarierweib, die Heide im Hochsommer an! Freilich, sie hebt die Stirne nicht bis über die Wolken, das Diadem des Alpenglühens oder einen Kranz von Rhododendron suchst du vergebens; — sie trägt nicht einmal die Steinkrone des Niedergebirges; auch schmiegt sich nicht der breite funkelnde Stahlgürtel eines gewaltigen Wasserstroms unter ihren Busen; aber die Erika blüht, ihre lila und rotgemischten Glockenkelche werfen über die sanften Biegungen des Riesenleibs einen farbenprächtigen, mit Myriaden gelbbestäubter Bienen durchstickten Königsmantel — und der hat einen köstlichen Saum.....

2.

Das Flüßchen freilich, mit welchem diese Niederschrift beginnt, durchmißt eine der dürftigsten und menschenleersten Strecken. Es läuft lange parallel mit der Waldlinie am Horizonte und erst nach reiflichem Überlegen macht es eine selbständige Schwenkung nach ihm hinüber. Bei aller Sanftmut nagt und wühlt es am weichen Uferboden und einmal gelingt es ihm sogar ein Miniaturbecken zu bilden, in welchem die langsam rinnenden Wasser scheinbar rasten. Hier weiß man nicht wo die Luft aufhört und das Wasser beginnt, so klar abgezeichnet liegen die weißen Kiesel drunten und so wenig bewegt schwimmt das Nixenhaar darüber hin. Das kleine Rund treibt die Erlenbüsche auseinander, eine lichtbedürftige Birke hat sich um einen Schritt hinausgeflüchtet und steht da wie ein holdes Sagenkind, dem die Sommerlüfte unaufhörlich blinkende Silberstücke auf die Locken schütteln.....

Wilhelm Hauffs (1802—1827) Märchen enthalten Naturschilderungen von ganz eigenartigem, wahrhaft volkstümlichen Gepräge. „Das kalte Herz“, eine Faustiade aus dem Schwarzwald, kann

dafür als typisch gelten. Auch in dem Roman „Lichtenstein“ traf der junge Dichter das Lokalkolorit wunderbar genau.

Hermann Hauff (1800—1865), der Bruder Wilhelm Hauffs, besaß ein seltenes Feingefühl für bescheidene Naturschönheiten.

Hermann Grimm (1828—1901) beschreibt in der Novelle „Der Landschaftsmaler“ gleichfalls eintönige Gegenden, deren verschwiegene Reize nur ein großer Künstler zu würdigen weiß.

Lichtenstein.

(Von W. Hauff.)

Er war auf einem Berggipfel angekommen, der eine weite Aussicht in das Tal hinab gewährte. Er hielt sein schnaubendes Roß an, wandte sich zur Seite und genoß nun den schönen Anblick, der sich vor seinem Auge ausbreitete. Vor ihm eine weite Ebene von waldigen Höhen begrenzt, durchströmt von den grünen Wellen der Donau; zu seiner Rechten die Hügelkette der württembergischen Alp; zu seiner Linken in weiter, weiter Ferne die Schneekuppen der Tiroler Alpen. In freundlichem Blau spannte der Himmel seinen Bogen über die Szene und seine sanften lichten Farben kontrastierten sonderbar mit den schwärzlichen Mauern Ulms, das am Fuße des Berges lag, mit seinem dunkelgrauen ungeheuren Münsterturm. Die dumpfen Glocken dieser alten Kirche begannen in diesem Augenblick den Mittag einzuläuten; ihre Töne zogen in langen beruhigenden Akkorden über die Stadt, über die weite Ebene, bis sie sich an den fernen Bergen brachen und zitternd in dem Blau der Lüfte verschwebten, als wollten sie auf ihrer melodischen Leiter die Wünsche der Menschen zum Himmel tragen.....

Die kleine Stadt und der Jahrmarkt.

(Von H. Hauff.)

Ich zog dem Städtchen zu, das tief unten in duftiger Ferne lag. Ich sah die Landschaft zum ersten Male. Wie lieblich in Bescheidenheit, wie rührend in Einfalt! Keine kühnen Linien, keine stolze Ferne. Die sanft geschwellten Berge rechts und links deckt der Laubwald, der hier wie ein Vorgebirge in die Fläche des Gefildes vorspringt, dort in Buchten von ihr zurückfließt. Geradeaus dehnt sich das tausendfach durchschnittene Blachfeld, ansteigend und in sanfte Wogen geschlagen, wie die See und verschwimmt duftig mit dem Horizonte. Und mitten in dieser seichten Mulde des Tales,

am bebuschten Bache, liegt das Städtchen, wie das Nest des Feldhuhns in der Ackerfurche. Blaßblau wölbt sich der Himmel; hier ist der Herbstnebel gefallen, dort kämpft er noch, selbst schwach, mit der matten Sonne, die in zitternden Streifen ihre wechselnden Lichter über das Tal wirft und der buntgefärbte Buchenwald im Vordergrunde hängt voll Duft.

Mir ist so wohl, so leicht, im Anblick dieser im Lächeln sterbenden Natur und doch bewegen mich nur Bilder aus den Zeiten, die für mich nicht mehr sind und durch die Musik in meinem Innern, der ich mit Entzücken lauschte, ging der Schmerzensgrundton: Vorbei! — Aber der chromatische Streit zwischen der Natur und meiner Seele verklang allmählich; über die aufgerissene Tiefe des innersten eigensten Lebens zogen Bilder her, aus der äußeren Welt, wie sie durch den Anblick der Werke der Menschenhand geweckt werden und der lyrische Takt meiner Gedanken schlug in den epischen um...

Der Landschaftsmaler.

(Von H. Grimm.)

1.

Meine Geschichte spielt im Spätsommer eines beliebigen Jahres. — Das Wetter war seit einigen Wochen gleich geblieben. Ein warmer Morgen, ein heißer Tag, ein milder Abend und nach ihm eine sanfte Nacht. Das war das ewige Einerlei, dessen man so gewöhnt worden war, als wäre es vom Anbeginn der Welt niemals anders gewesen. Wolken zogen über den Himmel, aber sie regneten nicht, Winde flogen über die Erde, aber sie kühlten nicht und die großen Flüsse schwammen wie breite schwankende Spiegel vorwärts, in deren Glanz man die Hände eintauchte, ohne kaum ihre Kühle zu fühlen, die tief unten auf dem Grunde gefangen lag.

In den Städten war es heiß und staubig, in den Gebirgen stieg aus Wäldern und Wiesen aromatischer Hauch schläfrig empor, an den felsigen Weinbergen hing die Sonne gemächlich brütend über den Trauben und wärmte des Gesteins innerste Adern.

Wie sah es da erst auf der unabsehbaren Ebene aus, durch deren Sand ein paar triefende Postpferde den Wagen zogen....

2.

Manchmal ward er aufmerksamer und sah schärfer hin. So als ein Dutzend hoher schlanker Kiefernstämme zerstreut dastanden,

jeder mit dem schwarzen Schattenflecken neben sich, den eine dunkle unbewegliche Krone dem Sonnenlicht abtrotzte. Genau betrachtete er sie wie sie dahin und dorthin sich überneigten, wie von der Hälfte ihrer Höhe an ihr Stamm mit abgebrochenen Ästen umsteckt war, wie die Äste dann ansetzten, die unteren oft abgestorben, die oberen sich zu dichtem Dache vereinigend über dessen Rundung nicht selten der Gipfel wie ein Türmchen über einen Kuppelbau hervorragte. ,—

Es lag ein Zauber in dieser stillen und flachen Einöde. Ihre Armut verlieh dem kleinsten Stücke, das sie besaß, einen eigentümlichen Reiz. Da stand ein Eichbaum am Ausgange des Dorfes, der Wagen holperte über die bloßliegenden Wurzeln. Unter ihm eine Hecke von Weißdorn, dahinter ein Fliederbaum, der sich tief überbeugte, auch einige leichte blasse kargblättrige Rosen dazwischen und als einziger Hintergrund die unendliche Fläche und der metallene Himmel über ihr .....

Isolde Kurz schrieb über die Wesenähnlichkeit ihres Vaters Hermann Kurz (1813—1873) mit Mörike: „Mörikes Dichtung entspricht dem Traumleben, nur daß seine Bilder so deutlich sind, wie Bilder der Wirklichkeit. Hermann Kurz hingegen wurzelt im Leben, obwohl auch er den Träumer nicht verleugnen kann. Bei Mörike herrscht also das musikalische Element vor, bei Kurz das plastische". — Plastisch und lebendig gezeichnet sind bei Kurz ebenso die Charaktere seiner Helden, wie ihre landschaftliche Umgebung. Letzteres gilt besonders von dem Romane „Schillers Heimatjahre", der heute noch zu den besten Geschichten seiner Jugend zählt.

Oskar von Redwitz (1823—1891) poetische und Prosawerke sind reich an Naturschilderungen, die aber in „Amaranth" oft fad und süßlich klingen. Dafür ist die Beschreibung des Reichswaldes in „Hermann Stark" ein Meisterstück deutscher Prosa.

Auch Johannes Scherr (1817—1886), der sonst meist derb zugriff und über alles räsonnierte, war der Natur gegenüber weich und freute sich ihrer Schönheit und Anmut.

Schillers Heimatjahre.

(Von H. Kurz.)

1.

Eine unermeßliche Landschaft dehnte sich unter dem gereinigten Abendhimmel aus, von einem breiten, silbernen Gürtel durchschnitten, dem Rhein. Man sah seine Wellen, da, wo die Sonne sich spiegelte, in blinkender Bewegung. Mitten aus der mit Städten und Dörfern besäeten Ebene, die kühne Zierlichkeit seiner Formen deutlich zeigend, stieg ein herrlicher Dom empor; es war das Münster von Straßburg, und die blaue Reihe der Vogesen gab ihm einen schönen Hintergrund...

Als sie sich jedoch vom Rande des Berges einwärts wendeten, bot sich ein zweiter Anblick von entgegengesetzter Art und doch an Großartigkeit dem ersten gleich. So weit das Auge dringen konnte, rechts und links und tief nach hinten, nichts als Gebirg und Wald! Immer neue Höhenzüge entwickelten sich auseinander und Taleinschnitte, durch aufsteigende Nebel bezeichnet. Auch von dieser Seite wogte das Unendliche heran, eine Gebirgseinsamkeit, aus der man nimmer zu entkommen meinte, hätte nicht in der äußersten Ferne der blaue Zug der Alp heimatlich herüber gegrüßt..

2.

Die Gegend kündete etwas Bedeutsames an. Drei Bergseiten traten zu einem Amphitheater zusammen; die vierte Seite konnte man für offen halten, wenn die mächtigen Tannen nicht täuschten, welche überallhin die Aussicht versperrten. Doch jetzt blinkt etwas zwischen ihnen herauf, wie ein dunkler Spiegel. Es verschwindet, es erscheint wieder, und so wechselweise, bis sie am Fuß der Anhöhe ankommen und den Mummelsee vor sich erblicken, der, dunkelbraun am Ufer und weiterhin schwarz, gleich dem Avernus, hoch auf dem Gebirge wie ein großes Geheimnis zwischen den Wäldern verborgen liegt. Eine tote Stille herrschte über der Tiefe. Kein Fisch tauchte in dem dunklen Gewässer auf, kein Vogel rührte sich in den umgebenden Zweigen; nur kleine Salamander krochen langsam zwischen den Granitblöcken ans Ufer heraus und wieder ins Wasser zurück; ohne ein anderes Leben zu beherbergen, ruhte der See, ein einsames Wunder, auf seinen der Sage nach unergründlichen Tiefen. Und doch, so nächtlich und unheimlich er aussah, so schön war sein Rand gebildet, so herrlich war seine Einfassung von Gebirg und Wald.....

Hermann Stark.

(Von O. v. Redwitz.)

In einer Zeit, da Posthornklang und Fuhrmannslied auf der deutschen Landstraße noch überall heimisch war, führe ich dich in einen stundenweiten, riesenstämmigen Forst. Und so blick um dich! — Deinen einsamen Weg umgrünt prächtig wilde Waldnatur und ihr mächtiges Rauschen erwecke dir Ehrfurcht! Denn, der im Kyffhäuser träumend auf den Rabenschrei harrt, daß dieser ihm die Auferstehung der deutschen Macht und Herrlichkeit verkünde, deſſ' Kaiserarm hat hier einst das Reichsschwert mit dem Jagdspeer vertauscht und sein Haupt hat in frohem Weidwerk hier ausgeruht von der Wucht einer weltgebietenden Krone. Dafür zu ewigem Gedenken hat er diesen Forst verschenkt an alle Städte, Dörfer und Gehöfte, so viel von ihm umrauscht in alle Zeit sich erheben. Der „Reichswald“ — so heißt noch heute des kaiserlichen Jagdreviers althistorischer Name. Durch alle Wechsel der Zeit und Macht blieb heilig die huldreiche Schenkung. Und so viel tausend und abertausend Balken für Haus und Hof in diesem grünen Bannkreis gezimmert worden, jeden Stamm schenkt seit sieben Jahrhunderten bis zum heutigen Tag aus seinem alten Lieblingsforst der alte Rotbart.

Wir sind ganz allein. Die Maisonne gießt aus azurblauer Schale ihre goldene Lichtflut in die duftig schwellende Wildnis und der Waldeinsamkeit feierlich Rauschen geht durch Wipfel und Kronen, dann und wann von der Drossel süßem Schlag oder des Habichts schrillem Schrei unterbrochen.

Aber komm, lieber Begleiter, so traulich auch ringsum kühle Pfade verlocken, uns in dies blühende Geheimnis tiefer zu verlieren, noch dürfen wir nicht länger hier verweilen. — Sieh, dort auf der nahen Halde, wo der Morgenhimmel durch die Tannensäulen schimmert, diesen rotsandigen Hohlweg steig jetzt mit mir heran zu der von Ginster umwucherten Lichtung! Doch, da bist du ja schon! Und jetzt blick vor dich! Ein grüner Kranz waldiger Hügel schließt dich ein, und unter dir, im dampfenden Kessel gebettet, liegt eine alte, kleine deutsche Stadt....

Michel.

Die Geschichte eines Deutschen unserer Zeit.

(Von J. Scherr.)

Mein Vater schien jedoch keineswegs aufgelegt, heute sein bereits halb und halb gesatteltes germanistisches Steckenpferd zu besteigen. Er schritt mir rasch und schweigend voran, abwärts an dem hellen Forellenbach, welcher den kleinen See in der Nähe des Schlosses speiste, dann in vielen Windungen den Park durchfloß, und da, wo er aus demselben heraustrat, einen schönen Wasserfall bildete, um, noch wild von dem Sprunge über die Felsen, etwas weiter unten auf die Räder der Dorfmühle sich zu stürzen. Diese lag ein paar Büchsenschüsse von den zerstreuten Häusergruppen unseres stattlichen Dorfes entfernt, in einem engen Tälchen voll pittoresker Felspartien. Zwischen diesen und buchengekrönten Hügeln wand sich der Bach in eine finstere Schlucht hinein, hinter welcher rechts und links hohe, tannenbewachsene Bergwände steil anstiegen. Von der Höhe derselben sah man nach Süden und Westen weit in das offene Land hinaus, und konnte da und dort den Spiegel des großen Stromes blitzen sehen, welchem die vielen Wasser unserer Berge tributbar waren. Am hellen Tage machte sich dem dort oben Stehenden am südlichen Saume des Horizonts ein weißer, mannigfach gezackter Streifen bemerkbar, welchen der Unkundige für einen Wolkengürtel nehmen konnte. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft der großen Eindrücke, welche ich empfing, als mein Knabenauge zum ersten Male von dort oben die Alpenfirne im Strahl der untergehenden Sonne purpurn erglühen sah. „Ist dort der Himmel?" hatte ich damals meinen Vater gefragt. „Ein Stück zur Erde gefallenen Himmels jedenfalls", hatte er mir zur Antwort gegeben.....

Wilhelm Riehls (1823—1873) Art, Welt und Menschen zu beobachten, hat etwas ungemein Anziehendes, sie ist schlicht, frisch und geistvoll. Und er verstand es mit förmlich photographischer Treue, einzelne Kulturmomente aus der vaterländischen Geschichte darzustellen, die landschaftlichen Schauplätze ebenso wie die Menschen. Dabei vermied Riehl fast immer die breite Heerstraße und suchte stille Seitentäler auf, wo sich die Spuren der Vergangenheit noch frisch erhalten haben. Auf diese Art entstand manches Genrebild, das durch die Feinheit seiner Ausführung entzückt.

Die Lehrjahre eines Humanisten.

(Von W. Riehl.)

Die Donau, hier noch ein verheerender Bergstrom, über die Hochebene brausend, bewegt die felsenlosen Sandhügel, daß sie zu steilen Hängen abstürzen, und breitet auf dem andern Ufer hundert Arme zu einem verwirrten Knäuel von Bächen und Altwassern in die Ebene, uferlos, um nach jeder Schneeschmelze, nach jeder Regenwoche sich ein neues Bett zu wühlen und unter neuen Geröllbänken fruchtbares Land zu begraben. Die von den Wasserarmen umschlungenen Auen deckt undurchdringliches Gestrüpp, üppigster Baumwuchs, dem keine Axt naht, eine Urwildnis, deren vom Sturm gefällte, vom Wetter gebleichte Stämme bekunden, daß nie ein Kahn diese tückischen Strudel durchschneidet, und keines Menschen Fuß die Inseln betritt.

Auf der Landseite schweift der Blick über die endlose, kahle Hochfläche und die graugrüne Sumpfniederung des Ulmer Riedes. Wer noch nicht melancholisch ist, kann es bei diesem Anblick werden. Nur manchmal, bei besonderer Gunst von Luft und Licht, erhalten die öden Gründe einen prächtigen Abschluß. Es steigen dann von leisem, blauen Dunste überhaucht die vielgestaltigen Gipfel und Kämme der Alpen am Saume des Himmels auf, Traumgebilde der zartesten Farben und Formen. Und mit jener geheimen Macht, womit uns die Dichtung dem gemeinen Leben entrückt, zieht uns dieses verschwimmende Bild des Hochgebirges zu sich hinüber, daß wir uns selbst aus der umliegenden Öde hinwegdichten zu waldbeschatteten Alpenseen, auf dichte Matten unter die Riesendome des Urgesteins, von deren Kuppen der ewige Schnee seine Quellen, Bäche und Wasserstürze vieltönig ringsum niederbrausen läßt....

Gustav Freytag (1816—1895) war ein seltener Kenner unseres Volkes und seiner Geschichte. Die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind heute noch nicht überholt. Ihren dauernden Wert begründete unzweifelhaft der warme poetische Hauch, welcher über diesem Werke ernstester Geistesarbeit liegt. Der Verfasser dieser „Bilder" ist eben der Dramatiker Freytag, welcher es verstand, den gewaltigen Stoff zu beleben; der Dichter Freytag aber schuf den Rahmen dazu. In den „Ahnen" gestattete er seiner Phantasie einen weiteren Spielraum und das kam gerade diesem Rahmen zugute.

„Soll und Haben", Freytags berühmtester Roman, wurzelt in des Dichters Heimat Schlesien und dem angrenzenden Polen.

Soll und Haben.

(Von G. Freytag.)

So saß Leonore allein unter den Tannenzweigen. Noch immer rauschte der Regen herab, er schlug klatschend an die Baumgipfel und strömte von den Ästen herunter auf den Boden. Dazu rollte oben der Donner, das Gewitter kam herauf; zuweilen fuhr ein grelles Licht durch die Dunkelheit, dann sah Leonore die beleuchteten Baumstämme in langen Reihen wie goldgelbe Säulen eines unabsehbaren Gebäudes vor sich stehen und darüber ein schwarzes Tuch mit hellen Lichtern geflammt. Dann schien der Wald wie ein verwünschtes Schloß, das aus der Erde steigt und im Nu wieder versinkt. Durch den Regen klangen geheimnisvolle Töne, wie sie zur Nachtzeit durch den Wald gehen. Über ihr schlug es an den Stamm mit regelmäßigem Klopfen, als wenn ein schlimmes Waldgespenst an das Holz ihrer Hütte anpochte, sie fuhr zusammen und frug sich gleich darauf, ob das ein Specht sein könnte oder ein Baumast. Aus der Ferne tönte der heisere Klageschrei einer Krähe, der das Wasser in das Nest gedrungen war und den ersten Schlaf gestört hatte. Neben ihr lachte es schauerlich: „Huhu! huhu!" und wieder erschrak Leonore; war es ein tückischer Kobold aus dem Walde oder war es nur eine kleine Eule? In hundert melancholischen Lauten sprach die Natur.....

Ingraban.

(Von G. Freytag.)

Deutscher Urwald im 8. Jahrhundert.

Vor ihnen erhob sich der wilde Wald, Urstämme mit langen Flechten umhangen, glänzend, silbergrau, gleich riesigen Säulen, welche hoch oben das Laubdach trugen. Dichter Schatten deckte den Grund, über dem Wurzelgeflecht und den gestürzten Stämmen lag die grüne Moosdecke und große Farnwedel breiteten sich in der Dämmerung. Wolfram zog die Mütze, wie dem Jäger geziemt, wenn er unter die Wildbäume trat und Walburg neigte sich mit ehrfürchtigem Gruß gegen den Hochwald: „Ihr Gewaltigen wachst frei gegen den Himmel, Sonnenschein und Regen fühlt ihr auf den

Gipfeln und der Quell im Felsen netzt euren Fuß. Gönnt auch mir das Gute, das ihr uns Fremdlingen gewährt, wenn wir euch furchtsam nahen, die Waldesfrucht als Kost, weiches Moos als Lager, eure Zweige als Decke und eure Stämme als eine Ringburg gegen die Feinde.“ Noch einmal wandte sie sich zum Lichte zurück, dann trat sie beherzt in den Schatten.....

Das Nest der Zaunkönige.

(Von G. Freytag.)

Das Gericht des Königs.

In gesonderten Haufen standen die freien Bauern vom Nesselbach, in ihrer Mitte der alte Baldhard mit Brunico und seinem Geschlecht; und Baldhard streckte den Arm nach dem Ring der roten Berge aus, auf welchen die Mühlburg ragte: „Seht dorthin.“

Auf dem Grunde lag der weiße Wasserdunst, darüber strahlten die Höhen wie abgelöst vom Erdboden und wie von eigener Glut durchleuchtet. An den waldlosen Stellen schimmerte das Erdreich hier rosenfarben und blau, dort blutig rot. „Schaut alle,“ rief Baldhard, „gleich rotem Golde glänzt Erde und Stein. Manchesmal sah ich den alten Götterschein an den Höhen und jedermann aus der Umgebung kennt das Gleißen, das man schwerlich an andern Bergen schaut. Aber niemals erblickte ich solches Feuer und bekümmert fragen wir, was das blutige Licht dem alten Landgeschlechte bedeute, gegen welches heute der Richtstuhl gezimmert wird“....

Felix Dahn (geb. 1834) verbindet Gelehrtenbildung mit dichterischer Gestaltungskraft. Seine historischen Romane verraten aber immer und überall den Romantiker, für den der Schleier der Verklärung über der Vergangenheit unseres Volkes liegt. Dabei besitzt Dahn, der treue Schüler Jakob Grimms, ein liebevolles Verständnis für die Eigenart deutschen Volkstums.

Odhins Trost.

(Von F. Dahn.)

1.

Da sprach, als einige Stille geworden, Baldur, lebhaft hob er seinen kurzen, ganz goldenen Wurfspeer empor: „Das sei fern von den Asen! Nichts, was außer Asgardh ist, erfreut mich mehr

als der Menschen Freude. Ja, ihre Freude noch vor ihrem Dank: noch ehe sie sich besinnen, daß sie mir Dank schulden. Wenn ich nach langem Winter zuerst wieder hinfahr' auf helleren Wolken, verkündet von den vor mir zwitschernden Schwalben, wenn ich den ersten gelben Falter vorausgeschickt, wenn aus dem Walddicht das erste fahle Reh zuerst herauslugt, am Saume zu äsen der jungen Birken saftig schwellende Knospen —, wenn in den wetterbraunen Gehöften die Menschen mein Nahen verspüren —, wenn der Hofherr, tiefeinatmend den ersten Lenzwind, von der Haustür das Wintervorbrett herabnimmt und dem Weibe zuruft: „Für dies Jahr ist's wieder gewonnen!" —, wenn der Hirt von der Halde zurückruft mit lautem Horn: „Der Waldquell hat das Eis abgeworfen!" — wenn dann Knaben und Mädchen mit fröhlichem Lärmen sich an den Händen fangen und hinaushüpfen aus den Höfen auf den Anger zum ersten Reigen auf dem noch feuchten, aber schon warm beglänzten Rasen, — — dann zieht mir Wonne ins Herz, noch bevor sie mir danken! Und nicht missen will ich, solang ich den Frühling führe über die Erde, glücklicher Menschen frühlingsfreudiges Antlitz! Nicht tilg' ich sie aus, die geliebten Toren, solange ich atme."

2.

Wir begannen doch sein letztes Lied zum Preise Odhins?

„Aller Asen acht' ich
Den edelsten Odhin!
Weisheit sein Wort, Wunder sein Werk,
Wonnig sein Wehn:
Wann in weichen Weben
Frühe Frühlings-
Knospen er küßt, —
Können die Kleinen die Kelche
Nicht mehr schlummernd verschließen:
Sie öffnen die Augen
Und kosend küßt er
Ihren ersten Atem.
Aber Odhin auch
Stürzt in Sturm die Stämme
Uralter Eichen....

Richard v. Kraliks (geb. 1852) Hauptwerk ist „Das deutsche Götter- und Heldenbuch". Leider wird es viel zu wenig gewürdigt.

Wohl liest der Deutsche den Homer und freut sich seiner Einfachheit, seiner Bodenständigkeit, aber das Verständnis für die tiefe Bedeutung der heimischen Sagen fehlt ihm meist. Und doch verkörperten gerade die germanischen, die deutschen Götter, nicht die Natur, sondern „das Gemüt der Natur", also die deutsche Naturpoesie.

Die deutsche Göttersage.

(Von R. v. Kralik.)

Doch mehrers ist zu sagen von jener Esche noch:
Ein Aar sitzt in den Ästen des Wunderbaumes hoch,
Und weiß gar manche Dinge; ein Habicht hat den Sitz
Zwischen seinen Augen der heiße Wetterblitz;
Ein Eichhorn heißet Bohrzahn, es rennet auf und nieder
Und trägt des Aares Worte hinab zum Drachen wieder;
Vier Hirsche von den Ästen der Eiche beißen,
Die Tod und Ohnmacht, Dämmer und Schlaf mit Namen heißen.
Und manche Würmer liegen tief unterm Boden noch
Bei Nidhacker und niemand kann sie zählen doch.
Grabwolfs grimme Söhne: Grund und Mold genannt,
Graurücken, Weiser, Schweifer, Grabfelder wohlbekannt.
Die hohe Esche duldet mehr Leid als Menschen wissen:
Die Seite fault von oben und unten wird sie zerbissen.
Jedoch die hehren Normen vom Saal bei Urdas Quell
Nehmen täglich Wasser aus jenem Brunnen hell
Und gießen es auf die Eiche, daß diese nicht verdorrt.
So heilig ist das Wasser aus Urdas Brunnen dort,
Daß alles weiß und rein wird, was man damit besprengt.
Es kommt der Tau von dannen, der in den Talen hängt....

XII.

„Wenn man mit seinem Fühlen und Denken außer der Gegenwart steht und von ihr nicht fortgerissen wird, so hastet alles in Unruhe und Begehren und Leidenschaft vorüber, wenn man dann die Natur betrachtet, wie die Geselligkeit der Pflanzen über alle Berge dahin liegt, wie die Wolken ziehen, wie das Wasser rieselt und das Licht schimmert — welch ein Treiben jenes, welch ein Bleiben dieses!"

Diese Worte quollen wohl unmittelbar aus dem Herzen des stillen Dichters Adalbert Stifter (1805—1868, den Wilhelm Kosch in außerordentlich feinsinniger Weise mit Mörike vergleicht.*) — Man kann Stifters Erzählungen nicht in jeder Stimmung lesen, vielleicht auch nicht nacheinander. „Studien", „Bunte Steine" und „Der Nachsommer" sollten die Reisebegleiter müder Großstädter sein, ebenso wie Mörikes Gedichte und Märchen. Im Waldesschatten muß man sie lesen, das leise Rauschen der Wipfel, der Lockruf eines Vogels, das ist die richtige Begleitung dafür.

Stifter hat auch als Landschaftsmaler nicht Unbedeutendes geleistet und hier wie in der Dichtkunst war die Natur seines heimischen Walddorfes seine beste Lehrmeisterin. In „Der beschriebene Tännling" schildert er es so, daß man meint, die grauen Dächer von Oberplan inmitten des grünen Tales liegen zu sehen. Ebenso naturgetreu und doch hochpoetisch beschreibt Stifter in „Hochwald" den schwarzen See und die Felsengruppe, welche heute sein Denkmal trägt, in „Aus der Mappe des Urgroßvaters" die Eislandschaft, in „Bergkristall" den Schneesturm im Hochgebirge und in „Heidedorf" eine prächtige Naturerscheinung, „das Wasserziehen der Sonne". Ein glänzendes Beispiel für die schöpferische Phantasie Stifters sind die großartigen Bilder in „Condor". Auch sein zweites, leider wenig gekanntes Hauptwerk „Der Nachsommer" enthält Naturschilderungen von seltener Schönheit.

*) W. Kosch: A. Stifter und die Spätromantik.

Der beschriebene Tännling.

(Von A. Stifter.)

Das Tal von Oberplan selbst ist nicht eben, sondern hat größere und kleinere Erhöhungen, die bedeutendste ist der Kreuzberg, der sich gleich hinter Oberplan erhebt, von dem Walde, mit dem er einst bedeckt war, entblößt ist und seinen Namen von einem blutroten Kreuz hat, das auf seinem Gipfel steht. Von ihm aus übersieht man das ganze Tal. Wenn man neben dem roten Kreuze steht, so hat man unter sich die grauen Dächer von Oberplan, dann dessen Felder und Wiesen, dann die glänzende Schlange der Moldau und die obbesagten Dörfer. Sonst sieht man von dem Kreuzberge aus nichts, denn ringsumher schließen den Blick die umgebenden bläulichen dämmernden Bänder des böhmischen Waldes. Nur da, wo das Band am dünnsten ist, sieht man doch noch manchmal etwas anderes. Wenn an einem Morgen Regen bevorsteht und die Luft so klar ist, daß man die Dinge in keinem färbenden Dufte, sondern in ihrer einfachsten Natürlichkeit sieht, so überblickt man zuweilen im Südost, über der schmalsten Waldlinie, die norischen Alpen so weit und märchenhaft draußen schwebend, wie mattblaue starrgewordene Wolken......

Das Heidedorf.

(Von A. Stifter.)

Jener glänzende Himmel, zu dem er vielleicht damals ganz allein emporgeblickt, war seit der Zeit wochenlang ein glänzender geblieben und wohl hundert Augen schauten nun zu ihm ängstlich auf. Felix, in seiner Erwartung befangen, hatte es nicht bemerkt; aber eines Nachmittages, da er gerade von der Heide dem Dorfe zu ging, fiel ihm auf, wie denn heuer gar so schönes Wetter sei; denn eben stand über der verwelkenden Heide eine jener prächtigen Erscheinungen, die er wohl öfters auch in morgenländischen Wüsten, aber nie so schön gesehen, nämlich das Wasserziehen der Sonne: — aus der ungeheuren Himmelsglocke, die über der Heide lag, wimmelnd von glänzenden Wolken, schossen an verschiedenen Stellen majestätische Ströme des Lichtes und auseinanderfahrende Straßen am Himmelszelte bildend, schnitten sie von der gedehnten Heide blendend goldene Bilder heraus, während das ferne Moor in einem schwachen, milchigen Höhenrauche verschwamm.

So war es diese Tage oft gewesen und der heutige schloß sich an seine Vorgänger; nämlich am Abend war der Himmel gefegt und zeigte eine blanke hochgelb schimmernde Kuppel....

Nachsommer.

(Von A. Stifter.)

1.

Die Wäldchen prangten noch in dieser späten Zeit des Jahres in dem unverlorenen Schmuck des Laubes und zogen sich als bunte Streifen durch das dunkle berganklimmende Grün der Föhren empor. Und über allem dem war noch ein sanfter Hauch, der es milderte und ihm einen lieben Reiz gab. Besonders gegen die Talrinnen oder -tiefen zu war die blaue Farbe zart und schön. Aus diesem Dufte heraus leuchteten hie und da entfernte Kirchtürme oder schimmerten einzelne weiße Punkte von Häusern. Das Tiefland war von den Morgennebeln befreit und lag samt dem Hochgebirge, das es gegen Süden begrenzte, überall sichtbar da und säumte weithin streichend das abgeschlossene Hügelgelände, auf dem wir fuhren, wie eine entfernte, duftige, schweigende Fabel. Von Menschentreiben darin war kaum etwas zu sehen, nicht die Begrenzung der Felder, geschweige eine Wohnung, nur das blitzende Band des Stromes war hie und da durch das Blau gezogen....

Ich tauchte meine ganze Seele in den holden Spätduft, der alles umschleierte, ich senkte sie in die tiefen Einschnitte, an denen wir gelegentlich hinfuhren und übergab sie mit tiefem, innerem Abschluß der Ruhe und Stille, die um uns waltete....

2.

Die Wirkung, welche sich aus dem Aneinandergrenzen der oberen wärmeren Luft und der unteren kälteren, wie ich schon am schwarzen Stein bemerkt hatte, ergab, war noch stärker geworden und ein einfaches, wagrechtes, weißlichgraues Nebelmeer war zu meinen Füßen ausgespannt. Es schien riesig groß zu sein und ich über ihm in der Luft zu schweben. Einzelne schwarze Knollen von Felsen ragten über dasselbe empor, dann dehnte es sich weithin; ein trübblauer Strich entfernter Gebirge zog an seinem Rande; und dann war der ganz reine Himmel, an dem eine grelle, fast strahlenlose Sonne stand, zu ihrem Untergange bereit. Das Bild war von unbeschreiblicher Größe.....

Gottfried Keller sagt in dem Nachruf, den er seinem großen Landsmann Jeremias Gotthelf (Adolf Bitzius, 1797—1854) widmete: „Er war das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für alle Zeit gelebt hat," und betont noch besonders das tiefe, „nirgends ungesunde" Naturgefühl Gotthelfs.

Bertold Auerbach (1812—1882) fehlte die Ursprünglichkeit von Jeremias Gotthelf. Er schuf ideale Gestalten und paßte seine Dorfgeschichten dem Zeitgeschmack an, besaß jedoch ein feines Gefühl für sprachlichen Wohlklang, das besonders in den Naturschilderungen zur Geltung kommt.

Josef Ranks (1816—1896) Dorfgeschichten stehen in so innigem Zusammenhang mit der Natur, wie die Volkspoesie selbst und sind ebenso schlicht und tief empfunden.

Uli der Knecht.

(Von J. Gotthelf.)

Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön. Die dunkelgrünen Gräslein hatten mit demantenen Kränzlein ihre Stirnen geschmückt und funkelten und dufteten als süße Bräutlein in Gottes unermeßlichem Tempel. Tausend Finken, tausend Amseln, tausend Lerchen sangen die Hochzeitslieder; weißbärtig, ernst und feierlich, aber mit den Rosen der Jugend auf den gefurchten Wangen, sahen die alten Berge als Zeugen auf die holden Bräutlein nieder, und als Priesterin erhob sich hoch über alle die goldene Sonne und spendete in funkelnden Strahlen ihren Hochzeitssegen. Der tausendstimmige Gesang und des Landes Herrlichkeit hatte den Bauer früh geweckt und er wandelte andächtigen Gemütes dem Segen nach, den ihm Gott beschert hatte. Er durchging mit hochgehobenen Beinen und langen Schritten das mächtige Gras, stand am üppigen Kornacker still, an den wohlgeordneten Pflanzblätzen,*) dem sanft sich wiegenden Flachs, betrachtete die schwellenden Kirschen, die von kleiner Frucht starrenden Bäume mit Kernobst, band hier etwas auf und las dort etwas Schädliches ab und freute sich bei allem nicht nur des Preises, den es einstens gelten, nicht nur des Gewinnes, den er machen werde, sondern des Herrn, dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit neu sei jeden Morgen. Und er gedachte, wie alles Kraut

*) Pflanzblätzen = Pflanzenbeete.

und jedes Tier, solle es auch der Mensch tun; und mit dem Munde nicht nur, sondern mit seinem ganzen Wesen den Schöpfer preisen; wie der Baum in seiner Pracht, wie der Kornacker in seiner Fülle, so der Mensch in seinem Tun und Lassen......

Josef im Schnee.

(Von B. Auerbach.)

Fort rannte der Knabe durchs Feld und hinab in den Wald mit fröhlichen Sprüngen. Er strich sich nur bisweilen mit der Hand den Schnee vom Gesicht und von der Brust, machte kleine Schneeballen daraus, warf sie an die Bäume, die er sich auswählte, und traf immer gut. Im Walde ging er aber langsamer und schaute sich oft um. Auf einem Ebereschenbaum am Wege saßen ein paar Gimpel und zwitscherten nur manchmal wie verschlafen und pickten dazwischen die roten Beeren ab, aber noch mehr, als sie aufpickten, fielen daneben in den Schnee. „Ihr seid ja wahre Gimpel, ihr verderbt mehr Futter als ihr fresset", sagte Josef, und ging, die einfältigen Tiere verachtend, weiter. Drunten im Tal, den Bach entlang, sang ein Vogel so wundersam, so innig in sich hinein, fast wie eine Drossel. Was ist das? Und der Vogel singt und fliegt immer weit voraus, je weiter man geht, immer voraus, den Bach entlang, er lockt, wie wenn er sagen wollte: komm nach! komm nach, komm daher, da bin ich, da ist es prächtig! Und kommt man ihm nach, so ist er immer schon voraus, weiter und weiter. Da, wo der Weg eine scharfe Biegung macht, liegt tiefer Schnee; bis an das Knie sank Josef ein beim ersten Schritt, er war aber klug, er kletterte einen steilen Berghang hinauf und jenseits der Schneewehe wieder hinab auf den Weg. Es ist gut, daß hier am Hang, wo es scharf hinabgeht, Ebereschen angepflanzt sind, da weiß man den Weg. „Gehören die Ebereschen auch meinem Vater?" fragte Josef fast laut. Die Bäume wußten nicht zu antworten und es war kein Mensch, der Bescheid geben konnte.

Ruhig ging Josef weiter und wartete bald unter einem Baum, bald unter einem vorspringenden Felsen und sah mit Behagen zu, wie der Schnee im eiligen Gewimmel und doch so still herunterfiel und immer mehr alles zudeckte......

Eine Mutter vom Lande.

(Von J. Rank.)

Es war am Johannistage im holden Mai. Der Flieder in Pohlsens Gärtchen blühte, sein Wohlgeruch erfüllte weit herum die milden Frühlingslüfte, ein Heer von Bienen kam und naschte und floh und kam wieder; und als es Abend wurde, fingen tausend und tausend Johanniskäferchen in dem Dunkel der Zweige ein Illuminieren an, daß der Fliederbusch bald einem Weihnachtsbaume ähnlich prangte. Jedes Johanniskäferchen schleppte, seinem Namenstag zu Ehren, ein Kerzchen auf das Plateau seines Laubes hinauf oder hing es an dem Stengel eines Blattes, oder schwenkte es fliegend wie ein Weihrauchfäßchen durch die dunkeln Räume seiner luftigen Laubhüttenwohnung.

Es wurde dunkel, immer dunkler. Die letzte verspätete Biene surrte ängstlich heim und kam nicht wieder. Es begann das Abendläuten und erlöste die himmlischen Empfindungen der Menschen aus der irdischen Gebundenheit, sie zogen heimwärts zu den Sternen....

Otto Ludwig (1813—1865) vertiefte sich häufig in die feinste Detailmalerei des dichterisch Erschauten. In „Die Heiterethei und ihr Widerspiel“ ist der Gegensatz zwischen diesen Stimmungsbildern und der schlichten Erzählung oft sehr groß.

Die Heiterethei und ihr Widerspiel.

(Von O. Ludwig.)

1.

Es kam, wie die Wanderinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummere die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichen-

männer schon Anstalten machten sie lebendig zu begraben und sie ränge vergebens nach einem Hilferuf, nach einer Bewegung...

2.

Schon drei Stunden mochte sie im Holze fahren und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiser, violetter Schein, der hie und da, immer seltener und flüchtiger, an einem Föhrenstamm hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem stillen Walde..

3.

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heute vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Besuch kam! So angenehm hatte nicht die Milde des süßesten Westlüftchens geschienen, als das rauhe Wesen des alten trockenen Gesellen.

Denn rauh und streng mußte er sein, um all das heruntergekommene Wolkengesindel, das wochenlang mit strotzenden Wasserbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurückzujagen. Unter seinem zornigen Schnauben raffte es sich zusammen aus seiner Zerfahrenheit und floh zurück nach seiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er sich zum Ruhen legte, das hing noch wie schneeweiße Baumwollrocken am blauen Himmel. Da spann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit rosiger Hand.....

Ludwig Anzengruber (1839—1889) fand für seine Dorfdramen und Dorfgeschichten stets den richtigen landschaftlichen Hintergrund. Aber auch die Gestalten, die er schuf, sind bodenständig in dem besten Sinne des Wortes, besonders der bäuerliche Philosoph, der „Steinklopferhans“. In dem „Sternsteinhof“, der packendsten Erzählung, die Anzengruber schrieb, wirken die Naturschilderungen wie die szenische Ausstattung auf der Bühne, während sie in den übrigen Dorfgeschichten einen bedeutenden lyrischen Stimmungsgehalt haben.

Der Schandfleck.

(Von L. Anzengruber.)

1.

Sie blieb stehen, brach ein Zweiglein ab und sagte leise: „Morgen.“ Dann setzte sie ihren Weg fort, unbehindert und unbeirrt: die Nachtvögel hausten da oben im Tann, der Weißdorn hatte ein Blütenbüschel geben müssen und das Gras, vollgesogen vom Tau, ließ teilnahmslos die Halme und feinen Rispen hängen. Unten auf der Straße verschwand das Mädchen im Schatten.

Da horchte Florian noch auf, wie sie das Tor unten öffnete und schloß und dann schritt er fröhlich durch den Tann.

Durch den Tann im Vollmondschein! Das Tannenwäldchen war so feierlich, so still, so ruhig, wie eine Kirche und ohne Laut; mit klopfendem Herzen und frischem Atemzuge durchschritt er es....

2.

Im Busche zwitscherten und flirrten kleine Vögel, ein bunter Falter gaukelte über den Rasen, Ameisen liefen eilig zwischen Moos und Steinen dahin und kleine, grünschillernde Käfer schaukelten sich auf den Halmen, die gleich den Blättern, jetzt von der Sonne durchleuchtet, dann im sanften Winde fächelnd, ein wechselndes Farbenspiel trieben. Weithin sah man über die Halde, deren Grün mancher bunte Fleck unterbrach, an Stellen, wo zahllose Feldblumen emporgeschossen waren; gar klein lag dort der Haldhof mit seinem weißen Gemäuer und rotem Dache, noch weiter ein lichter Streif, über den eine Nadel mit golden gleißender Spitze aufragte, der Kirchturm einer Ortschaft; dahinter blauten hohe Berge und über dem allen wölbte sich ein klarer Himmel....

XIII.

Helene Böhlau (geb. 1859) schuf in der Novelle „Die alten Leutchen" ein Kunstwerk seltener Art: sie entschleierte die Seele einer alten Frau. Helene Böhlau tat das mit so großer psychologischer Feinheit, daß man den Vorgang nur mit ihren eigenen Worten wiedergeben kann. Von einer zärtlichen, förmlich sinnlichen Liebe zur Natur zeugen auch die Schilderungen in ihrem letzten Roman „Das Haus zur Flamm."

Auch Goswina v. Berlepsch versteht es, traumhafte Naturstimmungen festzuhalten, doch tritt bei ihr meist das musikalische Moment in den Vordergrund. M. Herbert (Therese Keiter) ist schwermütiger veranlagt und besitzt einen sehr ausgeprägten Farbensinn. In Ada Christens fast vergessenen kleinen Erzählungen finden sich gleichfalls schöne Naturschilderungen.

Die alten Leutchen.

(Von H. Böhlau.)

1.

Es war ihr ein unbekanntes, weit gekanntes Lied. Und sie begann:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Das las sie und weiter, eine Zeile, einen Vers nach dem andern und dem kleinen bedrückten Weibe war es, als wüchsen ihrer Seele Flügel; ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie empfand Unaussprechliches.

Jetzt die Zeilen:

Rausche Fluß das Tal entlang
Ohne Rast und Ruh;
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu.

Da umgab ihr Empfinden frische wonnevolle Dämmerung, die sich wie ein Wunder um sie her verbreitete, die Raum zu weitester Sehnsucht gab. Rauschender Fluß, sanfter Gesang, im Monde schimmerndes feuchtes Wellenbewegen, in das Unendliche hinein unbegrenzte Frische, dann faßbare, glaubhafte Bilder und Gefühle; eine Sehnsucht aus dem engen Stübchen, der winterlich dunkelfeuchten Straße hinaus in schmeichelndsten Frühling zu fliehen und Gedanken, denen das Gewohnte fremd ist.

Ungedacht bewegte sich solches um die Frau wie wunderbare Luft aus ferner Welt. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und atmete tief und blickte in das dumpfbrennende Licht und atmete immer freier, als zöge an ihr ein reiner lebendiger Strom vorüber. So saß sie in tiefster Stille, nichts störte ihre weihevolle Stunde und sie genoß das Schöne.....

2.

Das Frauchen pflückte sich schon im Gehen von dem Überfluß ein paar der weißen Narzissen und einige purpurrote Aurikeln, auch einen Goldlackstengel, der am Grasrand blühte, einen Zweig helles Stachelbeerlaub und trug ihren Strauß vor sich her, so behutsam und glücklich wie ein junges Mädchen.

Am Ende des Gartens war in der Mauer ein Pförtchen eingelassen. Das öffnete Herr Balduin und sie gingen über einen morgendlich feuchten Weg in das Buchenwäldchen, welches sich knapp an das Flußufer hinzog. Schlängelnde Pfade führten zwischen den schlanken Stämmchen. Da wandelten die beiden Alten unter dem maifrischen Laub und dachten nicht an sich, sondern nur an das Schöne, das sie genießen durften; und nie mochte wohl auf einem Menschenpaar das Alter so wenig drückend gelegen haben, wie auf den beiden Leutchen an jenem schönen Morgen....

Das Haus zur Flamm'.

(Von H. Böhlau.)

Das frischgrüne Aprikosenlaub, von dem das uralte Mauerwerk des Berghauses dicht überzogen war, drängte sich im Winde noch haltlos durcheinander, war noch so zart, kaum verdichtet, daß es nicht rauschte. Klanglose zärtliche Laute begleiteten den Flüsterwind, der sich schwer an herbem Laubgeruch trug, den die sanften

Blätter ihm mitgaben. Das Haus war ganz umduftet. Aus dem Walde kam die frische Tannenluft, die an den abertausend hellgrünen, weichen Tätzchen vorübergestrichen war, die die rauhen Zweige dem Mai entgegenstreckten und im Garten blühten Jasmin, Goldregen, Iris und Pfingstrosen.....

An Sonnengeländen.

(Von G. v. Berlepsch.)

Episode.

Um das Haus blühten die Linden, und in aller Gottesfrühe, ehe noch ein Sonnenstrahl sie traf, summten schon ganze Völker von Bienen in den Kronen. Es war ein merkwürdig emsiges, heimliches Treiben und eine Stille doch dabei, als hielte der junge Tag noch den Atem an.

Manchmal schwoll das Summen in dem blütenschweren Gezweige, das wie ein fernher getragenes Läuten klang, vermutlich, wenn einige Altstimmen unter den geflügelten Scharen ihre Stimme höher erhoben, dann tönte es leis' märchenhaft aus, als ob es im lichten Morgenhimmel droben, weit, weit, irgendwo zu klingen begänne — und dann sank alles in eine einzige ruhige Tonvibration zusammen, die sich traumhaft mit den süßen Düften und dem hochzeitlichen Schimmer all der schweren Blütenpracht vermählte...

Doktor Sörrensen.

(Von M. Herbert.)

1.

Sie fuhren um eine Biegung des Flusses und der Blick in ein neues Tälchen tat sich auf. Da lag tief eingefriedet ein Dorf mit einer Kirche, deren Zwiebelturm im feurigen Rot neuer Ziegel erglänzte. Da grüßte ein hochgelegener Gottesacker, über dessen Mauern herrliche alte Trauerweiden hingen. Und das alles lag im festtäglich blauen Duft, sich abhebend vom waldigen Hintergrund.

Hoch oben auf dem Felsen — einsam und schwank wie eine wehende Festfahne — steht ein langgertiger Berberitzenstrauch. Der leuchtet wie Feuer — wie ein rotes, glühendes Freudenfeuer, das die Sonne dort oben entzündet. Seine brennende Lohe schlägt in den blauen Himmel hinein, seine kleinen roten Beeren und durchsichtigen Blätter sind wie sprühende Funken.

Das Auge kann sich kaum genugtun an dieser lebendigen Farbenpracht, die doch nur ein Traum, eine Illusion ist....

2.

Ein Schatten war über die Sonne gegangen. Wirklich, unvermerkt war eine große graue Wolkenwand emporgestiegen und als das goldene Licht nun von der Landschaft schwand, zeigte es sich, daß ihr eigentlicher Charakter der einer tiefen Schwermut war. In grauer Starrheit standen die Felsen, in dunklem Ernst breiteten unabsehbare Waldungen sich aus, die Erlen ragten fast schwärzlich und die Olivenfarbe der Weiden spiegelte sich fahl in der stillen tiefgründigen schwarzgrün gefärbten Flut.

Ist es nicht wunderbar, wie oft die Natur unseren wechselnden Stimmungen zu antworten scheint?....

Aus dem Leben.

Skizzen.

(Von A. Christen.)

Irrlichter.

Er schaute nicht rechts noch links, nur als eine kühle Luftwelle an sein Gesicht flog, erhob er das Haupt und suchte den Mond, der längst untergegangen war. Ein paar verbleichende Sterne zuckten noch am dunkelgrauen Himmel; es wurde öde und kalt ringsum, doch er ging weiter, durch hohes, knisterndes Gras, durch raschelnde Büsche und junges Gehölz, wie ein wundes Tier brach er durch das Gestrüppe, immer tiefer hinein, immer weiter, bis in den feierlich rauschenden Wald. Als er sich dort auf den Boden warf und seine brennende Stirn in die feuchte Erde preßte, da wurde es plötzlich teilnahmsvoll, lebendig in den flüsternden Blättern, ein dünner Morgenwind zog wie ein Seufzer durch die Zweige, das dunkle Grau, das über den Bäumen hing, wurde heller und heller, zuletzt schwebten nur noch farblose Nebelflocken in den höchsten Wipfeln und durch die feuchten Äste rieselte lebendiges rosenrotes Licht, es schwamm über den nassen Boden und glitt über den fröstelnden, schweratmenden Mann. Unhörbar fiel der Tau von Blatt zu Blatt, unhörbar tropfte er auf ein blondes Haupt, auf zwei über den Kopf geworfene Arme mit gefalteten Händen und niemand hörte, was ein junger Menschenmund der alten Erde zuflüsterte als Antwort, als Dank für die leise tröstenden Stimmen....

Ilse Frapan-Akunian (geb. 1852) versteht die seltene Kunst, die Naturbeobachtungen und das Naturgefühl der Kinder wiederzugeben; der Kinder, die da meinen, der liebe Gott habe all' das Schöne nur für sie erschaffen und es doch wie ein Wunder anstaunen.

Jugendzeit.

(Von I. Frapan-Akunian.)

Onkel Johanny.

Wie das reizend ist, solch eine junge Birke im April! Vollbehangen mit schlanken, grüngelben Kätzchen, die im leisen Wehen durcheinander schaukeln, noch blattlos die feinen Zweige, eine schüchterne, schmiegsame Beweglichkeit in dem ganzen Baum, bis zum weißfleckigen, hellaufschimmernden Stamme. Solch eine Birke steht vor Medegs Gartenpforte und die Sonne des Nachmittags zeichnet ihren zierlichen Schattenriß auf die grünweiße Wand des einstöckigen Häuschens hinter der Pforte...

Im Herbst, im trüben nebeligen November, waren Medegs eingezogen, und dies war der erste Frühling in dem großen, baumreichen Garten. War das ein Freuen und Wundern über alles, was unvermutet aus dem Boden brach, Leberblümchen und gelbe Primeln und Muskathyazynthen, die sie Träubchen nannten, auf schmalen, laubbedeckten Rabatten und unzählige Ahornschößlinge mitten auf den Wegen, die unschuldigen, vertrauensseligen Dinger! Und droben an der Ulme das grüne, flattrige, rundliche Zeug, das den ganzen Garten mit flachen, zarten Pflästerchen bestreute, und eine Eiche mit bräunlichem Blütenkräusel und dicke Harzpinsel an den straffen Kastanienästen und lockere Kirschzweige mit kugeligen aufbrechenden Knospen. Jeder Tag brachte etwas Neues, und es war für Willi und Liddi eine schwere Prüfung in die Schule zu gehen, statt zu beobachten, wie die seidengrauen Blättchen am Goldregen weiter kamen und wie das Farnkraut unter dem Gebüsch seine braunen Spiralen auseinanderrollte.....

Hedwig Dohms (geb. 1833) Erzählungen enthalten Beschreibungen von großen Naturschauspielen, aber auch vereinzelte Schilderungen jener intimen Reize, die nur ein Künstlerauge erspäht.

Susi Wallners beschreibt in „Was mir der Sturm bescherte“ anscheinend alltägliche Vorgänge in der Natur, aber Lebendigkeit und Beweglichkeit ihrer Sprache ist bewunderungswert.

In Hans Lands Novellen finden sich gleichfalls Stellen, die von einer Naturbeobachtung, besser gesagt Naturerkenntnis Zeugnis geben, die selbst heute noch nicht häufig zu finden ist.

Otto Heilborns „Aquarell“ ist das fein ausgeführte Bild einer Winterlandschaft.

Käthe Strunz „Der Frühling“ und „Die Nacht“, zwei Gedichte in Prosa, geben Seelenstimmungen wieder, die mit Naturvorgängen innig verwoben sind und darum so ergreifend wirken.

Benjamin Heiling.

(Von H. Dohm.)

1.

In einem Winkel des Burghofes sprossen allerhand Pflanzen. Ich betrachtete oft lange und aufmerksam die Blätter der einen Pflanze. Ganz wundersam erschienen mir diese Blätter und Blättchen, die untereinander so verschieden waren. Einige von rosigem Rot mit bräunlichen Rändern, andere von sanfter Purpurfarbe. Wieder andere zartgesprenkelt, maigrün, mit rötlichen Tupfen. Bei einigen ist die Mittelrippe blutrot. Und wie fein und zierlich die Auszackung der Blätter, als hätte der liebe Gott sich besonders damit bemüht. Jedes einzelne Blatt ein kleines Wunder an Schönheit. Und über all den Blättern ein samtener Flaum. Die Konifere, um die herum die Pflanzen sich gruppieren, hat noch leuchtend frischgrüne Spitzen. Und in jedem Jahr wird sie neue haben, und immer höher wird sie wachsen, sie wird nie aufhören zu wachsen.

O du stolzer, beneidenswerter, hochstrebender Baum! ....

2.

Auf diesem Hügel habe ich sie zum erstenmal gesehen. Er ist ganz mit Hafergras bedeckt. Bräunlich, weich ist es wie ein zartes Fell; wenn der Wind darüber streift, sieht es aus, als wenn er es liebkosend zauste. Die Kräuter und Büschchen in den wogenden Ähren sind wie grüne Schleifen in einem Gewand von mattem, bräunlichem Gold......

Was mir der Sturmwind bescherte.

(Von S. Wallner.)

Eine Märznacht. Mild, hingebend; nicht rauh, nicht wehrhaft. Der Himmel in tiefem, sinnendem Blau; darin die runde Mondesscheibe, eine vollerschlossene, leuchtende Blüte. Abseits, wie ein vom Stiele gerissenes Blatt, dunkel und kraus, ein Wolkenstreifen.

Ich stehe auf meinem offenen Gange, stütze mich auf das eiserne Geländer und schaue durch die rechteckige Öffnung, welche die zusammenlaufenden Dächer lassen, ziellos aufwärts.

Winterkranke, kahle Pappeln tauchen ihre Häupter in die schwüle schweigende Luft. Unter mir, im engen Hofe auf dem Brunnen, auf dem Troge, auf umgestülpten Fässern, auf geschichteten Steinen lagert Dämmerdunkel und sehnt sich empor in die helle Nacht.

Mit deutlicher eherner Stimme ruft die nahe Turmuhr die vorbeirauschende Zeit beim Namen. Mein Wolkenblatt am Himmel wird welk, verschrumpft, zerfällt. Aus ihm hervor flattern kleine Kobolde mit dicken Köpfchen, dünnen Leibern; sie streben dem Monde zu, werden blaß, zaudern, scharen sich — — — —.

Drollig! Sie haben Furcht.

Ein Säuseln und Fächeln hebt an. Auf dem Dache liegt ein zerknülltes Papier. Das hebt sich still, kollert und kreist — — kann nicht fliegen, nicht stille halten. Mit den steifen Kanten stößt es knisternd an in seinem müden Reigen.

Ein Windstoß furcht daher — — heidi! Er läßt den wirbelnden Staub vom Dache prasselnd niederregnen. Das alte, matte Papierknäuel flüchtet furchtsam in die Ecke einer Rinne; dort liegt es still. Und unten die Dämmerung in regungslosem Rauschen und oben Mondscheinfluten — — — Doch am fleckenlosen Himmelsblau erscheinen Tupfen, kleine, schwarze, viele Tupfen, immer mehr; langspännige Finger strecken sich aus nach der strahlenden, weißen Blüte am Himmel.

Es fährt ein zuckender Strahl, ein Hieb durch die dichtgepreßte Schar der dicken Wolkengeister; das treibt sie auseinander — — jetzt haben sie Mut und drohen und werden silberschüppig gepanzert.

Still blüht der Mond.....

Frühling.

(Von K. Strunz.)

Wenn die Fliederzweige weiß sein werden wie Schnee, und die Maiennacht ihre warme, schmale Hand uns gibt, wie eine stille Freundin, dann — hast du gesagt — käme mitten im Mondschein ein junger Wanderer übers Gebirge — — das Glück.

Aber als er nach langem, langem Winter wirklich kam, und als wirklich weiße Blüten glücksmüde wie Sterne zur Erde fielen und uns das Herz zerspringen wollte vor Freude am Leben — — ach, da bist du gegangen — mitten in einer lauen Lenznacht, als unter deinem offenen Fenster ein Vogel aus dem Traume sang und die Ruhe an silbernen Fäden spann.... Du hast dieses Glück nicht ertragen können.

Die Nacht.

(Von K. Strunz.)

Nun geht mit dem letzten Abendwind das Märchen an den Häusern vorbei und löscht Licht für Licht und wirft Schleier auf die Seelen. Es nimmt die Glücklichen leise an die Hand und hüllt sie in die blaue Silberseide des Traumes; wie auf zagenden Kinderfüßchen tritt es in die Wohnungen der Sorge und küßt verweinten Menschen auf die schlaflosen Augen — — — — —

Horch, das Märchen tastet sich durch leuchtende Fliederzweige in des Nachbars Garten und will zu einer alten kranken Frau. Dort wird es bis zum ersten Vogelruf am Bettrand sitzen, die dunkeln Blumen der Nacht im Haar, wie eine Königin des Todes.... und wird spinnen und dichten an den paar letzten weißen Fäden ihres Lebens..... bis es fertig ist.

Von einem Helden.

(Von H. Land.)

„Umgeben sind wir rings von Zaubereien...."

Das holde Wort Grillparzers geht mir nicht aus dem Sinn, wenn ich den „Neuen See", auf dem noch vor kurzem die Wildenten zwischen treibendem Herbstlaub sich tummelten, jetzt von einer schimmernden Eisdecke geschlossen finde, die zahllose Tänzer zum lustigen Eistanz herbeilockt.

Welch ein Phantast — diese Natur!

Wenn der Nordost seinen kalten Hauch über die stillen waldumfriedeten Weiher schickt, dann erstarren die Wasser, das weiche, flüchtige Element legt einen Panzer an und die gekräuselte Wellenfläche versteint zur regungslosen Eisdecke. Die Alltäglichkeit des Vorgangs gewöhnt unsere Augen und erst die nachdenklich gehegte Fähigkeit zum Staunen setzt uns instand, des so oft geschauten Wunders uns bewußt zu werden.

Sie nennen das Leichentuch — die weiße Decke, die draußen den Winterschlaf des Keimes deckt, sie nennen es Todesstarre, wenn die Kälte Seen und Flüsse mit blankem Eis beschient....

Die tôren sprechent snîa sni.

Ein Aquarell.

(Von O. Heilborn.)

Und heller wird's. Die Flocken fallen sacht und sachter. In breiten Streifen flirrt das Sonnengold über das bläulich leuchtende Schneetuch.

Ich bin im Walde. Die jungen Bäumchen hier am Saume neigen die schweren Zweige bis tief zur Erde und ächzen heimlich. Ein Specht hämmert am morschen Eichstamm, wie aus weiter Ferne klingt das Hochzeitslied des Kreuzschnabels in seinen Trommelrhythmen. Am Bache blühen die finsteren Erlen. Ich breche mir Kätzchen und stecke sie an den Hut. —

Am Ufer träumen ringsum die schneeverhangenen Bäume. Wie ein Seufzer löst sich im Windhauch der weiße Polster von den Zweigen und zerflattert in tausend flimmernde Sterne. Und die Mühle rauscht und summt dazu ein einförmiges Morgenlied — —.

Wie der Schneekönigin Zauberschloß starrt in tausend funkelnden Zapfen das Häuschen. Vom Dache hängen sie herab, sie hüpfen mit den Wellen und tanzen auf dem Rade, sie tauen von den Latten und klettern an den feuchten Pfeilern wieder empor. Und der Bach stürzt schimmernd über sie fort und mit spitziger Nadel klammern sie sich an das Eis und kämpfen mit den verebbenden Wogen. Die ganze Mühle ein Glitzern und Strahlen und glänzendes Weiß. Und wie die Sonne darauf scheint, schließe ich geblendet die Augen. — —

Die tôren sprechent snîa sni — o, wer doch zeitlebens so ein Tor bliebe! —

XIV.

Einige der eigenartigsten Erscheinungen unter den Dialektdichtern des 19. Jahrhunderts ist Franz v. Kobell (1803—1882). Er war Professor der Mineralogie und veröffentlichte u. a. auch ein längeres didaktisches Gedicht: „Die Urzeit der Erde.“ Außerdem beherrschte er zwei voneinander sehr verschiedene Mundarten, die pfälzische und oberbayrische. In beiden dichtete Kobell auch Naturlieder oder wenigstens solche, die das Liebesleben des Volkes in innigen Zusammenhang mit der Natur bringen.

Franz Stelzhamer (1802—1874) und Karl Adam Kaltenbrunner (1804—1867) sind die bekanntesten Dialektdichter Oberösterreichs, wo die volksmundartige Poesie schon länger blüht, als in andern Ländern. In der Naturschilderung steht Kaltenbrunner noch über Stelzhamer. Er überrascht durch die Wahrheit und Zartheit der Vergleiche und durch die Feinheit der Bilder.

Josef Misson (1803—1875) ist der Dichter des prächtigen epischen Fragments „Da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui, geht in d'Fremd“. In Steiermark brachte Peter Rosegger die Dialektdichtung zu Ehren. Seine Lieder stehen gleichfalls in innigem Zusammenhang mit der heimischen Natur.

Vum Frühjohr.

Pfälzische Mundart.
(Von F. v. Kobell.)

Wie hab' ich se so gern die Zeit,
Wann's Frühjohr wiedder kummt,
Wann alles grünt in Herrlichkeit
Un alles singt un summt;
Es blühn die Glöckchen uffm Feld,
Die Primelchen derbei
Un Blumen bringt der ganzen Welt
Der luschtig schöne Mai.

Ich weß nit, wo ich deß so lern,
Denk' ich ans Liebche sei,
Im Frühjohr hab' ich's doppelt gern,
Als wie im Herbscht de Wei;
Un denk' ich an de Hochzeit aach,
So bild ich mers halt ei,
Un treems in Schlof un wann ich wach,
Im Frühjohr muß se sey.

D'r v'rsötzte Bam.

(Von A. Kaltenbrunner.)

A Tannabamerl siach i'
Bei 'n G'schloß in 'n Gart'n sten;
I wir allmal schier trauri,
Und denk': So geht's uns zwen!

Bist auf dem Platz nöt g'wachs'n —
Ausgriss'n hamt' s' di wo
Und eing'sötzt da im Garten,
Ja, d' Stadtleut sán schon so!

Du stehst da mitt'n drinnet,
Bist fremd, dá g'hörst nöt he,
Und wann dein March dein Herz is,
So tuat's da g'wiß drin we.

Oanschichti' is dös Bámerl
Sein Homat weit hi dan,
I woaß wohl, was der a get —
I kenn's im Bámerl an.

Du bist vom Berigng abá
Magst in d'r Ö'bn nöt sten,
A Stoánwánd ist da liaba
Denn auf da He is's schen.

Dort get allweil a Lüft'l
Schen frisch und g'sund as wia!
Da schwáre Dunst wia dadá
Der druckt a'n Waldbám nia.

Und wenn á's Lüft'l grob wird
Und oft dá Wind recht haust —
A Biss'l schübeln schadt nöt!
Er hat'n oft schon zaust.

Hau, wann dá Wind nöt wáhat,
So kunt sie koaner rürn
Dös Rug'ln gibt a' Frisch'n
Ma siacht wi d' Bám' dös g'spürn.

Sö treib'nt in d' He 'n Wipf'l
Und wer'n dabei stoánalt
Und é koan Langweil plagt nöt
A'n Bám in 'n Tannáwald.

Wia g'freut 's 'n, wann a Vog'l
Auf seine Ast'l kümmt,
Voll Lustbarkeit sein G'sang'l
Wann d' Sunn aufget, anstimmt!

Schwarzplättl'n, Fink'n, Dröscharln,
Es gibt nöt oans an Frid,
Da Gugar schreit, dá Häer
Und d' Alstern krágatzt mit....

Der Maz.

(Von J. Misson.)

Alles is wieder lebendi und alles findt wieder sein Essen:
A die g'streimt Amering findt auf'n Fahrtwö ihr Sammelwerk wieder.
Und aufn Disteln da zwigeltzt der Stieglitz vor lauter Freuden!
's Zeisarl das zupft sie noch d' Federn z'erst z'recht im Gnack und am Buckl.
Putzt sie min Schnabrl in Hals am Oelabaum: (Erle) „Zuritschihöo!"
Ja — und z'tiefest im Holz drinat hört ma v—ön Bamhackla hacka.
D' Turteltaubn gurrt — und 's Rotkröpfl wispelt in Haselnußstaudnen,
's Dornreiherl zwischen Schlehern, 's Rotschwanzerl floigt aus da Stoanmaur
Und da scheuche Fink, der bringt sein Jungen was z'essen.
Singt ihna vor aufn Birnbam und sie zwingatzen mit!
's Omaxl stimmt sein G'sang neben Bachlan zwischen Gesträußet;
Und auf da Hohlerstauda d' Grasmucken thuit sie dabei gern verstecken.
Ganz ö da Höh — in Nadelholz drin — schreit d' Nußheher hellaut!
Alles is wieder lebendi, frisch, munter und aufgramt,
Und jedes Käferl in Gras is wieder so lusti und g'schaft (geschäftig),
Thuit sich um und tummelt sie, daß wieder weiter thuit kemma;
Und auf'n Sand, da gibt's wieder Omassen, daß 'n alles wimmelt.
D' Bein habn wieder z'tun, dö surren, dö habens wieder guat,
D' Bleameln schaun wieder in d' Höh zum Himmel,
Gott zukert z' danken....

Woldliada.

(Von P. K. Rosegger.)

's Olmlüfterl.

Won 's Almlüfterl waht
Selm tramen die Bam!
Selm säuseln olli Astla,
Selm singen olli Blatla
An himlischen Tram!

Sie singen da Liadla,
So liabli und schean;
Und wonns d' nar a wenk Lust häst
Und wons d' nar a wenk losast,
So thast as vastean!

Schau, was mir in da Seel hobn,
Se tramen die Bam;
Und 's Lusti und 's Loadi
In Haus und in Herzn,
Se singen die Bam!

Willst lebn, geh in Wold
Und willst sterbn, geh in Wold;
Schlaf süaß, liabi Seel,
Tram an himlischen Tram!

Von Leutn weit weg.

(Von P. K. Rosegger.)

In Wold, wan ih bin,
Denk' ih her, denk' ih hin,
Denk' ih auf und denk' nieder;
Mei Gedonkn, mei Sinn
Is akrat wir a Folta:
Fliagt hin und fliagt wieda...

Von Wold unta d' Leut,
Is a gfarlichi Strossn!
In Wold bist alloan,
Untern Leuten valossn.
Ma moant, sie schaun gleich
Aus, d' Menschen und d' Leut,
Probiers na, vagleichs,
Sie untascheidn sih weit.
Seltn von Leuten Oan,
Daß 'n passiert,
Daß er kimt zan eahm selber
Und ah a Mensch wird....

Auch Eduard Samhabers (geb. 1846) ist als Dialektdichter bekannt und beherrscht als solcher die oberösterreichische Mundart vollkommen. Sein sprachliches Feingefühl kommt in den Naturliedern am besten zur Geltung.

Josef Frimbergers (geb. 1851) Dialektdichtungen in niederösterreichischer Mundart gleichen in ihrer Frische und Ursprünglichkeit jenen Missons, dessen würdiger Nachfolger er ist.

Hans Fraungruber (geb. 1863) besingt seine Heimat, das Ausseerland, die Perle des an Naturschönheiten so reichen Salzkammerguts. Fraungruber, der zu den begabtesten Lyrikern Österreichs zählt, hat mit Rosegger das Waldgefühl gemein.

Hermann Kosel trifft den schlichten innigen Ton des Volksliedes besonders gut: „Lindenbaum, du alter“, „Über die Heide weht.“

Der Rekrut.

(Von E. Samhaber.)

Bleamerln verkriachen,
Dö Vögerln fliagn a
Und kehr um a Hand
Is d' Schneegwaht schon da.
Und kehr um a Hand
Is Schneegwaht vorbei.
Und 's Auswärts kimmt wieder
Und all's wird wie neu.
Af der grean Lindn
Hebt 's Zeiserl schon an
Und d' Wachtel in Halma
Stöllt á schon irn Man.
Ja reck nua schön hoamli
Dei Köpferl in d' Höh,
Bist darnát mei Veigerl,
I kenn di ja e.
Du kannst aber speanzeln
Wispelt der Bach
Und d' Schmalzbleameln zwingeltst
Und busselt n 'a
Aus 'n Bámern schaut's Kircherl
So treuherzö raus
Und Glocken tun läuten:
Kemmts eina ins Haus....

Am Waldstei.

(Von J. Frimberger.)

Ner a Wegerl, a schmal's,
Wind't si eini von Feld,
Und auf den geh-r-i furt,
Just als wiar i(n) an' Zelt.

Ja, koa' Himmel is z'sehg'n,
All's is grea' ob'n und unt',
Und i woaß wirkla nix,
Wo's so schen no sei' kunnt'.

Und i woaß wirkla nix,
Und ees glaubt's mr's ah g'wiß,
Wo ma' grad als wia da
So guit aufg'nomma is;

Denn: „Grüaß God!" sagt de Bam',
Und was schallt und was hallt,
Und was rauscht und was summt,
Is a Grüaß God von Wald!

Die Waldstimme.

(Von H. Fraungruber.)

Oft ist dir im Wald
Auf an oansamen Gang,
Als hörest von weit'n
An wundaschön G'sang.
So luspert koa Vogel,
So süaß redt ka Weib,
Die Waldstimm, dö singt dr
Schier's Herz aus'n Leib.
Bald is 's wia Glockn
In sunnhelln Tag,
Bal wieda a wilde
Unhoamliche Klag.
Und rundumadum is 's
So feierli stad,
Es rührt sich koa Halmerl,
Koa Lüfterl nit waht.
Aft nimm ih mein Huat oh,
Aft biag ih die Knia —
O himmlischa Vata
Hiaz bin ih ba dir!
So redst in der Kirch'n
Koan Mensch'n in d' Seel,

Dei Macht und dei Schönheit
Zoagst ninderscht so hell,
Wia im Wald, wann der Sunnschein
Durch d' Bam einafallt
Bal d' Waldstimm ins Herz,
Ins verlassene hallt!

Waldeinsamkeit.

(Von E. Samhaber.)

Keine Seele weit und breit
Und die Bienen summen
In geschäft'ger Einsamkeit
Über Waldesblumen.
Ab und zu der Kuckuck ruft,
Aus verborg'nem Stande,
Unter mir wie Silberduft
Träumerische Lande.

Und von meiner Seele flieht
All' das heiße Streben,
Hehrer Frieden in mich zieht
In des Waldes Weben.
Von der Menschenwelt entrückt
Alle Wunden heilen,
Und ich glaube still entzückt,
Wie in Gott zu weilen.

Über den Linden.

(Von H. Fraungruber.)

Über den Linden
Ziehn die Wolken durchs klare Blau,
Schwingen die Vögel
Jauchzend sich über Feld und Au.

Über den Linden
Gaukelt der Sonne goldner Schein
Streut seine Strahlen
In das Gezweig leuchtend hinein.

Über den Linden
Tanzen die Falter, du siehst sie kaum,
Frühlingsgedanken,
Suchend und irrend im halben Traum.

Skizzenbuch des Lebens.
(Von H. Kosel.)

1.

Lindenbaum, du alter,
Neig' dich, neig' dich sacht,
Deine Blütenfalter
Sterben über Nacht.

Rausche Mühlbach, rausche,
Stürz hinab ins Tal!
Was ich hier erlausche —,
Alles war einmal.

Alles — Glück und Wonne,
Scherz und Fröhlichkeit —
Floh im Licht der Sonne
Einer Jugendzeit.

2.

Über die Heide weht
Frostig ein Hauch,
Einsam ein Röslein steht
Weinend am Strauch.

Hoch in den Lüften schwebt
Regen und Schnee —
Herbst sitzt am Webestuhl, webt
Sorge und Weh.

Deckt mit dem Schmerzenskleid
Alles dann zu,
Spinnt über Herzeleid
Frieden und Ruh.

Der steirische Lyriker Otto Kernstock (geb. 1848) kennt die deutschen Minnesänger sehr genau und hat manches von ihnen gelernt. Er gab einer Sammlung seiner Gedichte den Titel „Unter der Linde" und leitet sie mit einem wunderschönen Liede ein, das in folgenden Versen ausklingt:

„Ein Lindlein steht vorm Tor des stillen Raumes,
Der diese Lieder hat erwachen seh'n.
Mög ein Atom vom Duft des deutschen Baumes,
Ein Hauch des deutschen Geistes sie durchweh'n."

Ein Winternachtstraum.

(Von O. Kernstock.)

Ein Leuchten stiller Andacht liegt nun auf der Träum'rin Mienen,
Wie man's im Hause Gottes sieht an frommen Beterinnen.
Es falten ihre Hände sich — was mag im Traum sie sehen? —
Ein sonn'ger Sonntagsmorgen ist's, es prangen gleich Altären
Die Felsen rings, hoch überbaut vom Himmelsdom, dem hehren.
Als wär' in einem Tempel sie, so ist's ihr, eingetreten;
Ergriffen sinkt sie in die Knie, zum Herrn des Alls zu beten.

O heil'ger Sonntagsfrieden,
Nur der weiß, was du bist,
Der dich weltabgeschieden
Auf Bergeshöhen grüßt.

Welch feierlich Verstummen!
Nur aus den Tälern schallt's
Empor wie leises Summen;
Bald schwillt's und bald verhallt's.

Die Glocken sind's — die laden
Die Beter zum Altar.
Man sieht auf fernen Pfaden
Der frommen Waller Schar.

Hoch oben aber läutet,
Im Morgensonnenschein,
Der übers Land sich breitet,
Das Herz den Sonntag ein.

Und aus der Seele ringt sich
Vom Andachtssturm durchweht
Ein Jauchzen los und schwingt sich
Zum Himmel als Gebet.

Karl Stielers (1842—1885) Leben war mit der Natur des oberbayrischen Berglandes so innig verbunden, daß er ihre Leiden und Freuden teilte und sie förmlich als Schicksalsgenossin betrachtete. Darum klingen ihm auch die Stimmen des Bergwaldes und des Wildbaches so vertraut, wie die teurer Freunde.

Unter der Linde.

(Von K. Stieler.)

Dann aber gingen Jahre ins Land,
Dahin über Wald und Fluren,
Eh' ich wieder sah eines Menschen Hand
Und eines Fußes Spuren.

Wie wunderstille war's da im Wald,
Es klangen nur Vogelstimmen;
An meinen schwellenden Blüten hing,
Der Falter und die Immen.

Das Sonnenlicht, es fiel durchs Grün
Und glitzert im dunklen Moose,
Hoch wuchs empor an meinem Stamm
Die wilde Heckenrose;

Und durch die leuchtende Vollmondnacht
Kam schweigend der Hirsch gegangen;
Von einer stummen verzückten Pracht
War alles Leben gefangen.

Und wenn es dann rauschte im langen Flug,
Durch all' die Wälder, die weiten —
Das war wie ein letzter Atemzug
Aus Wodans gewaltigen Zeiten.

Jahreszeiten.

(Von K. Stieler.)

1.

Schneekampf.

Januar.

Laut rauscht der Wind, der Unheilkünder,
Durchs weiße wirbelnde Gewirr;
Des Waldes welke Zweige brechen,
Der Berghirsch flüchtet, pfadesirr.

Und wütend tragen Nordlandsstürme
Nur Schnee herbei und neuen Schnee,
Der steigt und steigt — in langen Nächten;
Bis in den Felsgrund dringt das Weh!

Dann endlich, endlich blaut es wieder,
Schneeblendend glänzt der Berge Pracht;
Doch regt kein Leben mehr die Glieder,
Kein Laut verklingt. — Es ist vollbracht!

2.

Bergfrühling.

April.

Hoch auf der stillen Alpenhalde
Weht weicher, feiner Sonnenduft;
Noch liegt der Schnee zu tief im Walde,
Doch ums Gehäng haucht Frühlingsluft.

Und zages Grün lugt aus den Ritzen
Der Felsenwand im Morgenschein!
Wie blaut es um die Bergesspitzen,
Wie träufelt's leise im Gestein.

Da schauern die verschlaf'nen Tannen —
Das weht und webt, das quillt und taut;
Ein Vogel lockt und huscht von dannen,
Erschreckt vom eignen süßen Laut.

Und wie vom Traum wacht nun die Fülle
Des Blühens auf; und wonnig bebt
Durch die Natur, die schlummerstille,
Der Freudengruß: Sie lebt, sie lebt!

Artur von Wallpach (geb. 1866) gelingen die Naturstimmungen seiner heimischen Berge am besten, ebenso dem frühverstorbenen Tiroler Dichter Anton Renk.

Jenny Reuß Hörnes: „Im Dachauer Moos", Franz Himmelbauer: „Königsee" und Josef Wichner: „Siegeslied" sind schöne Stimmungsbilder bestimmter Landschaften.

O Mutter Natur . . .

(Von A. v. Wallpach.)

O Mutter Natur,
Wie bist du schön,
Im schimmernden Frostkleid,
Im wehenden Föhn!

Über knisternden Schnee,
Durch den dämmernden Forst,
Zur Felsenkuppe,
Hinauf zum Horst!

Tieffern die Lande,
Schwinden in Glast,
Da ladet oben
Uns Gott zu Gast.

Hoch über reifer Felder Schwüle ...

(Von A. v. Wallpach.)

Hoch über reifer Felder Schwüle
Sei mir gegrüßt, du Gletschertal!
Aufatmend werf' ich in die Kühle
Zu Boden meines Bündels Qual.

Vergessen will ich, will verpönen
All meines Lebens Schmerz und Wahn,
Ein hohes heiliges Versöhnen
Faßt mich mit weicher Wehmut an.

Schon nachtet's: Von der Flechtenmähne
Der knorr'gen Tannen tropft der Tau;
Wie eine Heerschar ries'ger Schwäne
Ziehn Nebel über Fels und Au.

Rings wächst empor die Wolkenmauer —
Da, schwingend, durch die stille Luft,
Wie Chorgesänge ernster Trauer
Die ferne Abendglocke ruft.

Bald schwillt's wie Flehen, bald wie Klage,
Wie Sehnsucht stirbt und wiederkehrt.
Beklommen denk' ich an die Tage,
Da Mutter beten mich gelehrt.

Morgen.

(Von A. Renk.)

Es weicht die Nacht. — In fahlen Rissen
Der Gletscher seine Spalten weist.
Über besiegten Finsternissen
Schwebt auf der Sonne heil'ger Geist.

Und ich kann Welt und Himmel loben,
Weil beides meine Seele füllt; —
Und wie ein König steh' ich droben
Vom Sonnenpurpur eingehüllt.

Im Dachauer Moos.

(Von J. Reuß Hörnes.)

I.

Graugrüne Weiden stehn an stummen Bächen,
Müd schwankt das Schilf am Uferrand,
In tiefe Traurigkeit gebannt
Neigt sich das Ried auf weichen Wiesenflächen.

Im Felde zittert Sehnsucht durch die Halme,
Und träumend sinkt der rote Mohn —
Halbdunkle Schatten gleiten schon,
Der Horizont verschwimmt im Nebelqualme.

Ganz strahlenlos in trübe Dünsteschleier
Die rote Sonnenscheibe sinkt,
In Blut getaucht und blutig schminkt
Sie das Gewölk — hoch droben kreist ein Geier.

II.

Der Abend breitet weiche Hände
Sanft über den müden Wald —
So ist nun wieder bald
Ein stiller Lebenstag zu Ende.

Mich bangt des Waldes Schlaf zu stören
Mit meinem leisen Schuh,
So lautlos ist die Ruh,
Kein Blätterspiel, kein Ruf zu hören.

Grauweiße Nebel sah ich steigen
Da draußen rings im Moor,
Im Sumpfe überm Rohr
Tanzt wallend ein Gespensterreigen.

Ich seh' die weißen Schatten fliegen
Im flatternden Gewand,
Wie eine feuchte Hand
Fühl' ich's an meine Wange schmiegen.

Mir graut vor dem Spuk im Moose,
Ein Kätzchen hör' ich schrein —
Und zagend und allein
Schreit' ich hinaus ins Uferlose.

Königssee.

(Von F. Himmelbauer.)

Wolken sinken aus den Höhen,
Auf den See sich zu ergießen,
Längst schon kann der Blick nicht dringen
Zu den Wundern, die ihn schließen.

Nur noch seine dunkle Fläche
Und sein hoheitsvolles Schweigen
Lassen ahnen, welche Riesen
Sich zu ihm herunterneigen.

Siegeslied.

(Von J. Wichner.)

Die Schlacht ist geschlagen,
Der Winter ist entflohn,
In dumpfem Groll und Zagen
Sitzt er auf dem Rhäticon.

Und Tal und Höhen prangen
In buntem Festgewand,
Herr Lenz mit ros'gen Wangen
Zieht durchs befreite Land.

Sieg! jubeln in den Lüften
Die Vöglein im Choral,
Sieg! braust aus Felsenklüften
Der schäumende Wasserfall.

Sieg! läuten alle Glocken
Im Walgau weit und breit,
Sieg! jauchzen und frohlocken
Unzählige fröhliche Leut'!

Eia, ist das ein Weben
In Wald und Flur und Feld,
Eia, ist das ein Leben
In Gottes herrlicher Welt!

Nur einer sitzt und sinnet
Im Mantel aus Eis und Schnee
Und seine Träne rinnet
Hinab in den Lünersee.

Bruder Willram (Anton Müller, geb. 1870), ein katholischer Priester, besingt seine Heimat Tirol. Und wie Lawinendonner, wie das Brausen des Wildbachs klingen diese Verse. Dann wieder weich und zart wie ein sanfter Hauch, der liebkosend über blühende Fluren streicht. Einen seltsamen Kontrast zu Bruder Willrams „Föhn" bildet Leo Greiners schönes Gedicht „Nächtlicher Ritt."

Friedrich Adler (geb. 1857) vereint in „Am Wasserfall" die Rhythmen seiner Gefühle mit jenen des wilden Bergwassers, das sich kühn den Weg in die Tiefe bahnt.

Frühlingsabend.

(Von Bruder Willram.)

Lieblich singen Abendglocken
Durch die wonnigklaren Lüfte,
Und von weißen Blütenflocken
Hauchen weiche Frühlingsdüfte.

Goldne Wolkenbilder stehen
Flammend über Felsenzinnen,
Und die lauen Winde wehen
Und die blauen Wasser rinnen.

Rote Sonnenrosen kränzen
Alle Höhn und alle Weiten,
Wie das Paradiesesglänzen
Lichtumfloss'ner Ewigkeiten.

Föhn.

(Von Bruder Willram.)

Auf fahlen Wolkenrossen — sturmgepeitscht
Braust er dahin in jäher Flucht; der Flaum
Zerriss'ner Nebel flattert ungestüm,
Vom Blut der Abendsonne rot durchtränkt,
Als Scharlachmantel um des Reiters Schulter.
Heiß geht sein Odem; Glut der Hölle sengt

Den stolzen Jäger; an der Gletscher Brust
Wirft er sich jammernd, seine Qual zu löschen.
Er stöhnt und weint; — —
in wilden Bächen schäumt
Die Flut des Schmerzes hochgestaut zu Tal,
Sein tiefes Leid ins große Meer zu tragen.
Jäh reißt aus keuschen, jungfräulichen Träumen
Sein Feuerkuß den blanken Firn; der Reiz
Schneeweißer Schönheit weckt des Räubers Gier
Und seinem Liebeswerben lauscht die Nacht
In sternenloser, fürchterlicher Stille.
Das Liebeswerben wird zum Todeskampf: —
Die bleiche Schneebraut eng ans Herz gepreßt
Jauchzt er zur Tiefe im Lawinendonner;
Die Felsen bersten seinem Ingrimm; dumpf —
Ins Mark getroffen — knittert Stamm um Stamm
Der Hochwald-Hünen schreckvernichtet nieder;
Darüber hin — ein triumphierend Lächeln
Im welken Antlitz — galoppiert der Tod
Fühllos von dannen; nur die Wettertanne
Auf steilem Grat reckt ihre grünen Arme
In dumpfer Sehnsucht nach dem Buhlen aus,
Der ihr einst — schmeichelnd wie der Hauch des Maien —
Von Liebe sprach und ewige Treue log.
Unwillig schüttelt der Erinn'rung Qual
An Jugendtorheit aus den grauen Locken
Der Reiter nun und drückt den heißen Mund
In wilder Glut auf seiner Schneebraut Lippen;
Sein Kuß ist Tod! — —
im dunklen Abgrund liegt
Die stille Leiche; düster schaut der Tag
Ins Antlitz ihr, und blauer Anemonen
Verweinte Sterne, gold'ne Primeldolden
Umbrämen trauernd ihren Felsensarg.
Doch wahnsinntrunken, mit dem Mal des Mordes
Gebrandmarkt, stürmt der finstre Reiter jetzt
In wilden Flüchen von der Berge Wall
Ins Reich der Menschen — —.

Nächtlicher Ritt.

(Von L. Greiner.)

Unter mir Hufschlag, selig verstürmt,
Über mir stürmende Wipfel.
Murrender Bergwald! Wie silbern getürmt,
Winkt doch der dampfende Gipfel!

Oben aufreißend mit einemmal
Rund hingeschwungene Ferne,
Unter mir rauschen die Flüsse zu Tal,
Über mir rauschen die Sterne.

Wolkengebirge, unendlich erblaut!
Lerne den Raum mir verachten!
Dort in der Turmstadt, aus Ferne gebaut,
Will ich noch heut übernachten.

Am Wasserfall.

(Von Fr. Adler.)

Schweigend sah ich den Fall der Wasser.
Wo sich die Felsen verengen,
ein mächtig Ringen und Drängen;
das rauschend den Weg sich bricht;
und breit hervor ans Licht,
gleißend im leuchtenden Sonnenstrahl
stürzen die weißen Massen zu Tal.

Und ein Schäumen, Tosen und Zischen,
eine wirbelnde, hastige Flucht;
und dazwischen
dumpf mit ewig gleicher Wucht
füllt des Aufschlags Donner die Schlucht.
Der Fels bebt, darauf ich stehe.
Und staunend sehe
ich die Wasser fallen und wallen
in zerstäubenden Wellenkristallen,
Augen und Ohren
in dem gewaltigen Takt verloren.

Berauschend ist das schrankenlose
wilde Gebrause und Getose,
eine begeisternde Bergespredigt,
welche die Seele der Fessel entledigt.

Der Fessel getragen
in Plagen und Klagen,
der Fessel kaum mehr empfunden,
im Kreislauf pflichtiger Stunden.

Nicht mag ich's mißachten,
das Sinnen und Trachten,
das Sorgen und Wirken,
in engen Bezirken —

Aber das Höchste ist doch die Kraft,
die nicht sinnt, nicht schafft,
die hinbraust ohne Zweck und Ziel,
keine Mühle treibt und keinen Kiel,
nicht die Tropfen zählt und nicht die Frist,
herrlich und prächtig weil sie ist,
ungebunden und unbändig,
weil sie nur lebt doppelt lebendig.

XV.

Konrad Ferdinand Meyer (1825—1898) wollte gleich Gottfried Keller ursprünglich Maler werden. Daher sein feines Verständnis für die wunderbaren Farbentöne der Hochgebirgswelt in „Jürg Jenatsch".

Luise von François (1817—1893) Erzählung „Zu Füßen des Monarchen" enthält gleichfalls großartige Bilder aus den Schweizer Alpen. (Der Monarch ist der Montblanc.)

Der Schweizer Ernst Zahn (geb. 1867) steht vollständig unter dem Einfluß seiner heimischen Bergwelt. Er arbeitet die Charaktere seiner Helden förmlich aus dem harten Gebirgsgestein heraus. Zahns Sprache ist denn auch rauh wie die dieser Naturmenschen und wird nur weich und geschmeidig, wenn er die tiefgründigen Alpenseen, die mächtigen Gletscher und die grünen Matten seines Vaterlandes schildert.

Jürg Jenatsch.

(Von K. F. Meyer.)

1.

Die Mittagssonne stand über der kahlen, von Felshäuptern umragten Höhe des Julierpasses im Lande Bünden. Die Steinwände brannten und schimmerten unter den stechenden, senkrechten Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporquoll und vorüberzog, schienen die Bergmauern näher heranzutreten und die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken. Die wenigen, zwischen den Felszacken herniederhängenden Schneeflocken und Gletscherzungen leuchteten bald grell auf, bald wichen sie zurück in grünliches Dunkel. Es drückte eine schwüle Stille, nur das niedrige

Geflatter der Steinlerche regte sich zwischen den nackten Blöcken und von Zeit zu Zeit durchdrang der scharfe Pfiff eines Murmeltiers die Einöde....

2.

Erst überschritt er die Wurzeln blitzgeschwärzter, seltsam verdrehter Arvebäume und die harten Rinnen ausgetrockneter Waldbäche, dann betrat er weichen Rasen und plötzlich lag das sammetgrüne Engadin geöffnet ihm zu Füßen mit seinen, am blitzenden Inn wie ein Geschmeide aufgereihten Bergseen. Aber es war ein letzter Sonnenstrahl zwischen Wolken, der es erhellte und talabwärts in lichter Ferne über dem See und den Weiden von St. Moritz spielte.

Dem Niedersteigenden gegenüber ragte eine kahle, dunkle Pyramide empor und daneben talaufwärts ein ebenso hoher, mit grünschimmernden Gletschern behangener Grat. Hinter dem Joche, das sie verband, braute sich das Gewitter und drängte seine leise donnernden Wolken durch die Lücke, in der noch zuweilen grell ein entferntes Schneehaupt auftauchte.

Zur Rechten des Wanderers maskierten die Berge der andern Talwand jene steile Felstreppe, die fast plötzlich durch ein tief eingeschnittenes Tal aus der leichten Bergluft in die Hitze Italiens hinunterführt. Dort hinter der Maloja quollen, vom Südwinde heraufgejagt, die schwülen Dünste wie ein Nebelrauch hervor über die feuchten Wiesen von Baselgia Maria, dessen weiße Türme hinter einem Regenschleier kaum noch sichtbar waren....

Zu Füßen des Monarchen.

(Von Luise v. François.)

1.

Es ist ein taufrischer Morgen; die Sonne noch nicht in die Talmulde gedrungen; über ihrem lichtgrünen Teppich lagern noch nächtige Schatten; an jedem Hälmchen glitzert eine Perle; aber kein Nebelhauch, kein phantastischer Brodem hindert den freien Aufblick zur Höhe; klar und scharf, wie gestern im Abendgold heben sich Firnen und Nadeln vom Azur des Himmels ab; die weißen Häupter leuchten, die Eisströme blinken gleich einem Silberguß; nordwärts aber über den blaugrünen Nadelwäldern von Brévent bis zum Col de Balme sind die dunklen Granitmauern mit violetten Tinten übergossen....

2.

Über dem meilenlangen grünen Tale der weiße Monarch in ragender Majestät; rückwärts, das Haupt in rosige Schleier gehüllt, die stolze Jungfrau, umringt von ihren Riesenvasallen; es war der größte Natureindruck meines Lebens und ist es geblieben. Mit wie viel mächtigeren Schlägen noch als unten am See, fühlen wir hier oben den Puls des Weltalls klopfen und unter diesen mächtigen Schlägen die Ruhe des Erhabenen einziehen in das begehrliche, kleine Menschenherz....

Helden des Alltags.

(Von E. Zahn.)

Verena Stadler.

Die junge Verena fuhr mit dem Dampfschiff von Herrlibach her nach St. Felix hinunter.

Die Räder klapperten und der See schäumte; langsam glitten die ländlichen Ufer hinauf und langsam kam die Stadt näher geschwommen, die gleich einem steinernen Ring das Seeende umschlossen hält.

Das Schiff war mit Menschen gefüllt, ein heimliches Leuchten, von dem man nicht wußte, aus welcher Falte des leise dunkelnden Himmels es brach, lag über ihren Gesichtern, die zumeist nach der Richtung gewendet waren, aus der das Schiff kam. Der See lag glatt und doch wie gehoben, gleich einer dunklen gebohnten Fläche, die so glänzt, daß sie dem Auge wie leise gewölbt erscheint. Er schimmerte metallen und dunkler, je ferner er sich dehnte; an seinem Saume aber war verschwommener Dunst, und aus diesem stieg eine Kette von Bergen. Sie traten, an den Himmel gebaut, daraus hervor und schauten auf das ziehende Schiff, hatten schwere dunkle Glieder und von Schnee leuchtende Häupter. Dieser lag auf dem einen nur in schmalen, weißen Bändern, so daß seine Umrisse wie mit feinem Pinsel unendlich scharf und sorglich an den Himmelsrand gemalt schienen; die andern bedeckte er wie ein Helm aus mattem, getriebenem Silber. Alle hatten etwas Geheimnisvolles und fast Unwirkliches, weil ihren Fuß der Dunst und die Weite verbergen, und es lag etwas Großes und Herzbewegendes in dem Schweigen und der Klarheit, mit denen sie aus der verlorenen Ferne und der wachsenden Nacht auf den See und das Schiff und die nahe Stadt niederleuchteten....

Richard Voß (geb. 1851) malt lachende südliche Landschaften mit derselben künstlerischen Vollendung, wie die großartige Starrheit des Hochgebirges. In „Die Leute von Valdaré“ beschreibt er einen Sonnenaufgang in dem einsamen Dolomitental, dessen Bewohner monatelang das Tagesgestirn entbehren müssen.

Wilhelmine v. Hillerns Roman „Die Geier Wally“ spielt gleich Voß' „Die Leute von Valdaré“ in den Tiroler Bergen. Auch Konrad Telmann wählte häufig Tirol und das angrenzende bayrische Hochland zum Schauplatz seiner Erzählungen: „In den Dolomiten,“ „Im Hochland“. Adolf Wilbrandts Novelle „Sommerfäden“ enthält eine schöne Beschreibung des Pasterzengletschers im Großglocknergebiet. Rudolf Stratz schildert in dem Roman „Montblanc“ eines der prachtvollsten Naturschauspiele: den Sonnenuntergang auf dem höchsten Gipfel des gewaltigen Berges.

Die Leute von Valdaré.

(Von R. Voß.)

1.

Die Gegend, darin jener unglückselige Ort liegt, heißt Ladinien und besteht aus dem Dolomitengebiet zwischen dem wilden Eisackstrom und den venetianischen Alpen...

Nähert sich der Wanderer dem verrufenen Orte, so wächst vor seinen Augen allmählich ein gigantischer Felsenberg auf: einer der Könige der Dolomiten. Wo die Wände des Kolosses nicht allzu senkrecht abfallen, leuchten sie in ewigem Firnschnee. Doch sind solche Stellen, wo der weiche Glanz zu haften vermag, nur wenige. Die meisten Gipfel und Grate, Zinken und Zacken starren als kahle, leichenfarbene Felsennadeln gen Himmel, der diese Stätte in seinem Grimm erschaffen zu haben scheint, um seine Allmacht auch einmal durch ein solches Werk zu betätigen....

2.

Dann — kurz vor Ostern — kam ein Tag, der für die Leute von Valdaré des Jahres größter Feiertag war: nach fast fünf Monaten sollte dem Kalender zufolge zum erstenmal auch für sie wieder die Sonne scheinen.

Der große Tag brachte so schwere dunkle Wolken, daß es zweifelhaft schien, ob das liebe Himmelslicht heute leuchten würde.

Regungslos lastete die dichte Dunkelschicht über dem Dorfe, als senkte sich darauf der Himmel nieder, zu dessen strahlendem Auge die Leute von Valdaré heute freudig emporblicken wollten.

In der Nähe des Ortes befand sich ein Hügel, von dem aus man die aufsteigende Sonne zuerst erblickte. Es war uralter Brauch, daß die Dorfleute am Tage dieses ersten Sonnenaufganges auf der Anhöhe sich versammelten.

Auch an diesem dunklen Aprilmorgen standen sie: Männer und Frauen, Alte und Kinder, auf der schneebedeckten, kahlen Felsenkuppe beisammen und harrten, ob das graue Gewölk sich heben und weichen, sich verziehen würde. Um sie war ringsum nichts anderes als Nebel und Schnee. In tiefem Schweigen harrten sie der Sonne...

Nun wogte und wallte die Nebelflut, schlug mit gespenstischer Welle lautlos gegen das himmelhohe Felsengestade und ließ ihre bleiche Nebelbrandung zu den zackigen Klippen aufsprühen.

Zugleich begann ein wunderbares Farbenspiel, leuchtendes, bald lichtes, bald tiefdunkles Blau, von gelben und roten Lichtern durchflammt.

Und jetzt durch den zerrissenen Dunst die Sonne: groß, blutrot, mit gewaltigen Strahlengarben, gleich einem mythischen Zeichen. Im nächsten Augenblick Himmel und Erde nebelfrei. Die Dolomiten glänzten im Sonnenlicht! Sonnenbeschienen das graue Valdaré, darüber die Glockenklänge seines Kirchleins wie eine Gottesstimme schwebten.....

Die Geier Wally.

(Von W. v. Hillern.)

Und wie ein Kind die Mutter aufweckt mit seinem süßen Lallen, so schien das Geläut von Vent die Sonne geweckt zu haben; sie tat ihr Weltenauge auf und die Strahlen ihres ersten Blickes schossen empor über die Gebirge, ein unermeßliches Flammenbüschel, das die Häupter im Osten krönte. Das dichte Dämmergrau am Himmel verklärte sich plötzlich durchsichtig blau, immer mächtiger breitete sich's aus, das Strahlenschießen über alle Himmel, und da stieg sie endlich empor über die wolkenverhüllten Gipfel in

voller Pracht und wandte ihr Flammengesicht liebend der Erde zu. Und die Berge streiften die Nebelhüllen ab und badeten die nackten Formen in Strömen von Licht. Tief unten in den Schlünden wallte und wogte es auf und nieder, als hätten sich alle Wolken von dem reinen Himmel dort hinabgesenkt. Oben in den Lüften sauste es wie wilde Jubelhymnen, die Erde weinte Tränen seligsten Erwachens, wie die Braut am Hochzeitsmorgen; und wie die Träne an der Wimper der Braut, so zitterte der Frühtau wonnig an Halmen und Büschen. Freude über allen Gefilden, oben auf den Bergen, wo der blendende Strahl sich in dem weitschauenden Auge der Gemse spiegelte, unten im Tal, wo die Lerche sich zwitschernd aus dem Saatfeld aufschwang!

Trunken schaute Wally in die leuchtende Welt hinein und ihr Auge vermochte es kaum in dem engen Rahmen zu fassen, das weite leuchtende Bild in seiner Morgenschöne....

Im Hochland.

(Von K. Telmann.)

1.

Das letzte Sonnengold lag über den Schroffen des Karwendelgebirges. Wenn ein Maler diese Farben, diese Glut wiederzugeben vermöchte! Welche Stümper sind sie vom ersten bis zum letzten gegen die große Zauberin Natur! Du kennst sie, diese wunderbar geformten Zacken und Grate, die an die Südtiroler Dolomiten erinnern, diese schwindelnden Kuppen und klaffenden Schlünde, dies ganze große unbeschreibliche Wunderwerk der Schöpfung. Und über diesem Riesenleib, der gleich granitenen Gigantenmauern zwischen dem Reich und Österreich aufgetürmt schien, trotzig in das Firmament emporgereckt, selbst ein Wunder, das märchenhafte Gold der sinkenden Sonne! Und dann Glockengeläute drunten vom Tal herauf...

2.

Eine wundervolle Bergeinsamkeit um mich her. Wohin ich blicke, ein weites Rund tannendunkler Höhen, die sich, gewaltig aufsteigend, an mächtigen Felsriesen lehnen, auf deren schwindelndem Grat der ewige Schnee liegt. Und doch nach jeder Seite ein

neues, anders gestaltetes Bild, doch die unergründliche Mannigfaltigkeit in dieser ungeheuren Einsamkeit! Kein Geklüft dem andern gleich; hier das Silberfunkeln sprühender Gletscherwasser, das, ein schmaler schimmernder Spalt, sich über dunkelgrauen Granit bis in die Waldestiefe herabzieht, dort ödes Geröll, ein unübersehbares Steinmeer; gerade vor dem Blick die leicht und schlank aufstrebende Felsspitze und drüben der breit-gewaltig sich emporreckende Kegel... Darüber gehen die Tage hin, und immer eine neue Sonne beglänzt das Schneefeld der Zugspitze und immer im neuen Abendrot glüht das Karwendelgebirge....

Sommerfäden.

(Von A. Wilbrandt.)

Die nun eben voll gewordene hellgoldne Scheibe warf ein wunderbares Licht auf das weithinziehende, schneereiche Glocknergebirge, an dem der Pasterzengletscher wie ein gewaltiger Strom vorüberfloß — er schien zu fließen — und dann als lange und breite Zunge in die unsichtbare Tiefe sank. Das alles erstarrt wie durch einen Zauber in den wechselnden Lichtern und Farben von Eis, Fels und Schnee, von Beleuchtetem und Beschattetem. Der Mond glitt auch über das hölzerne Glocknerhaus, das bleiche Gras, die grauen Steinbrocken hin und über das herrliche Blau des nächtlichen Himmels, an dem einige Sterne ihr silbernes Auge öffneten....

Montblanc.

(Von R. Stratz)

1.

Sonnenuntergang auf dem Gipfel des Montblanc!....

Unten in einem Dämmern von Nacht, Nebel und Wolken ging Europa zur Ruhe. Aber die Berge waren noch wach. Sie standen noch im Licht. In siebenfach flammender Gipfelpracht wölbte sich da oben, frei vor dem Montblanc hingelagert, der herrlichste aller Höhenzüge, die Monterosagruppe. Mit ihrer goldglänzenden Dufourspitze überragte sie die ganze Schweiz. Das Matterhorn, der böse Feind, hockte ganz verkümmert und zerknirscht links daneben. Wohl stand auch sein trotzig zurückgekrümmter Gipfel noch in lichten Abendflammen, aber seine Gestalt war, von hier betrachtet, unschön...

Nur eine kurze Frist — dann war auch für die Spitze des Montblanc der Sonnenball geschwunden und fast in demselben Augenblick kleideten sich Schnee und Eis umher in ein stumpfes, totes Weiß, bei sofort unheimlich steigender Kälte. Aber der Beschauer unten im Tal wußte es wohl, die Nacht war noch nicht da...

2.

Im Halbkreis um den Montblanc loderte Europa. Ein Weltbrand, eine jener Farbenorgien, an denen sich, unbekümmert um Menschenaugen, die schweigende Natur berauscht, wenn sie in der Polarnacht die regenbogenbunten, zitternden Bänder des Nordlichts über den Himmel wirft, wenn sie das tiefblaue, von weißen Schaumspritzern gekrönte Eismeer in den blutigen Dunst der Mitternachtssonne kleidet oder dem Monarchen der Montblanckette einmal noch seine Lande im Feuerschein zeigt, ehe die Nacht ihre grämlichen Hüllen darüber wirft.

Denn nun kam die Nacht wirklich. Das Flammenband am Horizont ward blaß und blasser, ein kränklicher, violetter Hauch legte sich darüber hin und ging rasch in volles Schwarz über....

Aber nicht lange dauerte die Dunkelheit. Hinter dem Aiguille du Moine stieg ein bläulicher, unbestimmt nach allen Seiten sich verteilender Schein rasch empor und plötzlich schwamm, grell leuchtend und gewaltig wie die Sonnenscheibe, scharf von dem fern dahinter liegenden Sterngewimmel abgegrenzt und scheinbar in unheimlicher Größe dicht über der Erde schwebend, der Vollmond am Himmel...

Die Berge schliefen. Ringsum war Ruhe. Nur ihr schweres Atmen ging zuweilen als ein Sturmhauch durch die Öde, dann stöhnte es unten in den Schründen und oben auf den Gletschern wehten, vom Himmel her bläulich durchleuchtet, die aufgefegten Eisschleier schweigend im Geistertanz dahin....

Wilhelm Speck (geb. 1861) untersucht mit Vorliebe die feine Struktur des inneren Zusammenhanges zwischen dem Menschen und der Natur. Dabei findet er neue Wege, die alle in die Tiefe der Seele führen. — Speck hat aber auch ein bedeutendes Schilderungstalent. Der Roman „Zwei Seelen" enthält eine wunderbare Beschreibung des Sonnenaufganges im Hochgebirge.

Karl Goldmann (geb. 1882) beschreibt in der Novelle „Die Rettung des Narren" dasselbe Naturschauspiel. Die Novelle „Das

Rätsel des Angelus" enthält gleichfalls großartige Bilder aus der Alpenwelt.

Zwei Seelen.

(Von W. Speck.)

Noch war es Nacht, aber in den Wolken am östlichen Himmel begann es sich schon zu regen, ein purpurner Streifen rollte sich auf und breitete sich über das Gebirge aus. Zu unsern Füßen war alles finster und auch von den höher liegenden Bergen waren in dem schwachen Schein nur undeutliche Umrisse zu erkennen. Oben versank ein Stern in den Wolken, und nun noch einer. Der Mond verbarg sich hinter einer Kuppe und die Dunkelheit um uns wurde größer, es schien nun erst Nacht zu werden.

Jetzt aber gerieten die Wolken in Bewegung und tauchten in den Purpurschein. Eine verborgene Tiefe tat sich auf, und ein Feuerstrom wie flüssiges Gold quoll hervor, er zerteilte sich nach allen Seiten und floß über alle Gipfel. Ringsum erhoben sich alle die stolzen Berge aus ihrer Finsternis und fingen an zu glühen, und der rote Schein flog über uns hin und hauchte auch die Berge an, die hinter uns lagen.

Nun war die Sonne über allen Gipfeln und die Finsternis war überwunden, auch im Tale lichtete sich die Dunkelheit.

Da plötzlich klang es unter uns ganz leise, wie in unendlicher Ferne. Aus nächtlichen Gründen erhob sich eine Lerche und sang der Sonne entgegen. Eine Stimme gleich einem silbernen Faden, der die Tiefe zwischen uns und der Sonne überspannte, und fein und gebrechlich wie die Brücke, die wir nach dem Glück hinüber gebaut hatten, darüber man nur mit einem Gedanken und auch so nur ein einzigesmal schreiten durfte....

Die Rettung des Narren.

(Von K. Goldmann.)

Erde und Himmel strahlten in reicher Pracht. Sterne und Sternlein sprühten, rein wie Kristall, ihr Gefunkel durch die klare Winternacht hernieder auf die weite schneeige Ebene; auf zum Himmel aber schimmerte das weiße, flache Gefild, in strahlenden Lichtbündeln, in zuckenden Blitzen, in feinen Strahlen leuchtete es. So trafen Erde und Himmel einander im Glanze. Raubten vorüberziehenden Wolkenschleier einem Teil des Firmaments sein Licht, so

erhöhte sich der Schimmer unten, so blitzte das Schneegefild noch höher auf. Am reichsten aber sprühte es dort, wo eines Wanderers Füße den Schnee bewegten, unzählige Kristalle bei jedem Schritt aufschüttelnd.

Der Nebel, der rauchbraun alles überzogen hatte, war mit dem zunehmenden Tag lichter und lichter geworden und durchscheinend wie Topas. Als luftiger Wall schwebte er nun über den Boden. Immer wieder versuchte die Sonne in ihrer Kriegsrüstung als rote Scheibe gegen ihn anzukämpfen; allein Nebelballen ließen die einfallenden Strahlen zurückprallen....

Das Rätsel des Angelus.

(Von K. Goldmann.)

1.

Die Sonne war über den breiten, blendenden Riesenwogen eines mächtigen Gletschers aufgegangen; ihr Frühschein, hell und klar, ließ in reichem Glanz das dunkle Grün der niederen Berghölzer erschimmern, füllte mit eitlem gleißenden Silber den lärmenden Bergbach und tauchte die schweigsamen, seit Jahrtausenden in Öde erstarrten Geröllfelder in flüssiges Gold; Bäche und Ströme hellen fließenden Goldes schickte sie mit den kleinen und großen Wasserläufen herab, die lautlos von den Felsenwänden auf steiler Höh' kamen....

2.

Im dialektischen Streit befangen, sahen die beiden Scholaren nicht, wie die weiten Schneefelder näher kamen, weißer und glänzender erschienen, bis sie endlich in blendender Reinheit den Wandernden zur Seite lagen als erstarrte Riesenwellen eines seltsamen, vom Sonnenglanz umspülten Meeres.

Die Sonne, die wie wesenlos zwischen dem weitgespannten Blau und den weißen Flächen schwebte, leuchtete mit voller Glut auf den hellgrünen armseligen Grasfleck; doch nicht mit der brennenden Schärfe, die sie im Tal entfaltete, traf sie ihn hier, wo ihr ein Teil ihrer Kraft genommen war....

Hans v. Hoffensthals (geb. 1877) Roman „Maria Himmelfahrt“ ist wieder ein Buch, das unmittelbar aus der Natur heraus-

wuchs. Es liegt der ganze Zauber einer herrlichen Landschaft über dieser Erzählung, deren Schauplatz der Ritten bei Bozen ist.

Hoffensthal weiß dabei jede Jahreszeitstimmung festzuhalten und malt Miniaturen und großartige Gemälde, alles mit derselben Meisterschaft.

Richard Huldschiners (geb. 1872) Naturschilderungen klingen wie ein Märchen, weil über allem, was er schreibt, eine ganz eigentümliche erwartungs- und verheißungsvolle Stimmung liegt.

Maria Himmelfahrt.

(Von H. v. Hoffensthal.)

1.

Nun wandte er den Blick zur Rechten, wo die langen stolzen Ketten des Rosengartens und des Latemars sich dehnen, drüben hinter dem Waldberg von Signat. Davor aber lagen die grünen Wiesen des Rittnerberges, weite Felder, darauf die reife Saat stand, golden und schwer vom Segen Gottes.

Wolkenlos war es und der Himmel tief blau, Grillen sangen im Grase und das Schwirren der Heuschrecken, die in großen Sprüngen über die Blumen setzten, verstärkte das Lied, das von den Wiesen allerwärts aufstieg. Schwalben kreisten umher und riefen sich zu und ein weicher Wind bog die langen Lärchenäste, daß sie sich leise wiegten, wie große grüne Seidenfahnen im Hauche des Sommermorgens. Und überall auf den Wiesen war ein starker Geruch von Blumen, warmes Summen der Bienen und Schaukeln von weißen und gelben Faltern, und der Atem aller blühenden Linden kam von der Höhe.

Da wechselte Karl Niebauer den Schritt, daß er mit den Sänftenträgern übereins kam, nahm die blasse Hand seiner jungen Frau und sagte innig: „Ich danke Gott, daß unser Erster hier geboren ist. Es muß ein guter Mensch werden, der hier zur Welt kommt. Wollte Gott, daß er dir gleicht. Ich bin dir so dankbar."

Da schrien die Schwalben noch lauter denn zuvor und eine streifte in ihrem Fluge beinahe die Sänfte, darin die junge Frau saß mit ihrem Kinde, glückselig und froh und in den Sommertag sah in ihrer Heimat. —

2.

Ja Bertold lernte bei allem von der Natur — sie umgab ihn, beschäftigte ihn mit jeder ihrer tausend allgewaltigen Kräfte

und Schönheiten und machte ihn allmählich zu ihrem Freunde.... Mit einem Male fühlte er aus der Natur, die ihm bisher nur körperlich erschienen war, die Seele heraus, die hinter allen Vorgängen des Lebens, dem Wachsen, Blühen und Sterben steht...

Er las viel und ging in den freien Stunden oft in die Umgebung. Mit einem Buche, wie Jacobsens Novellen, konnte er lange im Walde sitzen und beobachten, wie der Frühling langsam die Täler hinankroch, die Schneewiesen an den Hängen säuberte und die Bergspitzen von Wintereis entblößte. Besonders, wenn der Südwind ins Tal brauste, ging die Umwandlung eilig. In einem Nu lagen ganze Bergseiten, die früher von Schnee und Eis gestarrt hatten, blauglänzend von Feuchtigkeit in der Sonne. — Zuerst begann es damit, daß die Berge ganz klar und leuchtend wurden, als rückten sie näher und neigten sich über das Tal. Dann rissen lange Lawinen tiefe Rinnen in die Schneedecke und schlugen den Panzer ein. Und nun sanken die Schneewehen von den Rändern her zusammen und wichen zurück. Die eckigen Formen der Felsen treten wieder zutage und die kleinen Bergstege, die sich wie weiße Bänder um die bewaldeten Gipfel ziehen, werden wieder sichtbar. Und während oben noch das bläuliche Eis in der Sonne glänzt, ist im Tal unten schon der Seidelbast daran, seine roten Kerzen aus dem nassen Boden zu recken. In den Birkenwäldern zieht der Duft der roten Blüten in weichen Schwaden durch die Stämme und berauscht die Finken und Amseln, die durch die Büsche flattern und dann mit einemmal auf eine Fichte am Waldrand sich schwingen und anheben zu rufen und zu schreien. Die Schwarzplättchen reden ungestüm untereinander und schwatzen davon, daß der Frühling ins Tal einzieht....

Arme Schlucker.

(Von R. Huldschiner.)

Wenn über der Mendel die Sonne zum Untergange sich neigt, dann nehmen alle Dinge glühende Farben an; der Wald wird leuchtend grün wie ein klarer Smaragd, die Felder glänzen wie reines Gold, der Schlern aber, der sich vom blauen Himmel abenteuerlich abhebt, verbreitet, wie von innen heraus, ein warmes mildes Licht, das immer strahlender wird...

Die Farbenunterschiede der Felsen verwischen sich.

Eine rote drohende Faust, steht der Berg über den Wäldern.

Dann kommt die Nacht...

Der Mond ist noch nicht aufgegangen, der steht hinter dem Schlern.

Aber der Himmel ist voll von seinem Lichte. Die Sterne haben den Wettstreit mit ihm aufgegeben. Das ganze Firmament ist ein silberner, leise zitternder Schild, der zu tönen scheint.

Die fernen Gletscher glänzen durch die Nacht wie Klingsors Zaubertürme.

Die nahen Berge aber brüten schwarz und ernsthaft und trauern um ihr Alltagsgeschick, denn sie sind die Eckpfeiler, auf denen die Last der Welten ruht.

Der Nachtwind fährt über die Felder. Die langen Halme beugen sich vor ihm und geben den Gruß weiter.

Am Wegrain duftet betäubend der Salbei.

Große Fledermäuse flattern.

Auf einer alten Linde singt die Nachtigall. Es klingt wie Flötenton, wie bebendes Schluchzen...

Das ist die Stunde, da die Wiesen atmen....

Ludwig Ganghofer (geb. 1855) schildert in zahlreichen Romanen und Novellen und in den Dorf- und Jagdgeschichten das bayrische Hochland und die angrenzenden Alpenländer, Gegenden, mit denen er seit den Tagen der Kindheit vertraut ist.

Artur Achleitner (geb. 1858) versetzt den Leser mit der Erzählung „Der Eiskaplan" in die einsamsten Gebirgstäler von Tirol und Vorarlberg.

Auch Otto v. Leitgebs (geb. 1860) Novellen sind reich an schönen Naturbildern. In „Eglantine", aus der Sammlung „Psyche", beschreibt er ein Gewitter im Hochgebirge.

Anton Gitschthaler (geb. 1868) wählte die wilden Alpentäler Kärntens zum Schauplatz seiner Erzählungen: „Wetterleuchten".

Der laufende Berg.

(Von L. Ganghofer.)

Silberne Fäden, schimmernd in der Morgensonne, gaukelten durch die stille, von keinem merklichen Windhauch bewegte Luft;

langsamen Fluges kamen sie aus dem Tal heraufgezogen, in dessen sonniger Tiefe das Dorf mit seiner Kirche und den hundert Häusern gleich einem weitschichtig ausgekramten Spielzeug zwischen den herbstlich gefärbten Berghängen lag. Alles in eine Flut von Licht und Farbe getaucht. Der vergoldete Knauf des Kirchturmes strahlte in hellem Feuer, die alten Schindeldächer schillerten wie silbergrauer Samt und auf den neuen Häusern leuchteten die frischen Ziegel wie Metall in der Rotglut. Die welkenden Obstbäume waren anzusehen, als trügen sie keine Blätter mehr, sondern nur eine Menge kleiner rotwangiger Früchte; und das nach allen Herbststürmen noch verbliebene Laub der Buchen und Ahornbäume spielte in zartgetöntem Wechsel zwischen brennendem Gelb und tiefem Purpur. Das gegen Süden blickende Berggehänge mit seinen steilen Wiesen und zerstreuten Wäldchen war von goldiger Morgensonne übergossen, das jenseitige noch von blauen Frühschatten umwoben; und über der in der Ferne sich verlierenden Flucht der Felswände, in deren Schattendunkel keine Form sich klar unterscheiden ließ, hoben sich die vom ersten dünnen Schnee überhauchten Kuppen und Zinnen mit feinen Linien in das wolkenlose Blau des Himmels....

Der Eiskaplan.

(Von A. Achleitner.)

Winzig klein ist die Siedelung des höchstgelegenen Dörfleins Tirols, Oberschlund, einige verwitterte Häuschen der Bauern, der Widum und das Kirchlein bilden die Ortschaft, einige Einzelhöfe in weiterer Entfernung sind eingepfarrt. So winzig klein die Siedelung ist, so großartig ist die Umgebung des Hochtales, mit firnumsäumtem Hintergrunde. Hier ist die Majestät der Bergwelt dem Blick enthüllt. Goldiges Sonnenlicht flutet über das feine Geäst und den grünen Schimmer des still verträumten Zirbenhaines, kalt und starr ragen die weißen Massen des Schlunder-Ferners in den Äther; ein märchenhaftes Flimmern und Glitzern, das in die kleinen Stuben der Kaplanei hineinleuchtet, das Örtchen umzittert; reine Berg- und Gletscherluft umweht diese einsame Siedelung, die Heimat des Eiskaplans. Blau und grün leuchten die Klüfte des nahen starren Eises, ein geheimnisvolles Zauberlicht und Farbenspiel, welches die Sinne gefangen nimmt....

Eglantine.

(Von A. v. Leitgeb.)

Die mattglühenden Farben des Sonnenunterganges prallten an eine scharfgeränderte Wolkenwand, die über die Berge heranrückte, unten stahlblau, oben aber mit einem dichten milchweißen Kamme. An diesem entlang fuhren purpurne Lichtstreifen, orangefarbene, violette. Und als er über den schattigen Tälern den höher und höher entfliehenden Lichtkegel des Tagessternes erreichte, waren plötzlich alle roten Lichter ausgelöscht, die Wolke erschien beinahe schwarz und tausendmal schwerer und wuchtiger als früher, der weiße Rand aber wie ein graugelber Wulst heranrollender Wellenkämme eines brandenden Meeres, das den Sturm erwartet. Sie dehnte sich aus über dem Horizont, als ergösse sich eine Flut über den Himmel; aus dem Kamme liefen scharfgezackte Zungen hervor und die ganze Masse kam mit einemmal in eine drohende eilige Bewegung. Ein großartiger Angriff schien sich in den Lüften vorzubereiten, während unten ein vereinzelter starker Windstoß über die Erde hinfuhr, daß der Wald erschreckt seine Wipfel beugte und gelbe Blätter aus knackenden Ästen vom Boden auffuhren und in die Höhe wirbelten. Dann, ganz ferne im Süden, zuckte ein jacher Feuerstrich, wie ein Riß durch die finstere Wand; und was früher wie ein daherschleppender Vorhang über der Landschaft ausgesehen, zeigte sich für einen Moment als eine endlos nach rückwärts verdichtete Masse, ohne Form, ohne Grenze, dann mitten in diesem schwergeballten Körper war das Licht aufgeblitzt und enthüllte dem Auge riesenhafte Luftberge und ungeheure einherrollende graublaue Rauchwolken, ein Getümmel von schwärzlichen Wellen, titanenhafte Schaumwogen, die sich in unermeßlicher Größe, schwer wie Wellen und doch leicht wie der Wind, drohend wie Vernichtung und doch weich und lautlos über dem Firmament wälzten, sich vermischten, ineinanderschoben, rasend emporwuchsen und jetzt plötzliche Dämmerung unter sich über Berg und Täler deckten. Und nun schien diese unendliche Masse zu erdröhnen, wie sie ihren Riesenleib über die scharfen Kanten der Berge weiterschob. Ein dumpfes Grollen rollte hinter dem Wetterleuchten her über den Himmel; die Natur schien leise zu zittern vor diesem Ton und unter der Schwere der haltlos wachsenden, immer tiefer werdenden Schatten in sich zu vergehen...

Edelrauten.
(Von A. Gitschthaler.)

Durch die wilde Schlan war ich gewandert von frühem Morgen bis zum späten Abend, zweien Menschen war ich begegnet, einem Jäger und einem Hirten. Mitten drin im Gebirge, wo der Firnschnee bis zu den saftigen Matten reicht und in den Hochtälern die wilden Bäche brausen. Über die Sumpf- und Steinhalden war ich gegangen und hatte mir die brennende Stirne im eisigen Wasser gekühlt. Es war eine furchtbare Wildnis, aber herrlich zu schauen; bald tiefer Winter, bald lachender Frühling und über allem der Sonnenbrand des Hochsommers, der die Silberadern von den Gletschern löste. Wo eine überhängende Felswand sich in die Berglehnen zwängte, dort kamen sie herunter in wildem Fall und zerstoben zu feinem Staub, den die Sonne in den herrlichsten Farben leuchten ließ.

Hier und dort hob sich ein Lärchen- oder Zirbenbaum zum blauen Himmel empor, aber seine Äste waren abgestorben, die Rinde hatte sich von ihnen und vom Stamme losgelöst und wie ein mächtiges Gerippe, das Wind und Sonne gebleicht, streckte er seine knorrigen Äste von sich, oder lag vom Blitze getroffen unter Blumen und Gräsern oder im Rinnsal der Bächlein.

Niederes Krummholz bedeckte zum Teil den Boden oder Rhododendrongestrüppe mit lachenden roten Blüten. Edelweißsterne blickten zuweilen aus dem Grase hervor oder braune Kohlröslein, die ihre Nähe durch ihren Wohlgeruch verrieten.

Es war gar einsam in dieser Hochgebirgswelt, nur die wilden Wasser, durch die Sonne aus ihrer Starrheit geweckt, führten ihre Sprache....

„Nur der Einsame findet den Wald, wo ihn mehrere suchen, da flieht er und nur die Bäume bleiben zurück."

Diese Worte Peter Roseggers (geb. 1843) kennzeichnen ihn, dem die Liebe zur Natur angeboren ist. Ja Rosegger kennt den Wald, das steirische Waldland ganz besonders. Sie zählt heute noch zu den vergessenen Landen, die grüne Steiermark. Nur den Haupttälern folgt der Touristenstrom, in die abgelegeneren Orte kommt nur selten ein Fremder. Rosegger wuchs inmitten dieser herben, fast jungfräulichen Natur heran. Und sie war in den Tagen der Kindheit seine erste, beinahe seine einzige Lehrmeisterin.

Die Schriften des Waldschulmeisters.

(Von P. K. Rosegger.)

Mir ist es schon recht im Walde. Die wenigen Leute, die mich in den Wald gehen sehen, lugen nach und können es nicht verstehen, daß ich, ein junger Bursche, so in der Einschicht herumsteige. Ei ja freilich, ich werde von Tag zu Tag jünger und hebe an zu blühen. Ich genese. Das macht die frische urtümliche Schöpfung, die mich umgibt. Gefühlsschwärmerei treibe ich nicht. Wie er einzieht durch die Augen und Ohren und all die Sinne, der liebe, der schöne Wald, so mag ich ihn genießen. Nur der Einsame findet den Wald, wo ihn mehrere suchen, da flieht er und nur die Bäume bleiben zurück...

Mir ist es schon recht im Walde. Ich will, so lange ich ihn genieße, von seinem Zwecke, wie diesen Zweck die Gewinnsucht der Menschen versteht, kein Wort noch gehört haben; ich will so kindlich unwissend sein, als wär' ich erst heute vom Himmel gefallen auf das weiche kühle Moos im Schatten.

Ein Netz von Wurzeln umgibt mich, teils saugt es aus der Erde seinen Bäumen die Muttermilch, teils sucht es den Moosboden und den Andreas Erdmann darauf mit sich zu verflechten. Ich ruhe sanft auf den Armen des Netzes — auf Mutterarmen.

Gerade empor ragt der braune Stamm der Fichte und reckt einen reichen Kranz von knorrigen Ästen nach allen Seiten. Die Äste haben lange graue Bärte — so hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Wohlgeglättet und balsamtriefend ist die silberig schimmernde Tanne. In den rauhen, furchigen, verschnörkelten Rinden der Lärchen aber ist mit dem geheimnisvollen Zeichen der zahllosen Schrammen die ganze Weltlegende eingegraben, von dem Tage an, als der verbannte Brudermörder Kain zum ersten Male unter dem wilden Astgeflechte der Lärche geruht hat, bis zur Stunde, wo ein anderer, auch ein Heimatloser, den Wohlduft der weichen hellgrünen Nadeln friedlich trinkt.

Dunkel ist's wie in einem gotischen Tempel, denn der Nadelwald baut in dem Spitzbogenstil. Obenhin ragen die hunderttausend Türmchen der Wipfel; dazwischen nieder auf den schattigen Grund leuchtet, wie in kleine Täfelchen zerschnitten, die tiefe Himmelsbläue. Oder es segeln hoch oben weiße Wölkchen hin und suchen mich zu erspähen, das Würmchen im Waldfilz und wehen mir einen Gruß zu....

Der Gottsucher.

(Von P. K. Rosegger.)

Rings vom Berg Johannes, soweit das Auge fliegt, ist ein Reich von Wäldern, gegen Aufgang der Ritscher, der Birstling, der Türn. Diese Wälder — es gibt keinen Baum und keinen Strauch und keinen Halm im nördlichen Halbrund, der nicht darinnen stünde — legen sich wie ein Meer über alle Höhen der Berge, über alle Niederungen der Täler und über alle Schluchten. Das geht so weit, bis im fernsten Kreise die Glocke des Himmels mit ihrem unergründlichen Blau oder mit ihren gletscherweißen Wolkenzinnen niedersinkt. Nur nach jener Seite hin, die man Mitternacht nennt, baut sich hinter einem weiten dämmernden Waldkessel, die Trawies genannt, ein Wall von Felsbergen auf, die grau und scharf in den Himmel hineingezackt sind und die in ihren Schründen schneeweiße Adern haben....

Hans Grasberger (1836—1898) hatte eine feine Art, Landschaften zu zeichnen. Sie bilden stets einen passenden Hintergrund für seine Erzählungen, für diese stillen Geschichten, an welchen die Zeit vorbeihastet, ohne ihre schlichte und doch so vornehme Schönheit richtig zu würdigen.

Wilhelm Fischers (geb. 1846) schöne Novelle „Hans Heinzlin" erinnert an Storms spätere Erzählungen. Sie spielt ebenfalls in der grünen Steiermark.

Der Schuldirektor.

(Von H. Grasberger.)

Und als man die Höhe erklommen, staunte das Auge in eine hehre Formen- und Lichtwelt.

Es war des Sommertages herrliches Verscheiden im Hochland: Alpenglühen auf dieser, blauendes Dämmerweben auf jener Seite, tiefere Schatten zwischen den Talgewänden, Nacht in den Abgründen.

Näher zaubert uns den Bergkoloß dieses Alpenleuchten; es durchglüht und durchpulst ihn, es hellt uns jede Narbe seiner rauhen Brust, jede Falte und Runzel seines stolzen Hauptes auf; es zeigt uns denselben in seinem Purpur, wie im aschfarbigen Büßerkleide.

Jenes blaue Dämmer dagegen legt sich wie labend und lindernd um die wetterzerfurchten Gebirgsriesen und scheint sie entrücken zu wollen in immer größere Ferne, in immer tieferen Frieden.

Die wahre Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze kommt aber erst, nachdem des Tages Macht verblichen, mit dem Vollmond. Und eben taucht das milde Nachtgestirn groß und feierlich hinter der Karawanken Felsengürtel empor.

Mit seinem bleichen Glanze ergießt sich Ruh' und Schweigen über diese vielgestaltige Welt.

Es ist, als ob der Sonnenuntergang ein geräuschvolles Schauspiel gewesen wäre — so still und friedvoll wird's mit einem Male. Kein grelles Widerspiel von Licht und Schatten mehr; die Grenzen beider fließen ineinander über und was Hitze und Kälte war, wird zu erquicklicher Kühle.

Haben sich die schimmernden Talgründe gehoben? Senken die Berge ihre Gipfel? Der Mond scheint auch den Gegensatz von Hoch und Nieder zu mäßigen, wie er den von Hell und Dunkel sänftigt.

Es ist eine andere, reichere, ahnungsvolle Welt, die des Mondes; sie kennt keine Farbengluten, kein buntes Blühen, kein helles Tönen: all das löst sich in leises Dunkelweben und in weißes Glänzen auf....

Hans Heinzlin.

(Von W. Fischer.)

1.

Ich schau' hinaus, wie die Wolken über die Berge ziehen und die Sonne sich müht hervorzubrechen. Ich seh' sie noch nicht, aber weit drunten funkelt die Mur schon. Das Wasser hat das Licht schon erschaut, was mir fehlt. Mir ist es eben kein Freund, mir gibt es nichts — das Licht. Und der Zinken drüben hat auch den Wettermantel abgelegt und den Kopf freigekriegt. Der ist mit Goldschein bestreut, als wenn er ein Jüngerer wär' und nicht noch weit älter als wie ich.

Und hinten wird's immer lichter. Ein blauer Rücken nach dem andern streckt sich und dehnt sich, als wenn die Herren Berg' während des Wetters geschlafen hätten und sich erst vom Sonnenschein wecken ließen. Und jetzt schauen sie wieder neugierig in die Welt und im Himmel....

2.

Die Sonne war untergegangen und auf dem goldenen Grunde des Westens stand kein einziges Wölkchen, während die im Osten wie weiße Schwäne ziehenden Wolken noch von den fernen Strahlen umspielt wurden und wie mit rosig durchhauchten Fittigen im Äther schwammen. Die Berge jenseits des Murtals hatten sich schon in dunkelblaues Gewand gekleidet, das nach unten in ein tiefes Grün überging, auf dem braune Schatten lagen; und wo ein höheres Haupt zwischen den Schultern zweier Berge herüberschaute, hatte es noch einen Anhauch, der wie eine violette Stirnbinde aussah. Im Tale zog die Mur mit schimmernden Windungen in den Abend hinaus, wie einem fremden Lande der Schönheit zu. Und in der Nähe, jenseits des Zwingergärtleins, inmitten eines Hofes, den zum Teil Mauerwerk und niedriges Gesträuch bedeckte, stand eine breitästige Linde, die, obgleich Mittsommer vorüber war, noch reichlich Blüten erschlossen hatte und den Duft in den klaren Sommerabend hinaussendete. Eine Amsel sang in dem Gezweige, vielleicht durch den Blütenduft an den Frühling gemahnt, der nicht mehr außen, aber in ihrem Liede lebte....

XVI.

Klaus Groth (1819—1899) und Fritz Reuter (1810—1874) haben die niederdeutsche Sprache wieder belebt. Ersterer gab sich alle Mühe zu beweisen, daß sie kein Dialekt sei, sondern einst dieselbe Berechtigung hatte, eine Weltsprache zu werden, wie das Hochdeutsche.

Klaus Groth verstand es, wie selten einer, in die geheimsten Tiefen der Wortbildung einzudringen; deshalb hatte die Ursprünglichkeit des Niederdeutschen einen so großen Reiz für ihn. Auch bereitete es ihm ein ganz besonderes Vergnügen, längstvergessene Lieder, Sagen und Mären wieder zu fördern, die alle mit der Natur im innigen Zusammenhang stehen.

In „Quickborn", besang Groth seine nordische Heimat, die dunklen Moorbreiten, das wellige unermeßliche Heideland; die blaue Riesenglocke des Himmels liegt darüber, oder es ballen sich die Nebel. Dann hängen weiße Schleier an den einsamen Föhren, die Heide ist grau, eintönig still — still wie der Dichter selbst, den nur eine kleine Gemeinde kennt und verehrt. Eines der schönsten hochdeutschen Gedichte Groths ist das „Regenlied."

Fritz Reuter wird viel mehr gelesen als Klaus Groth. „Onkel Bräsig" hat sich die Welt erobert. Er verkörpert Reuters erquickenden Humor. Aber, wie bei Dickens, ist die Rührung nicht weit davon entfernt. An Naturbildern mangelt es auch bei Reuter nie, doch lassen sie sich nur schwer loslösen. Besonders reizend ist die Schilderung des Frühlingsanfangs in „Hanne Nüte".

Zu den Dichtern, die gleich Klaus Groth der Heide und dem Moor, der norddeutschen Landschaft überhaupt, ihre verborgensten Reize abgelauscht haben, gehören auch Theodor Fontane, Hermann Allmers, Heinrich Zeise, Adolf Wilbrandt, Heinrich Seidel, Fritz Stöber u. v. a.

Regenlied.

(Von K. Groth.)

Walle, Regen, walle nieder,
Wecke mir die Träume wieder,
Die ich in der Kindheit träumte,
Wenn das Naß im Sande schäumte!

Wenn die matte Sommerschwüle
Lässig stritt mit frischer Kühle,
Und die blanken Blätter tauten.
Und die Saaten dunkler blauten.

Welche Wonne in dem Fließen
Dann zu stehn mit nackten Füßen!
An dem Grase hinzustreifen
Und den Schaum mit Händen greifen.

Oder mit den heißen Wangen
Kalte Tropfen aufzufangen,
Und den neu erwachten Düften
Seine Kinderbrust zu lüften!

Wie die Kelche, die da troffen,
Stand die Seele atmend offen,
Wie die Blumen, düftetrunken
In den Himmelstau versunken.

Schauernd fühlte jeder Tropfen
Tief bis an des Herzens Klopfen,
Und der Schöpfung heilig Weben
Drang bis ins verborgne Leben. —

Walle, Regen, walle nieder,
Wecke meine alten Lieder,
Die wir in der Türe sangen,
Wenn die Tropfen draußen klangen.

Möchte ihnen wieder lauschen,
Ihrem süßen feuchten Rauschen,
Meine Seele sanft betauen
Mit dem frommen Kindergrauen.

Quickborn.
(Von K. Groth.)

1.

Dat Dörp in Snee.

Still as ünnern warme Dek
Liggt dat Dörp in witten Snee,
Mank de Ellern slöppt de Bek,
Ünnert Is de blanke See.

Wicheln stat in witte Haar,
Spegelt slapri all de Köpp,
All is ruhi, kold un klar
As de Dod, de ewi slöpp.

Wit, so wit de Ogen reckt,
Nich en Leben, nich en Lut,
Blau na'n blauen Heben treckt
Sach de Rok na'n Sne herut.

Ik much slapen as de Bom,
Sünner Weh un sünner Lust,
Doch dar treckt mi as in Drom
Still de blaue Rok to Hus.

2.

Dat Moor.

De Borrn bewegt sich op un dal
As gingst du langs en böken Bahl,
Dat Water schülpert inne Graff,
De Grasnarv bewert op un af:
Dat geit hendal, dat geit tohöch
So lisen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, da Heid is brun,
Dat Wullgras schient so witt as Dun,
So week as Sid, so rein as Snee,
Den Habar reckt dat bet ant Knee.

Hier hüppt de Pock int Reth hentlank
Un singt uns abends sin Gesank,
De Voß de brut, de Wachtel röppt,
De ganze Welt ist still un slöppt.

Du hörst din Schritt ni, wenn du geist,
Du hörst da Rüschen, wenn du steist,
Dat levt un wevt int ganze Feld,
Als weer't bi Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor so wiet un grot
Denn ward de Minsch so lütt to Mod:
Wull weet, wa lang he doer da Heid
Noch frisch un kräfti geit.

Hanne Nüte.
(Von F. Reuter.)

So häuden sei runner nah grüne Wisch,
Wo de Frühjohrsdag
Hell d'raewer lagg,
As ein reines Laken up Gottes Disch.
De Disch steiht aewerst man noch arm,
Dor 's nicks von Sommerkost tau seihn;
De Blaumen wagen knapp dat Bläuhn,
Un lockt de Sünn ok hell un warm,
Se trugen all den Freden nich,
Versteken und verkrupen sich.
Dat hartlichst Tüg, dat Winterkurn
Dat spitzt verdeuvelt fin de Uhr'n
Un horkt herute in de Welt,
Ob Rip ok woll un Snei noch föllt;
Dat Blatt dat kümmt irst ganz bescheiden
Un kickt sick nach den Nachtfrost üm:
„Büst, Racker, hir noch wo herum?
Irst gah din Weg, nackst will'ck mi breiden."
Blag Oschen duckt unner den Wepeldurn,
As wullt irst lur'n,
Ob't sick ok schickt,
Dat't fröhlich in de Welt 'rin kickt;
De Botterblaum deip in de Bläder
Mit ehren Sünnenangesicht,
Kickt nah de Sünn as wull sei fragen:
„Na, Swester, segg, kann ick't woll wagen?
Un krig wnahgradens beter Weder?"....

Mittag.
(Von Th. Fontane.)

Am Waldessaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiße Wölkchen nur;
Es ist so still, daß ich sie höre,
Die tiefe Stille der Natur.

Rings Sonnenschein auf Wies' und Wegen,
Die Wipfel stumm, kein Lüftchen wach,
Und doch, es klingt als ström ein Regen
Leis' tönend durch das Blätterdach.

Feldeinsamkeit.

(Von H. Allmers.)

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
Von Grillen rings umschwirrt ohn Unterlaß,
Von Himmelsbläue wundersam umwoben.

Und schöne, weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Vor mir liegt der endlose Heideplan.

(Von H. Zeise.)

Vor mir liegt der endlose Heideplan,
Die Blumen winken und locken,
Es duftet in Büscheln der Thymian,
Rot funkeln der Erika Glocken,
Die Bienen saugen den Nektarschaum
Mit ihren geschmeidigen Rüsseln,
— Durchschwärmend den weiten, blühenden Raum, —
Aus Glocken- und Blumenschüsseln.

Schon sinkt an dem fernen Heiderand
Die Sonne tiefer und tiefer,
Rotschimmernd erhebt sich aus dürrem Sand
Der Heide einsame Kiefer.
Des Nordens Pinie leuchtet weit,
Kein Vogel singt auf den Zweigen,
Ringsum herrscht die tiefste Einsamkeit
Und feierlich heiliges Schweigen!

Wer kann, o Heide, die sinnige Pracht,
Die dich verherrlicht, ermessen?
Dich hat der Schöpfer für Herzen gemacht,
Des Herzens Weh' zu vergessen.
O, wandert hinaus in das weite Gefild,
Hinaus auf die blühende Heide
Dort wird der tiefste Kummer gestillt,
Das Herz entlastet vom Leide.

Auf der Heide.

(Von A. Wilbrandt.)

Ihr weißen Birken,
Ihr roten Föhren,
Die Ihr so treu gesellet
Beisammen steht!

Von Heideblumen
Ist das Feld so rot;
Die Wälder dunkeln
An meiner Straße.

Die Seele dunkelt
In meiner Brust.
Wer hat vom Herzen mir
Mein Herz gerissen?

Ach, hängen die Zweige dir,
Du ferne Birke?
Weinst du im Winde
Dem Flüchtling nach?

Dem einsam irrenden
Im Heideland;
Es rollt sein Wagen,
Die Wälder wandern.

Die Föhren rauschen,
Die Birken beben —
Wie durch sein schauernd Herz
Die Liebe bebt.

Ihr weißen Birken,
Ihr roten Föhren,
Die ihr so treu gesellet
Beisammen steht!

Die Heide.

(Von H. Seidel.)

Wie einsam lag der Hügel in der Welt,
So still beschaulich in sich selbst versenkt.
Ich streckte müd' mich hin an seinem Fuß
Ins weiche Kraut; hinschweifte bald mein Blick
Bis an des Horizontes Dämmerschein,

Bald senkt' ich ihn ins blühende Gewirr,
Bald zu den Fliegen hob' ich ihn empor,
Die schwirrend standen in der stillen Luft,
Bald höher noch, wo in des Himmels Blau
Einsam die Weihe ihre Kreise zog.
Nur Bienensummen und der Hummel Ton,
Ein zirpend Wetzen im durchsonnten Kraut,
Ein Lullen nur vom fernen Vogelsang —
Das Ganze war ein hörbar Schweigen nur.
So lag ich stillen Sinns dahingestreckt
Und fühlte mich der Allnatur ein Teil....

Sonnenaufgang auf der westfälischen Heide.
(Von Fritz Stöber.)

Und heller schimmert im Osten die Wand,
Der Wind reißt der Heide mit bebender Hand
Den Nebelschleier vom Angesicht —
Erwachend staunt sie ins flimmernde Licht.
Blumen blicken aus Gräsern hervor,
Die frierende Birke hebt sich empor,
Der rauhe Pfad, so träg er sich dehnt,
Leuchtet, wo müde das Tal noch gähnt.
Da blitzen durch Nebel die Dächer auf,
Und Aveläuten schwillt herauf,
Lerchenjubeln im duftenden Raum
Stiehlt sich hinein in den Heidetraum...
Nun flammen die Höhn, der Ginster brennt,
Ein Lachen über die Heide rennt:
Es tanzen die Strahlen gleich trunkenen Flammen
Und schlagen im Weiher zur Glut zusammen.
Es glänzt der Himmel, es dampft das Land —
Die Sonne, die Sonne am Heiderand!!

Einer seiner Biographen vergleicht Theodor Storm (1817—1888) mit Ruisdael. Wie der berühmte holländische Maler, liebte Storm auch einfache Motive. Die Landschaften, welche er vor unsere Seele zaubert, sind eng umgrenzt, unscheinbar, und ihr Reiz liegt nur in der Stimmung. Diese weiß Storm festzuhalten, aber er tut es nicht gewaltsam, er macht es, wie es eben Ruisdael machte. Die mächtige einsame Eiche auf der Waldwiese, die Windmühlflügel in der klaren Sommerluft, haben andere vor ihm auch gemalt. Vielleicht war es sogar derselbe Baum und Windmühlflügel sehen doch immer gleich aus! —

Das gilt aber nur für einige Gedichte und Novellen Storms, denn gerade er war sehr vielseitig und beschränkte sich nicht auf Landschaftsbilder nach Ruisdael, sondern schuf auch großartige Seestücke gleich van Goyen und Israëls und Heidebilder, wie sie heute Eugen Bracht und seine Schüler malen u. v. a.

Hans Hoffmanns (geb. 1848) Beschreibung der kurischen Nehrung in „Landsturm" wirkt ebenso ergreifend, wie jene der Sturmflut in Storms „Schimmelreiter."

Wilhelm Holzamers (1870—1907) Novelle „Die Sturmfrau" hat einen bedeutenden lyrischen Stimmungsgehalt, obgleich ein Sturm am Meer den Mittelpunkt der Handlung bildet.

Ostern.

(Von Th. Storm.)

Es war daheim auf unserm Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möwen schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel.

Im tiefen Kogge bis zum Deichesrand
War sametgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. —

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen
Und alles treibt und alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimatserde! —

Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.
Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser — unser soll es bleiben!

Waldweg.

Fragment.

(Von Th. Storm.)

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schlehn im tiefen Grase standen;
Dann durch die Hecke über schmalen Steg
Auf eine Wiese, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laubs umzog;
Buscheichen unter wilden Rosenbüschen,
Um die sich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang schnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. —
Heiß war die Luft und alle Winde schliefen;
Und vor mir lag ein sonnig off'ner Raum,
Wo quer hindurch schutzlos die Steige liefen,
Wohl hatt' ich's sauer und ertrug es kaum;
Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen;
Dann noch ein Steg und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich rot die Blätter hingen.
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
Stand beutesüchtig ein gewalt'ger Weih,
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft.
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.

Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege
Und dort im Walle schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
Ans Laubgewölb die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht und wie an Kirchenschwelle
Umschauerte die Schattenkühle mich.

Ein grünes Blatt.
(Von Th. Storm.)

Um ihn her war alles Getier lebendig, was auf der Heide die Junischwüle auszubrüten pflegt; das rannte zu seinen Füßen und arbeitete sich durchs Gelände und schwärmte ihm vor den Augen und begleitet ihn auf Schritt und Tritt. Die Heide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen.

Nun stand der Wanderer still und blickte über die Steppe, wie sie sich endlos nach allen Richtungen hinauszog; starr, einförmig, mit rotem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor sich, in nicht gar weiter Ferne, sah er einen Waldzug, an dessem Ende ein Faden weißen Rauches in die Luft hinaufstieg, das war alles.

In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche, ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele sind. Er stieg hinauf und übersah auch von diesem höheren Standpunkte noch einmal die unermeßliche Fläche; aber er gewahrte nichts als nur am Saume des Waldes eine einsame Kate, aus deren Dach der Rauch hervorquoll. Er riß ein Büschel Heide aus dem harten Boden und senkte sein Auge in den feinen Stern der Blüte, dann nahm er seine Büchse herunter und streckte sich in die warmen Kräuter, den Kopf in die Hand gestützt, die Blicke vor sich hinsendend, bis seine Gedanken in der heißen zitternden Luft zergingen.

Und wie nun auch der Hall des eigenen Schrittes, der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, wie er nichts vernahm, als die Heide entlang das Zirpen der Heuschrecken und das Summen der Bienen, welche in den Kelchen hingen, mitunter in unsichtbarer Höhe über sich den Gesang der Heidelerche, da überkam ihn unbezwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die blauen

Argusfalter, gaukelten auf und ab, dazwischen schossen rosenrote Streifen vom Himmel zu ihm hernieder; der Duft der Eriken legte sich wie eine zarte Wolke über seine Augen....

Der Schimmelreiter.

(Von Th. Storm.)

Wie eine wilde Jagd trieben die Wolken am Himmel; unten lag die weite Marsch, wie eine unerkennbare, von unruhigen Schatten erfüllte Wüste, von dem Wasser hinter dem Deiche immer ungeheurer kam ein dumpfes Tosen, als müsse es alles andere verschlingen....

Eine furchtbare Böe kam brüllend vom Meer herüber und ihr entgegen stürmten Roß und Reiter, den schmalen Weg zum Deich hinan. Als sie oben waren, stoppte Hauke mit Gewalt sein Pferd. Aber wo war das Meer? Wo Jeverssand? Wo blieb das Ufer drüben? — — Nur Berge von Wasser sah er vor sich, die bräuend gegen den nächtlichen Himmel stiegen, die in der furchtbaren Dämmerung sich übereinander zu türmen suchten und übereinander gegen das feste Land schlugen. Mit weißen Kronen kamen sie daher, heulend, als sei in ihnen der Schrei alles furchtbaren Raubgetiers der Wildnis....

Landsturm.

(Von H. Hoffmann.)

Welch ein Anblick des Grauens, diese winterliche Wüste zwischen Düne und Meer! Der endlose Sandstrich, in beide Fernen sich zerrend, scheint ewig hinzustreben in verdämmernder Weite und gebiert sich doch, endlos rückend, immer vom neuen vor dem taumelig flimmernden Blick. Und das wallende Meer in seiner Breite und der ewige Wellenzug der rauchenden Berge, das alles quillt auf und zerdehnt sich beklemmend zu überirdischen Maßen; denn das Auge findet zum Messen nichts als das Sandkorn selbst und manchmal noch den winzigen Halm des Dünengrases. Und die Unendlichkeit wandert mit, Gestalten erzeugend, wechselreiche, wilde, sonderbare, furchtbar schöne Gestalten der Kuppen und Schluchten, Flächen und Kämme und dennoch im großen immer das gleiche breit ausschwellende Riesenbild, Stunde auf Stunde unverwandelt, unverwüstlich, als ob heimlich rückend die Berge selbst mit weiter zögen....

Die Sturmfrau.
(Von W. Holzamer.)

1.

Es war indessen vollständig hell und windstill geworden.

Der Himmel war hoch und klar. Hoch überm Meere stand die runde Scheibe des Mondes. Alles war von feinem Silberlicht übergossen, das noch besonders in dem dünnen weißen Schaum, den kaum merklichen Wellen, die die Bewegung des Wassers hervorrief, aufglitzerte und Silberperlen auf die Wellenkämme streute.

Und hoch und klar die Sterne. Stille Augen, die ins Wasser blickten, tief in seine Tiefe; und wieder daraus hervorblickten wie Fragen und Rätsel. Klas Janssen hatte das Segel gestrichen und wendete das Boot. Wir trieben nun ganz still und langsam mit der Flut der Insel zu, unserm lieben Helgoland — das weit vor uns lag, unsichtbar.

Über uns stand der Mond und unser Boot trieb dem Silberstreifen entgegen, den er aufs Wasser warf. Wir sahen ihm nun ins Antlitz...

2.

Gegen Abend schlug der Wind wieder um und als die Sterne kamen, tat er seine letzten Pulse. Es war windstill, das Wetter war träge...

Es gibt doch Sturm.

Der Wind trieb schon heftig die Wogen vor sich her. Die Nacht kam schnell. Der Himmel wurde grau verhängt.

Scharf pfiff der Wind aus Südwest, allmählich wurde sein Ton tiefer. Die See brüllte. Hochauf spritzte der Wellenschaum, hochauf warfen die Wogen unser Schiff...

Es würde aber noch ärger kommen. Es sah alles danach aus. Und das Wasser hatte das falsche Glitzern. Die Sturmvögel schrien, daß einem fast die Ohren gellten...

Der Wind faßte uns von der Seite. Hoch rollte die Flut heran.

Ich drehte mein Steuer. Wir schnitten durch.

Vorn am Kiel stand sie, „die Sturmfrau".

Friedrich Spielhagen (geb. 1829) wuchs am Strande der Ostsee in Stralsund heran. Die Gestade der Ostsee und die Insel Rügen schildert er auch immer von neuem in seinen zahlreichen

Novellen und Romanen. Er kennt die Wiesen und Äcker in dem fruchtbaren Lande. Die kühlen Buchenwälder, die Deiche und Dünen und das Meer. „Problematische Naturen", „Hammer und Amboß", „Plattland", „Sturmflut" geben davon ein beredtes Zeugnis. Der letztgenannte Roman enthält, seinem Titel entsprechend, großartige Bilder des furchtbaren Naturschauspiels. Ein förmliches Juwel an Stimmungsmalerei ist die kleine Novelle „Auf der Düne".

Auch Adolf Wilbrandt (geb. 1837) und Hermann Sudermann (geb. 1857) wählten schon wiederholt das Strandgebiet der Ostsee oder Ostpreußen zum Schauplatz ihrer Erzählungen, und flochten Naturbilder von seltener Schönheit in die Handlung dieser Romane oder Novellen ein.

Auf der Düne.

(Von F. Spielhagen.)

....und überdies war das Schauspiel, welches sich ihnen darbot, als sie schweigend die Düne erstiegen hatten, von deren Höhe der Blick die Aussicht über die Tannen fort auf die ganze Insel und auf das Meer ringsumher und die fernen Küsten beherrschte, so einzig, daß es auch wohl wildere Regungen, als welche jetzt die Herzen dieser vier Menschen erfüllten, hätte beschwichtigen können. — Sie hatten gestern abend, als sie aus dem Walde traten, die Sonne zum letztenmal gesehen; heute war sie den ganzen Tag von Wolken so verhüllt gewesen, daß man die erste Morgenstunde nicht von der letzten Abendstunde, den Vormittag nicht vom Nachmittag hätte unterscheiden können. Jetzt durchbrach sie, wenige Augenblicke ehe sie in die Fluten tauchte, den dichten Dunstschleier und plötzlich erglühten die riesigen, phantastisch-zerklüfteten, übereinander getürmten Wolkenballen in den strahlendsten Lichtern vom tiefsten Purpur bis zum zartesten Rosa. Unter diesem Flammenmeer ruhte die See, dunkel und regungslos. — Alles war in den Widerschein der rosigen Wolken gebadet. Und als sie sich vom Abend zum Morgen wandten, spannte sich des Regenbogens farbige Brücke über die wie ein Geheimnis tiefe, stille See und in dem dunklen Spiegel ergänzte sein schwankendes Bild. Und jetzt war die Sonne versunken und mit ihr die ganze rosige Welt....

Der Lotsenkommandeur.

(Von A. Wilbrandt.)

Der sanfte Morgenwind hatte sich ganz gelegt und schlief auf dem Wasser, das sich friedlich sonnte. Kleine bescheidene, nur

eben bemerkbare Wellchen zitterten über den flachen Grund heran, legten etwa ein grünes Meergewächs, das sie mit sich führten, als Opfergabe am Gestade nieder und verhauchten dann im Sand ihr kurzes Leben. Rückwärts hinter ihnen blaute der weite Meeresspiegel, der ganz unbewegt schien; blauer als der Himmel, der in wolkenloser, bleicher Klarheit aus dem Wasser aufstieg und aus Luft und Licht seine Wölbung hoch und höher aufbaute. Nur an der Grenzlinie zwischen See und Himmel wuchs zuweilen ein zartes, duftiges, sonderbares Gewölk, wie der Anfang eines Märchens aus dem Wasser auf....

Es war.

(Von H. Sudermann.)

Der Sturm zog im letzten Abendglanze seines Wegs.

Noch lag die weite Fläche in Purpur getaucht und silberne Bänder, zu einem weitmaschigen Netze gewoben, bald ineinander verfließend, bald scharf sich abgrenzend, mit Blumen, Zacken und Spiralen durchflochten, breiteten sich über die dunkelglühenden Wasser. — Aber schon warfen die Weiden, die in verwaschenen Schattenreihen die Wacht am Ufer hielten, über den Rand des leuchtenden Spiegels breite Streifen von Finsternis, die sich langsam nach der Mitte hin weiter fraßen.

In bläulichem Nebel lag die Ferne. Silbern stieg hie und da der Dampf aus den Wiesen und schlang sich in weißen Schleiern um die Kronen der Pappelgruppen, die sich vereinzelt aus den flachgestreckten Feldern erhoben, in scharfen Schattenrissen gegen die Rotglut des Abendhimmels abgegrenzt.

Schweigen weit und breit. In unsichtbaren Gehöften schlug von Zeit zu Zeit mit gedämpften, verschlafenen Lauten ein Hund an. Eine brütende Rohrdrossel stieß ab und zu sorgende Rufe aus, als ob ein Feind sie bedrohte und hoch aus den Lüften tönte der leise Schrei des Fischadlers, der, spät von der Jagd heimkehrend, zu Neste ging.

Auf dem Wasser wurde es lebendig. Ein talab ziehendes Floß wälzte sich träge in das immer schmäler werdende Lichtbereich, das, mitten durchschnitten, nun gänzlich in Finsternis zu zerfallen drohte. Wie eine ungeheure Schlange mit feurigem Rachen glitt es dahin....

Am Horizonte hatte das dunkle Glühen sich verengt — ein phosphorisches Grün, von silberrandigen Wölkchen durchfurcht, strebte zum Zenit empor, wo es sich im dunklen Nachtblau verlor. — Die Mitternachtsdämmerung nahte, deren träumerischen Zauber nur die nordische Heimat kennt. —

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, da tauchte in der Mitte des matten, leuchtenden Spiegels der schwarze Schattenriß eines Eilands auf, anzuschauen wie ein mächtiger Blumenkorb, denn über den steinigen Rand des Gestades neigte sich das zackige Gezweig der Erlenkronen weit in das Bereich der Flut hinaus....

Heinrich Seidel (1842—1906) zählte zu den liebenswürdigsten Dichtern unserer Zeit. „Wie ein lyrischer Vorklang und Nachhall der eigenartigen Poesie, die durch Seidels beste Erzählungen und Lieder hindurchweht, erscheint sein Gedicht „Frühlingsbote":

Der Frühling weiß zu finden
Mich tief in Stadt und Stein,
Gießt mir ins Herz den linden,
Fröhlichen Sonnenschein.

Manch grüne Wipfel lauschen
Zwischen den Dächern vor,
Ein Lerchenklang, durchs Rauschen
Der Stadt, schlägt an mein Ohr.

Ein Schmetterling als Bote
Flattert im Wind vorbei,
Hinschwebend über das tote
Steinerne Einerlei." *)

Seidel war eben der moderne Idyllendichter, er fand sogar in der Großstadt verschwiegene Winkel, grüne Oasen in der Häuserwüste, und verträumte Menschen. Die Natur spielt bei dem Dichter des „Leberecht Hühnchen" selbstverständlich immer eine bedeutende Rolle.

„Vor drei Menschenaltern" von Wilhelm Jensen enthält ähnliche Ostseestimmungen wie Seidels Geschichten aus der Heimat.

---

*) Aus Adolf Stern „Studien zur Literatur der Gegenwart."

Timm Kröger (geb. 1844) fährt in „alten Geleisen". Jean Paul, Stifter und Storm standen als Paten an seiner Wiege. Jeder brachte eine Gabe und Kröger wurde daher ein großer Dichter.

Aus der Heimat.

(Von H. Seidel.)

In diesem Walde herrschte an jenem Tage eine zauberhafte Einsamkeit. Kein Mensch begegnete mir; der Weg war auch wenig befahren und mit Gras bewachsen, so daß er kaum Spuren menschlicher Benützung darbot. Es war nichts dort als der Sonnenschein, der seinen Weg durch das Blätterdach suchte; das Zwitschern eines Vogels oder der ferne Ruf einer Weihe, die über den Wipfeln ihre einsamen Kreise zog. Bald durch mächtig aufragende Tannen, die aus der Höhe das einförmige Singen ihrer Nadeln ertönen ließen, bald durch eine Schonung mit jungem, üppigem Nachwuchs zog sich mein Weg. Einmal tat sich zur Linken eine weite Aussicht auf. Der ganze Abhang war abgeholzt und mit einem fröhlichen Gedränge von Buschwerk, wilden Himbeeren und Waldbäumen bedeckt. Tief im Grunde begann wieder der Wald und zog weit dahin, eine wellige Fläche von besonnten Wipfeln, in deren Senkungen das dämmernde Blau lagerte. Ganz in der Ferne war ein sanfter, talförmiger Einschnitt in der Waldmasse, und in diesem stand es wie ein blauer Streif. Es war die Ostsee...

Die Buchenwaldung ging in einen dichten, verschiedenartig zusammengesetzten Bestand über. Wilde Obstbäume, Buchen und mitunter einzelne, alles überragende knorrige Eichen. Am Boden strebte ein dichtes, üppiges Gestrüpp von Weißdorn, wilden Rosen, Kaprifolien und anderem Waldgesträuch empor. An sonnigen Stellen waren die Rosen schon in Blüte und oft waren ihre Zweige bis an die Äste der Eichen gestiegen und leuchteten dort mit vielen zarten Blüten hervor......

Vor drei Menschenaltern.

(Van W. Jensen.)

Ein wundervolles Land war's, über das von hier nach allen Richtungen der Blick weit und frei hinging. Nur daß der Himmel zu selten seine blaue Glocke darüber ausspannte, häufig wochen-,

ja selbst monatelang mit windgejagten Wolken trieb oder hinter bleigrauem Dunstüberzug unsichtbar die Sonne verbarg. Heut aber, wie überhaupt zumeist in diesem ungewöhnlichen Frühling, leuchtete er in strahlender Reinheit und nur ein die Luft durchwebendes Goldnetz hielt da und dort vor die Ferne einen flimmernden Schleiervorhang gebreitet. Doch das verminderte die Schönheit nicht, erhöhte sie eher, gab der Weite etwas Unbestimmtes, Ahnungsvolles.

Einem grünen Meere gleich, dehnte sich weithin die Landschaft, hier mit breiten Wellentälern, dort zu hochschwellenden Wogenkämmen ansteigend. Saatgefilde und Wiesengründe waren es, aus denen sich waldgekrönte Hügel- und Höhenrücken erhoben; dazwischen blinkten vielfältig blaue Spiegel kleinerer und größerer Wasserflächen hervor. Mit schlanker Spitze sahen hie und da zur Hälfte ländliche Kirchtürme herüber, die Lage eines nicht wahrnehmbaren Dorfes unter ihnen deutend, Kunde von einer kleinen, sich dort in der Stille heimlich begrenzenden Welt gebend. Gen Norden umfaßte alles ein breites, tiefultramarinblaues Band, das wirkliche Meer, die Ostsee. Täuschend erschien sie nicht ebengestreckt, sondern wie eine dunkelblaue Mauer, die sich immer weiter emporbaute, bis sie, den Himmel erreichend, mit diesem zusammenstieß.....

In alten Geleisen.

(Von T. Kröger.)

In dem stillen Erdenwinkel, dessen treuer Sohn zu sein ich mich rühme, hat sich viel verändert: das alte Geschlecht ist dahingegangen, ein neues bricht die Schollen der heimatlichen Fluren, ein Geschlecht mit neuen Liedern, neuen Gewohnheiten und neuen Bedürfnissen. Aber noch immer verbindet mich ein unbesiegbares Heimatgefühl mit dem Landstrich, dessen Kind zu sein ich mich — ich weiß selbst nicht genau weshalb, so herzlich freue.

Weite Ebenen, grüne Wiesen, farbenfrohe Herden, düstere Moore, die im Herbst die Heide rötet, ein waldreiches Hochland, das sich als blauer, buchtenreicher Saum um die Niederung des Eiderstromes legt.

Die Eider (in ihrem Niederungsgebiet bin ich zu Hause) hat keine erhebliche Länge und ist doch ein großer, breiter, tiefer Strom. Sie windet sich reich und schlangenweich der Nordsee zu, bei Tönning hat sie eine Breite wie der Rhein bei Köln. Sie war mir immer das

Bild einer echten Flußmutter; jeden Murmelbach, der auf unserer Flur am Knickewall sein Wesen trieb, nahm sie in ihre mütterlichen Arme auf.

Ein prächtiger Spätsommer band mit seinem Reiz, band mit seinem Duft Knick und Hecke. Ich hatte vor, die alten Geleise wieder zu fahren, immer trat was dazwischen. Da kommt heut nacht, — im tiefen, tiefen Traum, — heut nacht kommt die Eider in Person zu mir und beschwört mich: „Komm, mein Sohn," — sagt sie — „komm, besuch' mich! Es geht mir nicht gut. Ich hab' kein Wasser, ich verdurste. Der Kanal hat mir meine Quellen abgegraben. Du kennst sie ja: die Jevenau, die Luchnau, die Haalerau, die Giselau — das arme Kind — hat er ganz verschluckt. Es ist ein Jammer. Komm!"

Das gab den Ausschlag. — Die Eider ist eine alte Frau, sie trägt Schilf im Haar. Als sie an meinem Bettrand saß, strickte sie an einem Fischernetz.

* *
*

Ich wollte alte Geleise fahren und die Eider besuchen und finde mich nun dort, auf dem Tagesdampfer des Kanals, auf der „Mignon" — von Rösterbergen über Schachtholm in die Haalerauniederung einfahrend.

Es ist köstlich, ich bin so froh; — die Landschaft, die Heimat grüßt mich. Ich fahre durch grüne, feuchte Einsamkeiten und düstere Wildnisse, an Wiesenflächen mit hartnäckig geraden Linien vorüber. Den meisten Menschen sagen sie nichts, mir aber verklingt die Flucht der Ebene, wie der Gedanke an selige Ewigkeiten.....

Eine blauverdämmernde Anhöhe hinter wildem Moor.

Dort liegt mein Heimatsdorf...

Du sollst nicht begehren.

(Von T. Kröger.)

Ganz vom Ural her bis zur Cumbrischen Halbinsel hin, nach Skagens kühnem Finger hinauf, mitten durch die sarmatischen und deutschen Tiefebenen, streift ein langer, milder Höhenzug von runden Hügeln, woran selten ein Knochengerüst der Erde als Fels aufgespießt ist. Ursprünglich mag es ganz in Wald vergraben gewesen sein,

jetzt trägt es Baumkronen nur noch zum Schmuck; der ackergierige Pflug hat große Flächen Landes blank und kahl gemacht. Aber die Seen, die den Fuß der Berge baden und das Landschaftsbild verklären, sind dieselben, die sie vom Anbeginn gewesen sind; als lange Schleppe wahllos hingestreuter blauer Gewässer streifen sie dem eilenden Zug des kleinen Gebirges durch die Lande nach....

„Ich habe es an mir selbst später erfahren, daß das müßige und einsame Genießen der Natur verweichlicht und verzehrt, während ihre Kraft und Schönheit es stärkt und nährt, wenn wir auch in unserm Erscheinen etwas sind, etwas bedeuten."

Aus: „Der grüne Heinrich."

XVII.

Gottfried Keller wollte aus Liebe zur Natur Landschaftsmaler werden. Bald aber überzeugte er sich, daß sein Talent nicht ausreiche, das mit Dichteraugen Geschaute wiederzugeben. Da entstand jene Empfindung, die er in „Der grüne Heinrich" so wunderbar definiert.

Keller wird häufig mit Goethe verglichen. In der souveränen Selbständigkeit seines Wesens, auch der Natur gegenüber, liegt ohne Zweifel viel von des großen Meisters Art. Freilich fehlte Keller die Leichtigkeit, mit der Goethe die Sprache handhabt. Er ersetzt diesen Mangel durch eine Kraft und Ursprünglichkeit, die an die klaren und doch so gewaltigen Fluten der Alpenbäche seiner Heimat erinnert.

Abendlied.

(Von G. Keller.)

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein;
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',
Legt sie auch in ihre finstre Truh!

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl' ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Am fließenden Wasser.

(Von G. Keller.)

Ein Fischlein steht am kühlen Grund,
Durchsichtig fließen die Wogen,
Und senkrecht ob ihm hat sein Rund
Ein schwebender Falk gezogen.

Der ist so lerchenklein zu sehn,
Zuhöchst im Himmelsdome;
Er sieht das Fischlein ruhig stehn,
Glänzend im tiefen Strome!

Und dieses auch hinwieder sieht
Ins Blaue durch seine Welle;
Ich glaube gar, das Sehnen zieht
Eins an des andern Stelle!

Waldlied.

(Von G. Keller.)

Arm in Arm und Kron' an Krone steht der Eichenwald verschlungen,
Heut hat er bei guter Laune mir sein altes Lied gesungen.

Fern am Rande fing ein junges Bäumchen an sich sacht zu wiegen
Und dann ging es immer weiter an ein Sausen, an ein Biegen;

Kam es her im mächt'gen Zuge, schwoll es an zu breiten Wogen,
Hoch sich durch die Wipfel wälzend, kam die Sturmesflut gezogen.

Und nun sang und pfiff es graulich in den Kronen, in den Lüften
Und dazwischen knarrt' und dröhnt' es unten in den Wurzelgrüften.

Manchmal schwang die höchste Eiche gellend ihren Schaft alleine,
Donnernder erscholl nur immer drauf der Chor vom ganzen Haine!

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen,
Alles Laub war, weißlich schimmernd, nach Nordosten hingestrichen.

Also streicht die alte Geige Pan, der Alte, laut und leise,
Unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise.

In den sieben Tönen schweift er unerschöpflich auf und nieder,
In den sieben alten Tönen, die umfassen alle Lieder.

Und es lauschen still die jungen Dichter und die jungen Finken,
Kauernd in den dunklen Büschen sie die Melodien trinken.

Am Mythenstein.

(Von G. Keller.)

Ich fuhr mit dem Frühboot von Luzern weg, in die klassische Bergwelt hinein, welche in grauem Morgenschatten vor uns stand, geheimnisvoll, gleich einem Theatervorhang den goldenen Morgen verhüllend, der im Osten hinter ihr heraufstieg. Da ich nichts als Faust, Tell und Schiller im Kopfe trug, so war es mir wirklich wie in einem Theater zumute, so erwartungsvoll, aber auch so absichtlich. Ich gedachte der Tell-Dekorationen, die ich da und dort gesehen und harrte ängstlich-kritisch auf das erste Erglühen eines Berghauptes. Da, plötzlich und unversehens, indem ich mich rückwärts wandte, war die Klippenkrone des Pilatus rosig beglänzt und durch Linien des ersten Herbstschnees fein gezeichnet. Es war ein gar stattliches Versatzstück; ich wandte kein Auge davon, vergaß die mitgebrachte Theaterkultur und verfiel der malerischen. Ich erwog die technischen Mittel, welche für diesen Effekt aufzubieten wären, die Untermalung und die Lasuren, trug das Pastose auf und überzog es mit den Transparenten; und, indem ich so mit dem Pinsel um die Formen herum modellierte, merkte ich, daß es mit meiner Zeichnung nicht gut beschlagen war. Ich zog also in Gedanken den Stift hervor und ging den zerklüfteten Riesengebilden auf den Grund, vom Schlaglicht des Morgens geleitet.

So zeichnete, mischte, tuschte, kratzte und malte ich mit den Augen, indem das Schiff weiter fuhr, wie im sauren Tagelohn, und es war fast nötlich anzusehen, wie ich mich befliß, keine der vorüberziehenden Erscheinungen mir entwischen zu lassen. Ganz niedrig und nah dem Schiffe saß noch eine zurückgebliebene Nebelflocke auf einem Felsen, schief aufwärts um ein Tännchen gewickelt. Sogleich überlegte ich, wie sie am duftigsten anzubringen wäre, trug etwas Weiß

mit Rabschwarz auf und handhabte eben den Verreiber, als ein Lufthauch die Flocke losmachte und wie einen verlorenen Frauenschleier an der Bergwand entlang wehte. Das Geisterhafte des Anblicks schob nun die Dichterei in die Malerei hinein und stracks war ich dahinter her, ein Bergmärchen auszuspinnen, als ich endlich dieser modernen Befangenheit und Machsucht inne ward.

Was sind wir doch für große Leute! dachte ich. Weil uns die Errichtung eines fünfhundert Fuß hohen Turms unsägliche Mühe verursacht, so betrachten wir das bißchen geborstener und senkrecht aufgerichteter Erdrinde mit Staunen und krabbeln mit einem künstlich geschulten Geschmack darin herum. Ist dieser berühmte See größer als ein Tautropfen, der zwischen dem aufgerissenen Schorf einer Baumrinde hängt? Mir kamen die mikroskopischen Tierchen Bernardins de St. Pierre in den Sinn, welche auf einem Baumblatt eine unabsehbare grüne Wiese finden, denen die durch die Pflanzenzellen dringende Feuchtigkeit als ein Heer von gewaltigen Katarakten und Springbrunnen vorkommt und denen ein Blumenkelch ein ungeheurer Purpurdom mit elfenbeinernen Säulen und goldenen Kapitälen ist. Ein Tautröpfchen ist für sie ein unermeßliches, geballtes Kristallmeer, an dessen Rundung sie ehrfurchtsvoll in die Höhe staunen, ein unerschöpflicher Gegenstand für ihre Begeisterung und für ihren Geschmack; und es fehlt nichts, als daß sie zum Schillerfest reisen, das auf der Höhe der nächsten Blattrippe stattfindet. Aber wir sind große Leute, keine Blattläuse! Zwar sind wir in dem erhabenen Schorf unserer Erdrinde noch etwas abhängig von einem Strahle von Licht, der von auswärts kommt, unser Brot reift, den Tropfen Wein kocht und uns das Weib erkennen läßt, mit dem wir unsere Tage leidlich hinbringen und unsere herrliche Zukunft begründen. Zwar muß uns dies bißchen Morgen- und Abendlicht erst unsern gewaltigen, formenreichen Schorf bestreifen und beleuchten, ehe wir unsere komplizierte Ästhetik daran wetzen können; aber es steckt einmal in uns, wir sind Düftler, wir sind dennoch große Männer!

Der grüne Heinrich.

(Von G. Keller.)

Ich genoß zum erstenmal das Morgengrauen im Freien und sah die Sonne über nachtfeuchten Waldkämmen aufgehen. Ich wanderte den ganzen Tag, ohne müde zu werden, kam durch viele

Dörfer und war wieder stundenlang allein in gedehnten Waldungen oder auf freien, heißen Höhen, mich oft verirrend, aber die verlorne Zeit nicht bereuend, weil ich fortwährend in meinen Gedanken beschäftigt war und zum ersten Male durch mein stilles Wandern bewegt, von der ernsten Betrachtung des Schicksals und der Zukunft erfüllt wurde. Kornblumen und roter Mohn und in den Wäldern bunte Pilze begleiteten mich längs der ganzen Straße, wunderschöne Wolken bildeten sich unablässig und zogen am tiefen, stillen Himmel dahin.....

Wilhelm Raabe (geb. 1831) wurzelt fest in der Heimat, nicht in einer bestimmten Gegend, sondern: „Nur zwischen den Vogesen und der Weichsel konnte seine Wiege stehen.“ Die Gegensätze spezifisch-deutscher Art bringt kein anderer so zum Ausdruck, wie er, der deutsche Träumer mit dem hellen Blick. In der Natur ist Raabe wirklich zu Hause. Er weiß lauschige Winkel und stille Gärten zu schildern, alte, wunderlich geformte Bäume und einsame Waldseen, überhaupt die verschiedensten Landschaften — alles etwas weitschweifig und umständlich und doch so überaus anziehend. Und immer stimmt die Umgebung genau zu den Menschen, diesen borstigen und doch so weichherzigen Gesellen mit ihrem echt deutschen Humor!

Die Chronik der Sperlingsgasse.

(Von W. Raabe.)

1.

Was ist das für eine kleine Stadt zwischen den grünen, buchenbewachsenen Bergen? Die roten Dächer schimmern in der Abendsonne; da und dort laufen die Kornfelder an den Berghalden hinauf; aus einem Tal kommt rauschend und plätschernd ein klarer Bach, der mitten durch die Stadt hüpft, einen kleinen Teich bildet, bedeckt am Rande mit Binsen und gelben Wasserlilien und in einem andern Tal verschwindet.....

2.

Schon haben wir die letzten Gärten hinter uns und fahren nun langsam die Pappelallee hinauf den Höhen zu, welche im weiten Umkreis die große Ebene und die große Stadt umgrenzen. Die Sonne steigt empor über dem Walde und die Knospen, die Blätter,

die Blumen tragen alle einen Tautropfen, das Geschenk der Nacht. Die Lerche erhebt sich jubelnd in die blaue, frische Luft und auch sie schüttelt Tau von den Flügeln. Wenn wir zurückblicken, liegt die große Stadt noch verhüllt in den silbergrauen Duftschleier, den sie selbst sich webt und den sie wie Penelope den ihrigen nur zertrennt, um ihn vom neuen zu knüpfen. Wie eingewebte Goldsterne blitzen die Kreuze der Türme — die Zeichen des Leids — darauf. Wir aber fahren schon im vollen Sonnenschein und jetzt sind wir am Rande des Waldes angekommen.....

3.

Der April, der einst mensis novarum hieß, ist der wahre Monat des Humors. Regen und Sonnenschein, Lachen und Weinen trägt er in einem Sack, und Regenschauer und Sonnenblicke, Gelächter und Tränen brachte er auch diesmal mit und manch einer bekam sein Teil. Ich liebe diesen janusköpfigen Monat, welcher mit einem Gesichte grau und mürrisch in den endenden Winter zurückschaut, mit dem anderen jugendlich fröhlich dem nahen Frühling entgegenlächelt. Wie ein Gedicht Jean Pauls greift er hinein in seine Schätze und schlingt ineinander Reif und keimendes Grün, verirrte Schneeflocken und kleine Marienblümchen, Regentropfen und Veilchenknospen, flackerndes Ofenfeuer und Schneeglöckchen, Aschermittwochsklagen und Auferstehungsglocken.....

Vom alten Proteus.

(Von W. Raabe.)

....Da lag in der jetzt in röteres Licht sich tauchenden Abendsonne vor dem jungen Paar das, was das Volk eine Untiefe oder Grundlose nennt; nämlich ein stehendes Gewässer von geringem Umfange, aber einer nicht ausgemessenen Tiefe. Der Busch, aus dem die Liebenden hervortraten, zog sich dicht heran, doch der Hochwald umzirkelte das stille Wasser erst in einer Entfernung von 30 oder 40 Fuß und ließ infolge eines alten Windbruchs gegen Westen zu der sinkenden, roten Sonne sogar einen ganz freien Raum zu einem letzten Blick in dem gründunklen Spiegel. Ein einzelner, knorriger Weidenstamm lehnte sich von der westlichen Seite her über das Waldwasser und streckte weithin seine wunderlichen Zweige und hing sie fast bis zu dem kühlen Spiegel hinunter.....

Wilhelm Jensen, geb. 1837, steht, was die Mannigfaltigkeit der Naturstimmungen anlangt, fast einzig da: Er schildert die blühende Heide (Biri) und das heimische Meer („Vor drei Menschenaltern“, „Geschichten aus dem holsteinischen Lande“), den Chiemsee (Chiemgaunovellen), den ob seiner üppigen Vegetation berühmten Kaiserstuhl („Im Talgang des Kaiserstuhls“ u. v. a.). Und er weiß die Landschaft nicht nur so zu beschreiben, wie sie jetzt aussieht, seine Phantasie malt sie ihm auch stets der Zeit entsprechend, in der die einzelnen Romane und Novellen spielen.

Wilhelm Polenz' Novelle „Wald“ hat einen bedeutenden lyrischen Stimmungsgehalt, ebenso Georg Hirschfelds „Requiem“, Hugo Salus' „Pietà“ und Max Geißlers „Hütten im Hochland“.

„Requiem“, „Pietà“ und „Hütten im Hochland“ erinnern an Stifters schönste Erzählungen. Aber auch Storms und Jensens Einfluß ist nicht zu verkennen.

Pirol und Pirola.

(Von W. Jensen.)

Gemach aber befestigte sich seine Gesundheit und er sollte sich nach dem Rat des Arztes jetzt möglich viel in der freien Luft aufhalten und durfte allein in die schöne Hügel- und Waldumgebung der Stadt hinaus.

Hier fand er eine Freundin, für die er lange keinen Namen wußte, bis ihm endlich zum Gehör kam, man nenne sie die Natur. Schon vorher war er ihr eng vertraut geworden; mit ihr zusammen zu sein, machte ihn glücklich und fröhlich, und sie erschuf ihm die Welt zu einem freudigen Märchen. Das Grün der Wälder und Wiesen, die goldenen Ährenfelder waren ihr Kleid, im Gesang der Vögel hörte er ihre Stimme, und aus dem Winde rührte ihr Atem ihn an. Er suchte sie auf, wenn die erste Tagesfrühe im Osten vom Himmelsrand wie blauer Stahl emporstieg, sah die Sterne vor dem Morgenrot erbleichen und wegschwinden; im heißen Schatten des Mittags streckte er sich unter schattendes Gezweig hin und die weißen Wolken türmten sich im Blau glanzblendend wie riesenhafte Schneegipfel vor ihm auf. Beim Herannahen des Abends überbreitete ein leiser Dunstschleier den Himmel, als ob er ein Geheimnis unter sich verhülle, im Laubwerk hob ein Summen und

Rauschen an und ein seltsames Schauergefühl überrann daraus den im Zwielicht Heimkehrenden. Gleich dem Frühling hing er mit Liebe an jeder Blume, auch der unscheinbarsten; der im Windhauch flimmernde Halm redete zu ihm in einer lautlosen Sprache....

Alles aber: Baum, Blüten, Halm und Vögel, bildeten für ihn das unermeßliche, von unzähligen Schmuckstücken funkelnde Kleid seiner großen Freundin, die durch jene zu seiner Seele sprach....

Im Talgang des Kaiserstuhls.

(Von W. Jensen.)

Nun lag der Maibeginn über dem Kaiserstuhl.

Vor den Augen stand's, als wolle die Natur ein großes Frühlingsfest feiern und habe zum Schauplatz dafür das kleine Gebirg am Oberrhein auserſehen. Zwar eine Wahl hatte sie nicht zu treffen gebraucht, denn in deutschen Landen vermochte sie keine zweite Stätte zu finden, wo Himmel und Erde, Nähe und Weite ihr gleicherweise zur Erfüllung ihrer Absicht verhalfen. Ein wundersames Gepränge war's, wie zum erstenmal so hergestellt und doch nur ein seit ungezählten Jahrtausenden in jedem Jahr so wiederholtes, zugleich uralt wie die Zeit und jung wie die Morgenfrühe des neuen Tages...

Fast nur in zwei Farben gewandet, in Grün und Weiß, stand der Kaiserstuhl, als ob Feenhände ihm ein Brautkleid angelegt und seinen Scheitel mit einem Brautkranz geschmückt hätten. So erschien die smaragdfarbig aufgerollte Blätterfülle der Buchen und Birken, das Laub des Ahorns, der Grünerlen und Espen, die als Waldungen und Gebüsche die Kuppen überkrönten; unzählbar mischten sich Sträucher aller Arten dazwischen, Hasel und Hartriegel, Herlitze und Rainweide, Spindelbaum, Eberesche, Wildkirsche, Mispel und Mehlbeeren, hundert unbenannte Stauden, im Wettringen nach Luft und Licht aufdrängend. Dunkleren Einschlag werfen da und dort Rüstern, Fichten und Kiefern hinein, doch an den Spitzen gleichfalls mit jungen Trieben ausgrünend; einzig die Eichen hielten sich immer noch schmucklos im fahlabgetragenen Vorjahrskleid zurück. —

Das war der Brautkranz des Kaiserstuhls, auf seinem Scheitel und darunter überdeckt umschmiegte seine Glieder das weiße Brautkleid. In nächster Nähe stickte sich für den Beschauer eine reiche

Fülle bunter Farben hinein, doch vom Ganzen glänzte und flimmerte dem Auge alles weiß entgegen. Halden so dicht wie Kornfelder mit Ähren von blühenden Maiglocken bedeckt, breiteten sich, aufgerolltem Linnen ähnlich, nieder, erfüllten die Lüfte mit lieblichem Duft......

Wald.

(Von W. Polenz.)

1.

Ein Busch stand als einziger Laubbaum im Nadelholz, überschlank, durch die schnellwüchsigen Nachbarn zum Lichte emporgetrieben. Am Boden um sie her ein Kranz gelber und brauner Blätter, der sich von der dunklen Decke von Streu und Moos lebhaft abhob. Eben sank ein kleines, gelbliches Blatt, langsam sich drehend, vom Wipfel zum Boden herab.

„Nun wird sich's bald einwintern.....“

2.

Der Frühling war nun ganz ins Land gekommen. Nicht mehr der Vorfrühling war es, der in karger Sprödigkeit mit seinen Gaben geizt; der volle, sieghafte Lenz hatte Einzug gehalten, hatte sein Füllhorn in der Geberlaune eines jungen, reichen Fürsten ausgeschüttet. Die Fluren drunten im Tal prangten wie vielfarbige Mosaik, in der Ferne tauchte hie und da die blaue Masse eines Berges auf; und all das in der würdigen Umrahmung des Forstes.

Aber auch der Wald fing an sich zu schmücken; ein ernster Mann, der sich doch auch einmal Blüten ins Haar flicht. Fichte und Tanne standen dicht behangen mit lichtgrünem Maiwuchs. Am Boden leuchtete es von Moosen, Kräutern und Farnen. Der Waldmeister breitete seine Matten über die braunrote Laubstreu vom Jahre zuvor. Wie die imposante Gewalt eines Männerchors den süßen Zauber der Frauenstimme doppelt zur Geltung bringt, so stand dort mitten im dunklen Tannenforst eine Gruppe Buchen mit silberigen Stämmen im zartesten Duft ihrer jungen Blätter. Wie Kerzen funkelten die gelben Blüten des Ahorns. Die Birke war schon ganz in ein grünschillerndes Wölkchen gehüllt. Und alle diese Triebe dufteten würzig und stark. Die Luft schien geschwängert von Kraft und Lebenslust.....

Hütten im Hochland.

(Von M. Geißler.)

Drüben, wo die silbernen Säulen der Birken in einer Reihe stehen, ist der Hang zu Ende, dort fällt eine Stelle haushoch hinab mit Felszacken und einem kargen Wildwuchs von Schlehen und Hundsrosen.

Die Steine für den Berghof sollen sie vor Jahren dort gebrochen haben, weiß der Franz.

Nach unten schließt sich ein Streifen Stangenholz an, schmal, arm, denn dort unten weht der Winterwind einen Haufen Schnee zusammen — es ist nicht zu sagen, wie hoch. Der erdrückt das Holz. Wenn einer durch das Holz im Schneebrunn wandern würde, aber es führt kein Weg, so säh' er alsbald eine turmhohe Felswand hinabstürzen, lotrecht, drohend; und drunten in der Tiefe kocht das Wasser zwischen dem Gestein und frißt sich einen Weg durch das Gewände. So gurgelt das Wasser durch Moder und Geröll, daß die auf dem Berg sagen: an jener Stelle könnt' einer auf drei Stufen vom Himmel bis zur Hölle hinabsteigen.

Das ist das gleiche Wasser, das eine halbe Wegstunde weiter den Berg im Bogen umfließt und leidlich sanft geworden ist. Ein goldener Sand liegt auf seinem Grunde, und über dem goldenen Sand schießen die Forellen wie Pfeile. Es ist ein kaltes Bergwasser, das noch kein Sonnenstrahl erwärmt hat — denn zwischen den Felsenwänden, jenseits des Schneelochs mit seinem langen Stangenholz, löscht alles Licht der Sonne aus. Sie sagen: dort sitzt die Nebelfrau und spinnt die weißen Bergnebel von ihren Rocken ab. Und der Wind weht und trägt sie aus den Schründen in den Wald...

Ein Requiem.

(Von G. Hirschfeld.)

1.

Ein tiefblaues Himmelszelt mit golddurchzittertem Horizonte wölbte sich vor ihm, die Sonne stand tief. Es zogen kosende Flammenspiele über die jenseitigen Hügelreihen und blitzten auf etlichen Fensterscheiben des weitläufigen Klostergebäudes, das auf der Höhe lag. Durch den zierlichen Wiesenteppich des Tales zog sich ein silbernes Flüßchen — spärliche Häusergruppen zwischen blühenden Obstbäumen

lagen an seinem Gestade. Die Kirche stand etwas erhöht, der alte Friedhof bei ihr war reich mit leuchtendem Rotdorn bestanden, unter welchem die grauen Leichensteine ernst und still hervorschauten...

2.

Am Morgen, am ersten Julimorgen, stiegen wir von der Burg herab, so früh, so froh und schweigend, denn es schlief noch alle Welt im Umkreis. Blau, unermeßlich war der Himmel, die Sonne glühte noch tief. Es schwangen sich rings um unsere Anhöhe die andern Hügel in sanfter Waldlinie, tiefgrün und gelb, in allen Farbentönen. Seltsamer Frohsinn, würzige Reinheit durchzog das All. Der Regen der Nacht war schon versiegt und frisch gewaschen, tauig und dampfend, dankte jetzt die Landschaft dem lachenden Himmel und wußte nichts mehr von wohltätigen Wolken. Rings perlte es von den Gräsern und blitzte in zahllosen Silberfunken, Lerchen, frühe Sonnenwanderer, rauschten, ein fröhlicher Schrecken, zum Äther empor. Wir liefen wie Kinder den Wiesenabhang hinunter, dem Walde zu, dessen heimliche Ruhe uns köstlich lockte. Bald waren wir im sonnengrünen Dom, und fast blieb uns der Atem stehen, so durchzog das heilige Wehen unsere Brust und scheuchte die letzte Beklemmung des Schlafes. Toll jagten aufgescheuchte Hasen an uns vorüber, eines Fuchses roter Pelz glitt schimmernd durch die schwarzen Stämme und alles floh vor uns Harmlosen, nur nicht das kleinste Volk auf dem moosigen Boden, goldgrüne Käferlein, regungslose Eidechsen auf grauen Felsplatten und die geschäftigen Ameisen, die rastlos ihre Lasten in den Bau schleppten; die achteten auf uns Faulenzer schon lange nicht.

Am moosbehangenen Munde einer Quelle, die ihre plätschernden Silberbänder den Waldabhang hinunter warf, ließen wir uns nieder....

Pietà.

(Von H. Salus.)

Meilenweit, hügelauf, hügelab Tannenwald um das weiße Schloß. Die Täler hinab bis an die Meierhöfe und kleinen Dörfer, die Berglehnen hinan und über die Bergrücken rauschender oder heiligstiller Forst mit sturmerprobten Bäumen bestanden; oben von dem einsamen Rundturm, mit seinem spitzen Dachhütlein schweift der Blick wie über ein großwelliges Meer über die hellgrünen Baum-

kronen in der Nähe, über die ferneren dunkelgrünen Wipfelfelder, über das bläuliche Grün der Forste am Horizonte, die wie breite Moosflächen sich an den runden Himmelsrand schmiegen. Und darüber über dem besonnten und doch so dunklen Grün schwebt auf breiten Schwingen ein Adler, oder wiegt sich wohlig ein Edelfalke. Deutsche Waldlandschaft....

Heinrich Hart sagt von seinem Jugendgenossen Peter Hille, (1854—1904): „Das eigentlich Besondere aber an Hilles Poesie ist das urwestfälische Blut, das in ihr pulst und klopft. Seine Dichtung mutet an wie die Waldberge seiner Heimat. Nichts Glattes, Poliertes, Ebenes ist an ihr, immer auf und ab geht der Weg, an rieselnden Brunnen vorbei durch rauschenden Wald, über moosige Steine und Wurzelknorren, die beinahe ins Stolpern bringen, dann und wann auch an einem schattenlosen dürren Sandhang empor, bis zur sonnigen, windumwehten Höhe mit unendlicher Aussicht ringsum. Ausdauer und liebevolle Versenkung verlangt diese Dichtung....

Was sie zum Teil so schwer faßbar, unwegsam, wunderlich macht, das hängt mit dem innersten Wesen des Dichters zusammen....“ *)

Die Hassenburg.

Roman aus dem Teutoburgerwalde.

(Von P. Hille.)

Die Sonne neigte sich schon dem Walde zu, ihr feiner Schein strich leise über den welken Himmel; wie ein Schleier der klösterlichen Einsamkeit schimmerten die Herbstfäden, Fäden zum Sterbekleid der Natur...

Es gibt Tage, an denen die Bäume ihre Illusionen verloren haben. Äußerlich ist nichts wahrzunehmen, die Sonne scheint mild und weich. Nur ein wenig abgespannt scheint sie; am Himmel ist kein Wölkchen, wohl aber leiser Dunst, ein gewisses Welksein zu merken. Eher zu wittern, als daß man was Bestimmtes wahrzunehmen, zu unterscheiden vermöchte. Es können noch heitere Tage kommen, Tage, die heiter aussehen, denen aber sozusagen die Seele, die innere Heiterkeit fehlt. Es ist, als hätte eine Geisterhand Erde und Himmel berührt, sie gezeichnet. Und nun kann die Natur nicht mehr

*) Die Dichtung: Band XIV, Peter Hille von Heinrich Hart.

sich freuen, nicht mehr aus voller Brust aufatmen. Jede Empfindung ist in ihr zunichte gegangen....

An Bernhard Kellermann (geb. 1879) darf man nicht denselben Maßstab anlegen, wie an andere Prosaschriftsteller. Er ist der geborene Romantiker und „Ingeborg" ist lyrisch, durch und durch lyrisch, für die Epik hat Kellermann keinen Raum. — Und man kann getrost behaupten, daß er in der Naturbeseelung nur wenige seinesgleichen hat.

Ingeborg.

(Von B. Kellermann.)

Dann kam der Südwind, mitten in der Nacht, und ich erwachte augenblicklich und lachte laut heraus vor Vergnügen. Das war ein Hallo im Walde, die Bäume schüttelten den Schlaf von sich und taten laut. Seitdem war ich auf dem Posten. Der Frühling kam aus der feuchten Erde, aus der Luft, er kam überall her. Ich stand und lauschte: es rieselte und gluckste überall. Es war ein verstecktes Lachen unter dem faulen Laube, man wußte, daß da drunten Dinge vor sich gingen. Es roch so wunderbar nach Erde und Wurzeln. Das Wasser der Bäche veränderte seinen Geschmack. Und — ah! — es schoben sich grüne Spitzen durch die Laubdecke. Was für ein Grün war es doch! Ich hatte ja ganz vergessen, daß es dieses Grün gab. Feuchtigkeit schlug aus den Buchenstämmen, überall regte es sich, eine stille Ergriffenheit lag auf allen Dingen. Ich entdeckte die erste Anemone. — — —

Dann ging es im Sturmschritt vorwärts, der Frühling fackelte nicht lange. Es grünte, es knospete. Allerlei billiges, wildes Kraut wuchs zuerst, dann kletterte das Grün in die Höhe, in die Sträucher, und schließlich bis in die obersten Ästchen der Buchen. Die Knospen der Kastanien tropften, Züge schneller Vögel glitten hoch am Himmel über das Tal, ein Fink zog ein im Buchenwalde und eines Tages schaukelte ein weißer Schmetterling über die Wiese! — —

Die Erde erfaßte ein Rausch, ein Taumel, sie lachte.

Eines Tages nun, da blühten die Apfelbäume an der Bergstraße.... Sie marschierten die Straße hinab, und ich begriff nicht, warum sie nicht auch noch sangen und sich schwenkten wie Fahnen.

Das Schönste, was ich sah, das war ein kleiner, blühender Apfelbaum. Der stand an der Parkmauer und ich verliebte mich jedes

Frühjahr in ihn. Als ich ihn zum ersten Male ansah, zog es leicht an meinem Herzen, und mein Atem setzte eine Weile aus. Er war schön und klein und lieblich, wie eine geschmückte kleine Prinzessin sah er aus, weiß in weiß, eine kleine schlanke Prinzessin, auf die aller Augen gerichtet sind, und die nicht weiß, wie schön sie ist, und daß alle Leute nichts tun, als an sie denken Tag und Nacht.

Ich war glücklich und blickte in mein Herz. Da war nichts als Freude und Bewunderung.

Häufig setzte ich mich ins Gras und besah mir eine Stelle, nicht größer als die Hand. Das schwebte! Das war so kunstvoll und mannigfaltig. Ich sah mir diese handgroße Stelle an und schüttelte den Kopf; und ich begriff nichts und eine eigentümliche Rührung zog durch meinen ganzen Körper, von den Zehen bis zum Kopfe. Großer Gott, wie hast du das ersinnen können? — Und Gott lächelte aus dem kleinsten Halm .....

Eduard v. Keyserlings (geb. 1855) Naturgefühl ist schwer definierbar: Er verbindet die verschiedensten Eindrücke miteinander, wie das bei der rastlos schaffenden Phantasie eines Dichters häufig der Fall ist. Dadurch bringt Kayserling seine sinnliche Reize zum Ausdruck, die sonst nur gleich Traumbildern an unserem Bewußtsein vorübergleiten. Es gehört eine hohe Kultur der Sprache dazu, solches zu wagen und — durchzuführen.

Harmonie.

(Von E. v. Keyserling.)

Die Station war zwei Stunden von dem Schloß entfernt. Als Felix v. Basenow sich dort in seinen Wagen setzte, war die Sonne im Untergehen. Felix drückte sich behaglich in die Wagenecke und zog die Reisedecke über die Knie. Die nordische Frühlingsluft fühlt sich ein wenig scharf an, wenn man von dort unten aus der Sonne kommt: „Sieh — sieh!" dachte er, „hier sind auch Farben!" Die Wolken am letzten Abend in Almasi waren nicht blanker gewesen...

Der Wagen fuhr durch Felder hin. Ebenes, grellgrünes Land, über das seidige blaue Schatten hin schillerten. Leute kamen von der Arbeit. Sie mochten Gerste gesät haben. Langsam ging eine hinter

der andern her, graue Gestalten, denen das Abendlicht die Gesichter rot malte. Weiber standen am Wege in ihren farbigen Kamisolen, sehr bunt und schwer in all dem Grün. Sie schützten die Augen mit der Hand und schauten dem Wagen mit einem starren Lächeln nach.

Felix freute sich, das wiederzusehn. Aber, es war unterhaltend, — wenn er die Augen schloß, war das alles fort, und ganz andere Bilder drängten sich heran, Stücke von Bildern, kleine, grelle Visionen, die nicht zur Ruhe kommen konnten, die wirr durcheinander fuhren, wie aufgescheucht. Immer viel tiefes Blau, gewaltsames Licht, über großen, starren Linien. Ein roter Blütenzweig auf dem gelblichen Atlas einer Felswand, die Berührung eines Frauenkörpers, einer Haut, in die es sich wie Bernstein mischte. Der leidenschaftliche Mißton eines Kamelgeschreies in der Stille einer ganz blauen Nacht.

Wenn er dann wieder die Lider aufschlug, erschien das grüne Land, über das rote Lichter hinstrichen, in seiner Stille und Kühle fremd und unwahrscheinlich. Er mußte darüber lächeln, wie alle diese Bilder um ihn stritten, um für ihn wirklich zu sein.

Die Abendlichter verblaßten. Der Weg führte jetzt durch den Wald. Unter den Bäumen war es finster. Hie und da leuchtete ein weißer Birkenstamm aus dem Schwarz des Nadelholzes, darüber war der Himmel farblos und glasig. Die bleiche Dämmerung der Frühlingsnacht sank auf die dunkeln Wipfel nieder. Es war sehr ruhevoll. Dennoch schien es, als kämen sie im Walde, in dieser Luft, die erregend voll der bittern Düfte von Knospen und Blättern hing, nicht recht zur Ruhe: ein Flügelrauschen, der verschlafene Lockton eines Vogels. Heimlich knisterte und flüsterte es im Dunkeln. Sehr hoch im weißen Himmel erklang noch das gespenstische Lachen einer Bekassine, und plötzlich begannen zwei Käuze einander zu rufen, leidenschaftlich und klagend......

XVIII.

Im 19. Jahrhundert entstanden in den deutschen Landen viele Kulturromane. Anfangs lockten die Dichter und Schriftsteller nur die Wunder der tropischen Natur — die Besiedelung ferner Weltteile, wie einst zur Zeit Robinsonaden. Erst Adalbert Stifter wirkte bahnbrechend. Mit dem „Heidedorf" und „Aus der Mappe des Urgroßvaters" beginnt eine lange Reihe solcher Erzählungen: Peter Rosegger „Die Schriften des Waldschulmeisters", Gustav Frenssen „Die drei Getreuen", Karl Worms „Erdkinder", Wilhelm Arminius „Heimatsucher", Max Geißler „Das Moordorf", „Am Sonnenwirbel" u. a. m.

Gustav Frenssen (geb. 1863) schildert in „Die drei Getreuen" die Besiedlung einer einsamen, teilweise noch vom Meere überspülten Hallig, „des Fackelholms". Das Buch leidet unter einem Überschuß an Naturpersonifikationen, die noch dazu häufig nicht glücklich gewählt sind, entschädigt aber den Leser reichlich durch die realistische und doch außerordentlich poetische Beschreibung eines Kampfes, der seit vielen Menschenaltern an den Ufern des Deutschen Meeres wütet. Bald siegt der Mensch, sichert ein „Maifeld" durch Steindämme und baut im Schutze der Dünen seine Wohnstätten. Dann kommt eine Sturmflut und wütend stürzen sich die Wogen auf das grüne Land, das ihnen so mühsam abgerungen wurde und verschlingen es wieder. —

Frenssens bekanntester Roman „Jörn Uhl" enthält gleichfalls sehr schöne Naturschilderungen.

Die drei Getreuen.

(Von G. Frenssen.)

1.

Sie gingen gen Westen über das wilde Watt. Es singt in diesem Lande kein Vogel; es schreitet kein Mensch, es sprießt kein Halm.

Grau und ganz nackend liegt das Land.

Wie am Morgen des ersten Tages.

Aber am Morgen heißt es wieder: Es werde!

Das Watt ist nicht tot; es gibt nichts Lebendigeres als das Watt. Da ist noch Schöpfung bei Tag und Nacht. Da wird gebaut. Wenn man sich niederlegt, hört man das Atmen des Watts, rieselndes, ruhiges Atmen, Quellen, Heben und Dehnen....

2.

Sie zogen Schritt für Schritt weiter, bald über weite, sandige, feuchte Flächen, in welchen die Hufe der Pferde nur wenig einsanken, bald über lang sich dehnende, weiße Muschelbänke. Dann kamen sie über Flächen, über denen in kleinen, eilenden Wellen flaches Wasser rann: ein weites, fruchtbares Feld, auf dem einst Häuser und Bäume stehen werden, und der Pflug Furchen ziehen und die Kinder ihren Reigen tanzen werden!

Einst! Nach hundert Jahren!

Jetzt schläft es noch!

Vom Westen her, aus weiter Ferne, kam dumpfes Rauschen, immerzu, wie rollender, ferner Donner, der sich lang hinzieht. Es war die Norderelbe, deren Wogen gegen das Ufer des Watts brandeten. Da sahen sie auch in der dämmernden Ferne drei oder vier Lichtmassen, mächtige Schiffe, die Kurs auf Helgoland hatten.

Das Wandern schien kein Ende zu nehmen, und es war, als wenn es überhaupt kein Land gäbe, kein grünes Gras, keine Menschenwohnung. So fern erschien die bewohnte Erde, so öde ohne Grenzen das graue, stille Watt.....

3.

„Ich sehe Flackelholm. Es schwimmt auf dem Wasser!“ Da lag jenseits des Wasserlaufs in der Ferne ein schmaler, dunkler Streifen wie eine gerade Linie; dahinter ragte eine unregelmäßige Reihe von niedrigen Hügeln, die weißlich schimmerten. Weitum aber am Horizont zwischen den Hügeln und in den Niederungen, in denen die Dämmerung noch ihre Nebel braute, standen dunkle, große Massen, als wären es Wälder oder altes Mauerwerk oder schwarzer Erdenwall. Über dem ganzen Bilde lag die ernste, erwartungsvolle Stimmung des zweiten Schöpfungstages...

Jenseits des Stromes hob sich das Watt. Die Erde wurde fester, doch war es noch immer grauer Schlick. Dann kam die erste kleine Insel, zwei oder drei Meter groß, einen Fuß hoch überm Watt, von allen Seiten von der Flut umspült, wie angebissen. Dann kam das zusammenhängende Land, schon freundlich mit den ersten schüchternen Blumen, mit buntem Kraut umkleidet...

Max Geißler (geb. 1868) beschränkt sich nicht auf bestimmte Landschaften. Er schreibt Halligromane und solche, deren Schauplatz die Ebene oder das Gebirge ist. Und er macht zu allen diesen Erzählungen seine Studien an Ort und Stelle.

„Das Moordorf" ist die Geschichte der Urbarmachung eines norddeutschen Moores, die Geschichte von Worpswede. Die Bilder der berühmten Moormaler könnten den Roman illustrieren. Geißler malt ihren unvergänglichen Stimmungszauber in Worten: den dunklen Moorboden, das weiche, wehende Gras, den stahlblauen Wasserspiegel der Kanäle, die verschiedenen Moorbäume, vor allem die Birken, „denen man ansieht, daß sie in Sturmeswehen gewachsen sind". Und dann die niedrigen Moorhäuser und ihre Bewohner, die in herber Verschlossenheit und in schweigsamem Ringen den Sieg über die Natur davontrugen.

Das Moordorf.

(Von M. Geißler.)

1.

Aber in diesem Jahre geschah es, daß der Himmel weit in den Oktober hinein wie eine blanke Kuppel über dem Moore stand. Die Nebel wälzten sich des Morgens nicht in trägen Ballen schwerfällig über dem braunen Lande, wie sonst in den Tagen des nahen Novembermonats. Sie spannen in schneeweißen Flächen über dem Moor und schlugen sich unter dem blitzenden Licht der Sonne als blanker Tau ins Ried. Das Wollgras wehte noch und über der Heide lag das Rosa der Blüten fast mit dem gleichen sanften Leuchten wie im August...

2.

In dem Moore war das feine Rinnen der Wasser, das man nie zwischen den schweren Schollen, nie in dem weichen schwarzen Grunde

hört, als in der Zeit, da der Frühling in goldenen Schuhen durch das Heidegestrüpp wandert...

Endlich verloren sich die Märznebel, der Himmel stand in mattem Blau über der Welt. Schmale dünne Wolkenstreifen schlugen sich in glänzendem Weiß durch das blaue Gewölbe und in den Birken waren die Schleier aus grüner Seide noch von dem rötlichen Braun der Knospenhüllen durchsponnen.

Ham Rugen wußte: nun werden die Ostwinde durch lange Tage über das Moor laufen. Die ferne Geest zeichnete eine scharfe Linie gegen den Himmel, und Kiefern und Eichen der Weiten, die Firste der fernen Dächer und was sonst noch in die klare kühle Frühlingsluft hineinragte — alles stand hart gegen die Bläue des Himmels. Nur der Wind aus Osten, der über die endlosen Landstrecken gewandert, schafft die kalte Klarheit der Linien, wie sie das ganze Jahr im Moore nicht vorkommt....

3.

Allenthalben hatte der Frühling leise Spuren künftigen Glückes zurückgelassen. Nur die niederen Buschkiefern, die da und dort auf der Fläche standen und die auch Ham Rugens Hütte umgaben, waren noch ganz freudlos. An der Spitze ihrer Zweige brannten noch nicht die rötlichen Lichter, die erst zur Maifeier ausgesteckt werden und nicht früher erwachen, bis die Nachtigallen in dem glänzenden Grün ihre Sommerwohnungen aufgeschlagen haben....

4.

Aber in dem Sonnenzauber, der über dem Heidemoor lag und in dem einige der Birken, die er in dieser Vollkommenheit sonst nirgends gesehen, wenn sie in dem rechten Lichte standen, wie lodernde Feuer brannten, zerflossen ihm die Gedanken an das Elend der Hütte.

Seine Seele, die so zag geworden war, ließ die Fülle des Heidesonnenglanzes über sich ergießen und sein Auge sah einen Reichtum von Farben, von so tiefer gesättigter Reinheit, wie er sie vordem wohl gewünscht, aber noch nie gefunden hatte. Und es war ein Zusammenklang der Farbentöne, der seine Sinne fesselte, wie nie vorher beim Anblick einer Landschaft. Es war auch ein nimmermüder Wechsel in den Farben der Moorheide um diese Tageszeit und in dem Lichte, das darüber spann....

Josef Lauff (geb. 1855) der Dichter des Niederrheins, ist gleichzeitig Maler. Letzteres scheint dem Leser von Lauffs Erzählungen fast selbstverständlich, denn hier reiht sich Bild an Bild, eines immer schöner als das andre.

Frau Aleit.

(Von J. Lauff.)

1.

Jetzt hielt der Deichgraf den Fuß und sah über die Landschaft. Ein gesegnetes Stück Erde lag vor ihm, eine grenzenlose Fläche, deren grüne Halme sich sanft gegen den Abendhimmel bewegten. Es war ein immenser Plan, der, nur von einzelnen Gehöften durchsetzt, sich bis ins Unendliche hinzog. Scharf begrenzte Linien liefen hindurch, querten sich wechselseitig und gaben der weiten Ebene das Aussehen eines gewaltigen Netzwerkes, in dessen Maschen sich kreisrunde Wasser befanden, die wie aufgeschlagene unergründliche Augen gen Himmel blickten. Bis weit zum Horizont hin ließen sich die charakteristischen Linien verfolgen, die der Landeskundige als Deiche erkannte und die, nach bestimmten Gesetzen geführt, den Zweck hatten, das vornehmlich im Frühjahr zurückgestaute Rheinwasser zu bannen oder es in weniger gefahrdrohender Weise in das Binnenland strömen zu lassen.

2.

Grau in grau lag die Landschaft. Nur vereinzelt fiel ein Stück des entschleierten Himmels zur Erde. Und wenn es geschah, schälte sich so ein kleines Bild von Hoffnung und Frühlingsfreude aus der umdüsterten Fläche. Dann begannen auch die jungen Wintersaaten zu leuchten, sonnige Lichter gingen darüber hin und die Weidenbäume streckten ihre Kätzchen hervor und hatten das Aussehen, als seien sie mit hellgrünen Tupfen über und über besprenkelt. Aber dem farbenfrohen Bilde war keine lange Dauer beschieden. Wie gekommen, so rasch zerging es auch wieder, dämmerte ein und ließ sich in grauen Regenfäden schraffieren....

Es war an einem Tage in der Woche, der Palmarum voranging. Über dem Werden und Treiben hatte bislang die Ruhe des Todes gelegen. Senkrecht waren die Wölkchen aus allen Schloten gestiegen; auf den stillen Wasserkolken zeigte sich keine kräuselnde

Furche. An diesem Tage aber tat sich der Sturm auf. Im grauen Regenmantel kam er gezogen und blies die schweren Pappelkronen, die eben einen zartgrünen Schimmer angesetzt hatten, gegen den östlichen Himmel.

Frühlingssturm in der niederrheinischen Landschaft!....

Kärrekieck.

Eine niederrheinische Geschichte.
(Von J. Lauff.)

Über den Wassern begann es zu dunkeln. Ein Bläßhühnchen ruderte auf dem ruhigen Spiegel. Unter stetem Nicken führte es die zierlichsten Schwenkungen aus. Hinter ihm glitzerte die Fahrrinne wie zwei silberlichte Streifen, die allgemach im dichten Gewirr der Schachtelhalme sich verloren. Schon huschten einige Abendspanner vorüber. Aus den umliegenden Wiesen stiegen die Nebel empor. In langen weißen Schleiern häkelten sie sich um die Rispen und Halme und flatterten wie schmale Bänder um die Binsen des Ufers, die ihre zarten Blütenfähnchen wechselseitig berührten. Mit dem Steigen des Nebels senkte sich die Nacht immer tiefer und tiefer....

Immer stärker fiel der Tau. Silberglänzend perlte er von den schwanken Gräsern und den Schößlingen der Erlenstrünke. Der modernde Holzgeruch einte sich mit dem süßlichen Duft des Holunders, dessen weiße Scheindolden matt und nebelig vom jenseitigen Bollwerk herüberdämmerten....

Wilhelm Bölsche schrieb einen Roman „Die Mittagsgöttin", der wunderbare Landschaftsbilder aus dem Spreewald und aus dem Grenzgebiet zweier Vegetationen (Spreewald und Mark) enthält, Bilder aus der Mark, wie sie Walter Leistikow malt. Aber Leistikow liebt schwermütige Stimmungen — die Kiefern des Grunewaldes, wenn ihre Stämme in der untergehenden Sonne rötlich erglühen oder wenn ihre spärlichen Kronen sich fast schwarz von einem blaßblauen Herbsthimmel abheben. Bölsche dagegen wählte die lautlose Stille eines Hochsommertages, die nach uralter Wendensage mit dem Erscheinen der Mittagsgöttin in geheimnisvollem Zusammenhang steht und als Gegenstück ein Gewitter.

Die Mittagsgöttin.

(Von W. Bölsche.)

Im Walde war es kühler, im Hauch des moorigen Bodens webte auch am Tage noch etwas von dem Erlköniggeist, der nachts hier ein wildes Spiel treiben mochte. Aber war das überhaupt ein Wald? Ich zweifelte. Ich hatte nie Ähnliches erblickt. Breite Lichtungen von Erlengruppe zu Erlengruppe, über denen man doch das Blau des Himmels kaum ahnen konnte, da oben das weitgestreckte Gezweig sich zu dickem grünen Gespinst verband, das wieder auf das nadelscharfe rötliche Binsengras des Bodens ein so sattes Smaragdlicht warf, als spiegelte sich bloß die Höhe selbst in einem uferlosen See....

Der Nadelholzbestand an dieser Stelle hatte mich stutzig gemacht. War der Spreewald mit seinem Erlentypus hier zu Ende? Je weiter ich kam, desto zweifelloser erkannte ich an den botanischen Merkmalen den Charakter des Grenzrains zweier Gebiete. Rechts zur Seite des Weges in zunehmender Dichte Laubwald, links märkische Kiefern. Der Pfad selbst ganz Sand, zum Waten locker. An hundert kleinen Zügen zeigte sich das Ringen der beiden Vegetationswelten. Links über den roten Stämmen im grauschwarzen Faserlaub ein Summen des Windes, der die Höhe stärker und stärker überstrich, jener leise Äolsharfenlaut, mit zeitweise hartem Aneinanderknarren vermischt, der für die Wälder der Mark bezeichnend ist. Rechts das kräftige schüttelnde Rauschen und Wirbeln des Laubwaldes, mit dem hier ein hartes Eichenblatt, dort ein zarter lichtgrüner Erlenteller herabschwebte. Links kahler roter Boden, kaum einmal ein dürrfaseriger Brombeerstrauch am Rain, —rechts unter den Erlenkugeln, die jedesmal einen feuchten Fleck andeuteten, kniehohes Gras, Farnwedel, Pilzhüte in schmutziggrellen Giftfarben. Aber enger noch wogte der Kampf: hier eine Eiche, verirrt im Kieferngebüsch, ohne Krone, im Drang nach verwehrtem Licht zu gespenstischer Unform verzerrt, — hier ein Stück Kornfeld jäh in den Laubwald eingesprengt und in seinem Gefolge am jenseitigen Rand junge Nadelholzstämmchen keck zwischen das fremde Saftgrün gezwängt, so daß Blatt und Nadel im Anstoß des Windes durcheinander wogten wie einmündende schwärzliche Stromschnellen im Smaragdgrün eines Alpensees. In diesem Augenblicke überschritt ich die Quellscheide des Erdwalls.... vor meinen Blicken lag jählings wie eine riesige

Fata morgana ein weiter, im Sturm aufschäumender See. Kein kleines Wasseroval: eine mächtige, sich fern verlierende Wogenfläche. Am sanft abfallenden Ufer eine zerzauste Birkenreihe, große, wildknorrige Stämme, deren intensives Weiß wie eine Reihe von Flammen vor dem schwarzen Spiegel stand, das karge Laub in flatternden Girlanden weit über das Wasser hinausgeweht. Im See selbst, wie vom Ufer losgerissene Zweige, hier und dort hohe Schilfwiesen, auf Untiefen kühn in die öde Fläche, die ihre Schaumwolken in die Halme warf, hinausgestellt. Das andere Ufer, so weit es sichtbar wurde, hoch, schwarz, ein mächtiger Kiefernwald, der die Wolkenmassen zu tragen schien, — Wald, nichts als Wald....

Georg Hermanns (geb. 1871) „Jettchen Gebert", ein Buch, das ein sehr feinsinniger Dichter schuf, spielt in Berlin zur Zeit, da man noch nach Charlottenburg auf Sommerfrische ging. In diese Landschaft, die heute größtenteils unter einem Häusermeer begraben liegt, ist die Erzählung eingestimmt: ein Frühling, Sommer und Herbst in Charlottenburg, Jettchen Geberts Frühling, Sommer und Herbst, denn die vergangenen zählen nicht: erst die Liebe schärfte ihr zu diesem Naturgenuß die Sinne.

Karl Busse schmückt die Novelle „Die Referendarin" gleichfalls mit wunderschönen Frühlingsbildern aus.

Jettchen Gebert.

(Von G. Hermann.)

Und draußen kam der Frühling. Die in Berlin sahen nur seine verirrten Boten, aber die beiden in Charlottenburg hatten ihn ganz, mit jedem Blütenblatt, mit jedem Lächeln. Und immer, wenn Jettchen meinte, es könne gar nicht mehr reicher werden, nun hätte es genug der Blüten — dann hatte er für den nächsten Morgen eine ganze Schürze voll Überraschungen vorbereitet, wie ein aufmerksamer, nimmermüder Liebhaber. Erst hatte es nur kleine blaue Blumen in dem welken Laub im Schatten des Buschwerks gegeben, doch plötzlich waren sie wie weggewischt und hellgrünes Laub überwucherte ihre Stätten. Und die paar Flecken weißer Anemonen, die schon rosig erglühten, gleichsam als wäre ihnen die Sonne zu warm, verstoben — aber dafür rückten die blanken Blätterdüten der Maiblumen jeden Tag ein Stückchen höher.

Und kaum daß die Stachelbeeren ihre kleinen Blüten verloren, da pendelten andere an den Johannisbeeren. Und dann kamen die kleinen, roten Geißblattbüsche und der Flieder, der sich an die Hauswand lehnte in seinem violetten Rock. Und zwischen ihm, ein paar Tage danach, gelockt von einer warmen abendlichen Feuchtigkeit, brachen an den steilen Stämmen des Goldregens die schwankenden, flatternden gelben Fähnchen auf, mit ihren goldigen, hängenden Strahlenbündeln. Und — als ob das nicht genug der Farbe, da zündeten die Kastanien auf dem Hof und drüben über dem Haus, über dem schrägen braunen Ziegeldach ihre Kerzen an, die bis tief in die Nacht hinein weiß leuchteten; und der Rotdorn im Garten, die alten gewundenen Stämme hinten, wo das Gartenland anstieß, — zogen die feurigste Abendwolke vom Himmel, um sich darein zu hüllen....

Die Referendarin.

(Von K. Busse.)

Großkirchen ward immer schöner. Auch ihm wob der Frühling ein schimmerndes Brautgewand.

Es regnete viel im Mai, aber es waren die wundervollen, leisen Regenfälle, die als himmlische Gnade niedersprühen und alle geheimen Kräfte des mütterlichen Bodens lösen....

Dämmerung wob schon überall. Die Fernen waren ganz versunken und immer tiefer verschleierte sich die Nähe. Man hörte nun das feine Rieseln und Rinnen; von den Bäumen tropfte es, es tropfte aus den Kelchen und von den Blütenblättern des Flieders. In üppigen Büschen hing er über die niedrige Mauer des Friedhofs herab. Wie eine Wolke, die süß und irr wandert, ziellos und versonnen, schwamm sein schwerer Duft durch die laue, regentrübe Abendluft. Man konnte, ohne ihn zu spüren, eine ganze Strecke gehen und plötzlich war man mitten darin in solch einer wandernden Duftwoge, die wie ein feiner Rausch zu Kopfe stieg....

Und dann die Natur! Ich hab' zum ersten Male den Frühling gesehen.... den richtigen Frühling, den man erst erkennt, wenn man jeden Tag, jede Stunde mit ihm erlebt. Der Äste und Zweige bricht, der erst reinen Tisch macht und sich ganz leise nur vorwagt. Hier ein grünes Hälmchen.... dort eines; die Bäume noch wie im Winter.... nur was Graubräunliches vielleicht in den Zweigen.

Und dann ein warmer Regen. Fliegt da ein grünlicher Schimmer über die Äste? Einbildung, sagt man sich. Nächsten Tag geht man wieder spazieren. Herrgott! da kommt was ganz Kleines heraus...., ein Spitzchen. Und man sieht es wachsen: die Saat wächst, das Gras wächst, die Knospen. Bei mir um den See herum steht alles voll Flieder. Heute sind die Knospen noch fest zu, wie kleine Hände, die sich geballt haben. Morgen lösen sie sich schon. Komm' ich wieder hin, sind sie offen....

Klara Viebig (geb. 1860) packt das Leben stets an der Wurzel an. Sie scheut vor nichts zurück, und hebt mit kühner Hand den Schleier der Illusionen. Förmlich dramatische Gestaltungskraft und ein glückliches Schilderungstalent machen ihr das möglich. Letzteres erstreckt sich auch auf die Natur. Und hier spürt K. Viebig den geheimnisvollen Beziehungen nach, die zwischen den Menschen und seiner heimischen Scholle bestehen. In „Naturgewalten", einer Sammlung von Erzählungen aus den Eifelländern, sind „Der Lebensbaum" und „Das Kind und das Venn" Meisterstücke dieser Art. Das „Venn", ein großes einsames Hochplateau des Eifelgebirges, spielt in K. Viebigs Erzählungen überhaupt eine bedeutende Rolle. („Einer Mutter Sohn.") Der Roman „Das tägliche Brot" beginnt mit der Beschreibung eines Dorfes, das inmitten der norddeutschen Tiefebene liegt.

Für Wilhelm Schmidt-Bonn (geb. 1876) der häufig mit Klara Viebig verglichen wird, bedeutet die freie Natur die Ruhe, das Sonntagsland. Ihn aber zieht es zu jenen Menschen, die sich mit gebückten Rücken und scharrenden Händen Nahrung und die Möglichkeit zu leben suchen müssen —, zu den Ausgestoßenen, zu den Raben. Das Sonntagsland, ihre ursprüngliche Heimat, liegt für sie in märchenhafter Ferne — sie sehnen sich unaussprechlich danach, aber sie erreichen es nie.

Auch Hermann Stehr (geb. 1864) geht düstere Wege. Er folgt den Spuren des grausamen Schicksals, das mit seiner Wucht so viele Seelen zermalmt. Und die Natur spielt die Begleitung zu diesen furchtbaren Tragödien, ja sie greift sogar oft handelnd ein.

Das tägliche Brot.

(Von K. Viebig.)

Hinter dem sandigen Hügel hebt sich eben die Sonne empor. Die Kiefern auf der Höhe werden rot umstrahlt, haarscharf zeichnet sich jede Nadel der struppigen Äste auf dem dunkelglühenden Morgenhimmel ab. Ein scharfer Frühwind weht; das Hungermoos, das grauweißen Bartzipfeln gleich an alten Stämmen hängt, flattert. Zuckende Lichter überhuschen die spärliche Grasnarbe, die kaum die knorrigen Wurzeln deckt; fingernde, goldige Strahlen greifen hier und dorthin, strecken sich länger und länger, leuchten wärmer und wärmer.

Unten in der endlosen Ebene der Felder noch bleichgrauer kalter Dämmerschein. Dampfende Nebel steigen aus den Senkungen und ziehen ihre weißen Gespinste über den Acker, bis sie fern an der blauen Wand des Waldes in Fetzen zerflattern.

Fahl schimmern in der Dorfgasse die gekalkten Giebel der Hütten, nur die hohen Mauern der Kirche zeigen schon warme Reflexe. Die Kastanienbäume am Portal schütteln sich, daß ein Regen von nachtfeuchten, gelben Blättern niederrieselt; ein herber, bitterlicher Herbstduft steigt aus dem fallenden Laub....

Der Lebensbaum.

(Von K. Viebig.)

1.

Die mächtigen Kehren der Bergstraße, die in kunstvoll angelegten Windungen vom Eifelplateau zu Tal führt, kam ein Mädchen herab.

Die Welt war in Mondschein getaucht. Unruhig zitternde züngelnde Schatten warfen die im herbstlichen Nachtwind bebenden Ebereschenbäume am Straßenrand auf das blütenweiße, hart wie Metall schimmernde Band der Chaussee. Zur Rechten, tief unten, in den am Tag noch grünen, jetzt seltsam fahl gefärbten kulissenartig ineinander geschobenen Schluchten, blitzte wie blankes Silber der sich siebenmal windende Wildbach. Man hörte ihn bis zur Höhe der Chaussee heraufrauschen und gegen die Steine schlagen, die, vom ewigen Anprall rund gewaschen, sein Bett füllten.

Von links her, von der mächtigen Ley, deren uralte Kraterwände, dem erhellenden Himmelslicht zum Trotz, schwarz blieben wie in finsterer Nacht und von ihrer erstarrten Lava das Mondlicht abschüttelten, jammerten Vögel. Das Raubgeschrei der Falken und Bussarde war verstummt, aber Eulen und Käuzchen mit langgezogenen „Huhuh“ — mischten ihre Stimmen unter das Pfeifen der Fledermäuse.

Wie ausgestorben, wie verzaubert lag der kleine Ort im Mondenschein. Auf dem spitzen Dach der Kirche, die stattlich, ein wenig erhöht, den Flecken beherrscht, glitzerte jeder Schiefer gleich einem Riesendiamant. Auch das Wasser des Wildbachs glitzerte; aus den Kaskaden, in denen es dahinrollte, sprühten tausend Brillanten. Schwer lag der versilbernde Reif der Herbstnacht auf den braunen Blättern der Bäume und der Bergwald, der zwischen Häusern und Kirche hereinlugte, zeigte um seine runden Buchenkronen eine schimmernde Aureole....

2.

Der Wald gefiel ihm, der guckte ihn nie finster an. Und weich war das Moos, weicher wie das Bett bei der Mutter; oft legte er sich darauf, faltete die Händchen und blinzelte vergnügt in das Stückchen Blau, das, nicht größer als ein Auge, durchs dichte Blätterdach zu ihm herniedersah. In der Stille hörte er Stimmen. Ammern und Finken, Waldtauben und Grillen sangen auf ihre Weise und der Wind harfte dazu. Schlummerlieder waren das, so süß und sanft, wie sie dem Kind noch nie die Mutter gesungen hatte.

Und durch die Einsamkeit kam der Geist geschritten, der da ist im Grünen der Gräser, im Wachsen der Bäume, im Duften der Blumen, im Tropfen des Taus, im Wehen des Windes, im Flimmern der Luft, im Glühen der Sonne, im Werden und Welken, im Entstehen und Vergehen....

Raben.

Neun Geschichten vom untern Rhein.

(Von W. Schmidt-Bonn.)

Frühlingsfeier.

Bald stand der Wald rund um sie her. Ein Gewirr von schwarzen Ästen hob sich gegen den blauen Himmel ab. Zwischen den hoch und

gerade aufgeschossenen Buchenstämmen drängten sich Bündel von Sonnenstrahlen hindurch, die den Boden trafen und jeden Stein erkennen ließen. Unter den Buchen standen riesige, komisch verkrüppelte Eichen, wie schlecht gelaunte Großväter, aus einer andern Zeit übrig geblieben, die trotzig in der Masse des jungen Holzes standen, das ihnen längst über den Kopf gewachsen war und überall knorrige Auswüchse zeigten, die wie drohende, zornige Augen aussahen. Mit demselben Trotz hielten sie auch noch die braunen Blätter vom Herbst fest, die sie unter aller Last des Schnees, unter allen brausenden Frühlingsstürmen nicht hatten fahren lassen.

Die zwei Menschen waren voll Freude. Sie steckten die Köpfe hin und her, riefen eins dem andern zu, wenn ein neues Wunder zu sehen war.

Und es waren Wunder genug da! Es war wie eine neugefundene Welt — das war nicht der Wald, den sie lange schon kannten. Diese erste warme Sonne, diese weiche Luft, dieses Gefühl, den schwarzen Mauern entronnen zu sein, während alle andern arbeiten mußten und freudlos waren wie immer — all das gab dem Morgen einen märchenhaften Glanz, etwas wie eine Verklärung. Die von der Sonne übergossenen Bäume, die ihre Äste im leisen Höhenwind schüttelten, das Eichhörnchen, das von Ast zu Ast sprang und mit klugen Augen zu ihnen hinuntersah, die Vögel, die in den Sträuchern steckten und sangen, der kleine Bach, den man mit einem hineingesetzten Fuß hätte aufhalten können und der, von der Sonne durchleuchtet, über die Steine sprudelte — das alles waren Freunde, Wesen wie sie, die glücklich waren, fern von den Menschen und Häusern hier unter der goldenen Sonne leben zu können. Und endlich — das Mädchen schrie laut auf, als sie es sah, — stand da ein Strauch mit weißen, schimmernden Knospen. Der Bursch nahm einen Zweig davon und steckte ihn dem Mädchen in das schwarze Haar....

Und endlich standen sie auf dem weiten flachen Dach des Berges —, Wiesen und Äcker vom Wald umsäumt, so weit sie sahen. Alles lag in der strahlenden Sonne da, in einer lautlosen Stille....

Das Abendrot.
(Von H. Stehr.)

1.

Der schwere Gesang des nahen Bergwalds, in dem der Abendwind aufzuwachen begann, wehte durch die offene Tür der niedrigen Stube und verdarb dort zu einem Geräusch, das, dem Schleichen vorüberwandelnder Schritte ähnlich, in kurzen Abständen aufklang und spukhaft verschwand — — — — ohne Aufhören, wie das wahrnehmbare Wanken der Luft...

Der Abendwind hatte die Sonne hinter die Berge geführt und war nun träge in den Waldästen hängen geblieben. Seine großen Flügel lagen regungslos über die dunkelnden Wälder gebreitet, das gab ein Flimmern, noch schwächer wie die Schuppen toter Fische. So war auch der Gesang der Berge verstummt. Die Bäume rührten sich nur manchmal lautlos unter den ruhenden Windschwingen, die kein Schleichen traumhafter Glücksschritte mehr um die Hütten der Menschen trieben. Die Spalte in der Wand der Zeit hatte sich wieder geschlossen; leise, gleich den Herzen Ungeborner, pochten schon die Pulse der Nacht....

2.

Mit leisen Fingern wühlt sich die Nacht in den Baum, der im ersten Schlafe schauernd rauschte. Das träge Schnarren des Wachtelkönigs lief durchs Gras. Die Grille schwieg und sang dann wieder für sich hin. Der rinnende Brunnen zählte lauter seine Wellen.

Das Dunkel wird dichter, es kommt ein flimmerndes Rinnen in die Nacht um ihn. Seine Augen sind geschlossen und er rührt sich nicht mehr, um sein Ohr nicht zu stören, das dem fliehenden Weibe mit seinem Horchen folgt.

Alle Laute der Ferne werden ihm offenbar: der Wald singt ruhig sein tiefes Lied — lallend versiegt der Amselruf — ein Rehbock schröckt — und dann, gedämpft von den Weiten, fällt ein greller Schrei durch die Luft....

XIX.

Otto Ernst (geboren 1862) hat ein feines Verständnis für den Einfluß der Natur auf das Gemütsleben des Kindes: In „Asmus Sempers Jugendland“ öffnet sich eine Knospe allmählich dem Lichte, Blättchen um Blättchen biegt sich zurück, immer tiefer dringt der Blick in dieses Wunder — in die Entfaltung einer Kinderseele.

„Roman Werners Jugend“ von Albert Geiger und „Hann Klüth, der Philosoph“ von Georg Engel, sind gleichfalls Geschichten einer Kindheit, einer Jugend, in welchen die Natur die Hauptrolle spielt.

Asmus Sempers Jugendland.

(Von O. Ernst.)

Zum ersten Male sah er den Strom, den Deutsche und Nichtdeutsche weniger kennen und besungen haben als den Rhein, weil er nicht so anmutig und heiter bewegt ist wie der Rhein, weil er still und groß ist.

Der Rhein ist des Deutschen offene harmlose Fröhlichkeit, die Elbe ist seine sinnende gedankentiefe Schwermut. Aber der Rhein fließt nur durch die westliche Seite Deutschlands — die Elbe strömt ihm mitten durchs Herz. Der Rhein in seiner Fülle ist Heiterkeit in Wirbel, Tanz und Sprung; die Elbe in ihrer Fülle ist Seligkeit in der Ruhe. Am Rhein klingt Gesang und Gläserklang; an der Elbe dreht eine Windmühle ihre Flügel ohne Laut und der Strom trägt wiegende Nachen und lastende Schiffsriesen mit demselben großen Schweigen. In den Rhein schauen Felsen hinab und verfallene Burgen aus versunkenen Zeiten — an der Elbe rauschen leise die weiten Gärten

königlicher Kaufherren, die geruhig lächelten, wenn man sie drinnen im Lande Krämer schalt, deren Muße so groß war wie ihre Geschäfte und deren Parks vor unzähligen Schloß- und Fürstengärten eines voraus haben, schwere, breitbeschwingte Poesie. Und fährst du die Windungen des Rheins hinab, so öffnen und schließen sich dir Bilder in neckischem Wechsel — die Elbe ist weiter und breiter als ein Auge sehen kann und gegen ihren Ausgang verschwistern sich am Abend Himmel, Land und Strom in einem Glanz. Und die Elbe atmet. Lautlos hebt und senkt sich ihre breite Brust; und senkt sie sich, so steigen schweigende Inseln daraus hervor, silberne und grüne Inseln, Inseln der keuschen Seligkeit, auf denen weder Menschen noch Tiere wohnen können und deren silbernes Gras die Sonne vergoldet; und hebt sich die Brust, so versinken sie lautlos, wie sie erschienen. Und wenn sie versunken sind, so leuchten an ihrem Orte stille Feste des Schauens, die das beste sind, was dem Menschen gegeben ist; und die durch unsere Erinnerung ziehen, wie in der Sonne zerfließende Schleier, so daß wir uns fragen: „Wo war es doch, daß ich einst so glücklich war? wo war es doch?....

Roman Werners Jugend.

(Von A. Geiger.)

1.

Die Lindenbäume an der Kirche beginnen schon leise zu vergilben. Es ist September. Und wenn man recht früh erwacht und die Läden aufstößt oder ins Feld hinausgeht, so atmet man einen kräftigen, etwas bitteren Geruch mit der Luft ein. Die Nebel brauen schon über den Wiesen. Die schaffen dem Laub und den Blumen und den Gräsern diesen bitterlichen Geruch. Auf den Wiesen blühen die Zeitlosen auf und in den Hecken an den Höhen über dem Fluß, der in weitem Bogen das Städtchen umzieht, lachen die Haselnüsse zu zweien und dreien an einem Stengel aus dem Laub. Und wie lockend stehen die Nußbäume da, wie bunt wirken die Apfel- und Birnbäume ihre Fruchtfarben in den vergilbten Anger!....

2.

Hitze schwingt und flimmert über den Feldern, eine gähe Julihitze. Die Berge verschwimmen in weißlichem Duft, als ob sie einen Schleier über sich gezogen hätten. Die kleinen Pappelwäldchen an

den Hanfweihern liegen da wie in sich versunken, wie trunken vor Müdigkeit. Die Birken am Fluß scheinen mit überhängenden Zweigen, an denen sich kein kleinstes Blättchen bewegt, nach der Flut da unten zu schmachten. Die selbst schleicht zwischen breiten Inseln von Geröll und Kies saumselig dahin, wie ein Wanderer, der früh am Morgen frisch aus den Bergen zog und am späten Nachmittag nun verdrossen und müde dahinschlendert. Die Fische stehen still über dem warmen Grund, nur zuweilen flirren sie mit blitzartigem Huschen hin und her. An den Weidenbüschen des Ufers tanzen berauschte Libellen im grellen Silberlicht. Und über und in den Wiesen welch ein Leben! Diese kleine und kleinste Tierwelt ist durch die Hitze, welche andere bedrückte, in einen förmlichen Taumel geraten....

Hann Klüth, der Philosoph.

(Von G. Engel.)

Und immer auf die fernen Türme der alten Hansastadt starrend, die im Abendflimmer wuchsen und sich verbreiterten, schritt er weiter. So war er in den uralten Wald gelangt, in jenen dunklen Götterhain, der seit grauen Zeiten ein Wahrzeichen der Gegend bildet.

Unter riesigen Eichen ragten hier Ruinen und zerstörte Kreuzgänge eines alten Zisterzienserklosters auf und da hatte auch Bruno einen Lieblingsplatz. Aus roter zertrümmerter Mauer brach in halber Manneshöh' eine mächtige verwitterte Grabplatte hervor. Gott allein wußte, welch fremder Abt hier bestattet liegen mochte. Die Schriftzüge der Tafel waren lange verwischt; nur unten sprang in groben Buchstaben ein Wort hervor: „Mors."

Dort ließ sich der Sekundaner nieder. Eine Weile blieb er allein, dann hallten Schritte durch den Wald!

Verwundert merkte er, daß die beiden Kinder mit ihm waren....

Da ließ er sie beide auf den steinernen Sitz. Und stumm, ohne sich viel zu rühren, saßen die drei nun nebeneinander.

Durch die dunklen Bäume schimmerte das Blau der See, durchschnitten von ungeheuren blutroten Brücken, die die scheidende Sonne über die Fläche gezogen hatte. Und über diese Stege sahen die Geschwister tausend und abertausend bunter perlender Kugeln auf sich zu rollen.

Ein stiller — klarer — deutscher Abend!

Über ihnen in einem zerstoßenen Fenster des Klosters nistete eine Meisenfamilie. Die schwirrten in scharfem unhörbarem Flug den langen Hauptgang herunter, verschwanden im Dunkel des Laubes und kehrten jauchzend zurück.

Aus dem Binsensumpf, kurz vor der See, drang ein Surren und Summen! Sonst schwieg alles, wie die drei auf dem Stein.

Auch der Wald regte sich nicht. Er sann und träumte wie sie...

Helene Voigt-Diederichs (geb. 1876) „Dreiviertel Stund vor Tag. Ein Roman aus dem niedersächsischen Volksleben" ist die Geschichte einer Mädchenjugend.

H. Voigt-Diederichs verfolgt mit einer psychologischen Feinheit, die nicht leicht ihresgleichen hat, den weiten Weg vom Kind bis zum Weib. Und dieser Weg führt entweder an der Küste fort, da hört man die Stimme des Meeres, oder er windet sich durch stille Täler und durch blühende Fluren. Und immer ist die Natur die treue Genossin der Heldin dieses Buches.

Dreiviertel Stund vor Tag.

(Von H. Voigt-Diederichs.)

1.

Zwischen den Büschen und über die zackigen Hausdächer weg leuchtete das Wasser herüber. Die Luft war dunkel und still, ein verlorenes Hundebellen kam, ein Ruf oder ein Lachen, dann schwieg alles und nur von einem Segelschiff, das mit roten Laternen weit draußen im Hafen lag, erhob sich eintönig der Gesang eines Matrosen...

Der Weg wurde breiter, das Buschwerk spärlicher, trat dann ganz zurück und machte einer vorspringenden Terrasse Platz, die grasbewachsen und an der abschüssigen Stelle mit einem dürftigen Holzwerk umgeben war. Ein Baum mit großen unruhigen Blättern stand da, ein Ahornbaum vielleicht, und rund um den Stamm herum schloß sich eine Bank.

Luwi Holm warf einen Seitenblick auf Karen, setzte sich und sie setzte sich sogleich neben ihn. Häuser und Gärten und Lichter, all das Grauverschleierte da unten versank. Nur der drohende Himmel blieb und das Meer, um das die Küste vergeblich ihre dunklen

Arme zu spannen suchte. Eine Weile ließ es sich fassen, dann aber machte es sich frei, lächelnd, weil es gar keine Kraft dafür brauchte, schrankenlos, schwarzblinkend tat es sich auf, nach rechts, nach links, dem Himmel entgegen, den es mehr zu lieben schien, als die schwere traurige Erde...

Still saß sie da und wurde müde in seinem Arm, verstand nicht mehr seine leisen seltenen Worte, hörte nur noch halb träumend das Surren der Ahornblätter über sich und fühlte mit einer Seligkeit, der sie doch nicht nachzugeben wagte, daß ein Mensch hier neben ihr saß, sie lieb hatte und gut mit ihr war.

Das Gewitter blieb fern, aber ein leiser feiner Regen begann. Erst kam nur ein seltener Tropfen, so daß man noch nicht wußte, ob es Regen war und ungewiß wartend das Gesicht emporhielt. Gerade als man seiner Sache sicher war, schauerte vom Meer ein Wind herauf, brachte Fliedergeruch mit und Salzduft und dann fing es schnell und kühl zu sprühen an....

2.

Sie ließ alles liegen und lief den Strand entlang weit hinaus, bis die Stadt fern und klein lag, wie von Kinderhänden aufgebaut. Dort saß sie lange mit bloßem Kopfe auf einem Stein, ließ die Füße in das schwellende und sinkende Wasser niederhängen und sah den Quallen zu, die wie brennende Wunderblumen im Ufersand aufleuchteten. Einfache runde gab's in der Mitte mit vier bunten Augenflecken — Karen kannte sie gut vom Roerdruper Strande her. Feuerfarben waren andere mit langen weißen Fäden, die von Krämpfen geschüttelt zuckten und griffen. Wieder andere waren glatt und durchsichtig wie Glasteller, wenn aber eine Welle sie hob, wölbten sie sich und wurden tief wie eine Glocke.

Ach ja, das waren schöne unheimliche Blumen oder Tiere, oder eigentlich nur Seelen von gestorbenen Tieren. An Hexerei und alles Wunderliche, auch an alles Schöne im Leben mußte man denken...

Eigentlich war es ein Unrecht gegen Luwi. Am liebsten hätte sie ihn nie wiedergesehen, wäre auch nicht in die Stadt zurückgegangen, sondern hier draußen am großen Wasser geblieben und hätte wie die Mauerschwalben ein Nest gehabt, tief in der gelben Lehmwand drin.

Als der Himmel bunt wurde und die Luft voll von silbernen Möwen und ihrem Geschrei, wanderte Karen langsam zur Stadt zurück....

Charlotte Niese (geb. 1854) läßt in „Vergangenheit", ihrem besten Roman, Altona und die Elbeufer in der Nähe der Stadt zu fast greifbarer Wirklichkeit erstehen und versetzt den Leser in die Zeit, da Klopstock und Claudius, der Wandsbecker Bote, dort lebten. Sie skizziert nicht, sondern nimmt kräftige Farben auf die Palette. Und dieses Landschaftsbild stellt die Bühne vor, auf welcher sich eine Szene aus dem letzten Akt einer großen Tragödie abspielt: der französischen Revolution.

Auch Luise Westkirchs (geb. 1858) Romane und Novellen sind reich an schönen Naturschilderungen. L. Westkirch kennt den Norden und den Süden Deutschlands, die Gebirge und das Waldland, das Moor, die Heide und das Meer.

Vergangenheit.

(Von Ch. Niese.)

1.

Dann schaute er über das weite Wasser und die grünen Inseln und freute sich über die roten Dächer am jenseitigen Ufer. Da lag Altona mit seiner grünbehelmten Hauptkirche; rechts im Nebel ragten die Türme Hamburgs auf und links, an den grünen Elbebergen, lagen die Fischerdörfer Neumühlen und Övelgönne. Dorthin wollte auch er; zwar nicht in eine der kleinen Hütten am Strand und am Abhange, sondern oben hinauf auf den Gipfel des Hügels, wo die reichen Hamburger und Altonaer ihre Landhäuser hatten, zwischen Gärten mit weiten, englischen Rasenflächen nach der neuesten Mode, oder, wenn sie am Alten hingen, mit Buchsbaumhecken, Freundschaftstempeln und chinesischen Gartenhäusern...

2.

Nun war es September und über die Elbe schien die Sonne in goldener Pracht. Die Dünen bei Blankenese und Wedel schimmerten rot, und wer über das Wasser nach Hannover und in die schwarzen Berge fuhr, der sah dunkle Tannen und blühendes Heidekraut, gelben

Sand und so viel blauen Himmel und blaues Wasser, daß ihm das Herz wohl vor Freude aufgehen konnte. Sofern er nämlich Wert legte auf Tannen und Heidekraut, auf bunte Schmetterlinge und auf das Sonnenlicht, das hinter ihnen herhuschte.

Magister Tobias Pappelius wanderte alljährlich einmal in die Harburger Berge. Mit einem leeren Torfschiff fuhr er auf die hannoversche Seite hinüber und wanderte so lange, bis er nichts mehr sah als Tannen und rote Blüten, setzte sich in den warmen Sand und sah den Käfern zu, die an den feinen Stämmchen des Heidekrauts hinaufkletterten, oder den Bienen, die um sie summten und sich Honig holten.

Nicht viel Menschen fuhren damals über das Wasser, um die stille Heide aufzusuchen....

3.

Ja, der Frühling kam über die Elbe gezogen, zuerst mit viel Sturm und Regen, dann aber mit linden Lüften und mit süßem Vogelsang. Eines Nachmittags waren die grauen, morschen Eisschollen noch auf dem Flusse geschwommen und hatten sich am Ufer aufgetürmt, als wollten sie ewig da liegen bleiben; am andern Morgen aber, nach Flut und Ebbe, lächelte die Elbe im reinsten Blau; die Sonne schien golden und nur hie und dort sah man noch einen schneeweißen Eisstreifen am Rande des Flusses liegen. Er vewandelte sich aber nach wenigen Stunden in ebenso weißen Sand, und die Övelgönner Kinder patschten barfüßig darauf herum....

Tobias Breeden.

(Von L. Westkirch.)

Unabläßig strich der Nordwest über die Insel, und was er fassen konnte: Bäume, Strauch oder Kraut, dem blies er das Lebenslicht aus, es peitschend mit stechenden Sandkörnern, es überschüttend, begrabend unter den trockenen, saugenden Wellen, die er daherwälzte. Aber die Dünen hoben abwehrend ihre breiten Rücken ihm entgegen und von ihrer Umwallung geschützt, wagten fröhliche Pflanzenkinder die Blumenaugen aufzuschlagen zum belebenden Sonnenstrahl. Jedes Tal hatte seine besondere Farbe, sie wechselte mit der Jahreszeit. Hier kleideten zahllose wilde Stiefmütterchen die Abhänge in ihr warmes

Veilchenblau. Dort leuchtete der Sand golden von ganzen Lagern von gelbem Wiesenschaumkraut und gelbem Klee, dort zog sich ein brennend roter Teppich durch die Niederung, gewebt aus hunderttausend Sternblümchen des Tausendguldenkrauts. Weite Täler umspannte das feinblättrige Dünenröschen mit seinen dunkelgrünen Ranken und seinen zarten vergänglichen Blüten, andere überwucherte der Sanddorn. Unter dem einförmigen Graugrün seiner Blätter schimmerten Büschel von blassen Orchideen und die maiblumenhafte Pirola hervor....

Kains Entsühnung.

(Von L. Westkirch.)

Es wurde Frühling, herber Moorfrühling, aber doch ein holdes Wunder für die Kinder der Stadt. Am Kanal sprießten Schlüsselblumen, Veilchen, Vergißmeinnicht. Die Birken hatten sich in wehende grüne Schleier gehüllt und spiegelten sich eitel im Wasser. Auf der weiten Fläche unter der dürren Heide war ein heimliches Keimen und Sichrecken. Feine Gräser streckten ihre Spitzen darüber hervor, tiefgelbe Blütenkelche, wie trunken von dem ungebrochenen Sonnenlicht, in dem sie badeten. In den Tannen schwatzten die Elstern, im Schnee der Baumblüten girrten werbende Stare, schlugen zärtlich ihre wie mit Edelsteinen bestickten Flügel. Weit über Wiesen und tief grüne Wintersaat ließ der Kuckuck seinen frohen Ruf erschallen. Der Himmel war hoch und blau. Und die Wünsche, die im Menschenherzen still gekeimt, schossen empor in Frühlingsüppigkeit....

Ernst Wichert (1831—1902), war ein genauer Kenner Ostpreußens und Litauens. Diese Landschaften bilden den fein abgetönten Hintergrund für seine historischen Erzählungen.

Die kleine Novelle „Am Strande" enthält ein schönes Bild des Sonnenunterganges an der Ostsee.

Bernhardine Schulze-Smidt (geb. 1846) gibt die Stimmungen verschiedener Landschaften getreulich wieder. „Alinim, Die Geschichte einer Treue," enthält ein feines Küstenbild, Plein-air-Malerei. In „Hinter den Wäldern" folgt B. Schulze-Smidt den Spuren Wicherts und beschreibt das litauische Waldland.

Am Strande.

(Von E. Wichert.)

Scheidet die Sonne hinter Fruchtfeldern, Wäldern oder Bergen, so läßt sie uns gleichsam die Erde zurück; wir haben sie näher bei uns, geschlossener um uns; alle Unruhe des Tages stillt sich ab, die scharfen Lichter und die scharfen Schatten erbleichen; ein Ton unendlicher Milde legt sich über alles Nahe und Ferne und die ganze Welt wird unsere Heimat. Wenn aber die feurige Sonnenkugel aus den tiefblauen Himmelslegionen zu den dunstigen Tiefen über den bewegten Wassern niederschwebt und ihre Strahlenkrone ablegt und wie ein riesiger Mond langsam hinabgleitet in das naßkalte Wellengrab, wenn die wogende Fläche dunkler und immer dunkler abdämmert gegen den lichtgelben Horizont und unsere Augen den schmalen Streifen Land zu unsern Seiten verlieren und das letzte auftanzende Fünkchen Sonne in unendlicher Sehnsucht halten möchten, weil nun alles Leben in das Chaos unterzutauchen scheint, aus dem erst die Erde auf den Wink Gottes geworden — dann ist's, als ob die Sonne die Erde mit sich fortnähme und uns nichts lasse als die trostlose Einsamkeit des Meeres und ein von Wehmut über das schöne Vergangene bewegtes Herz....

Alimin.

(Von B. Schulze-Smidt.)

Es war anfangs September und die Luft schon herbe. Die Stürme der Tag- und Nachtgleiche spukten vor. Lange Schleierwolken, über das Himmelblau hingefegt, zogen sich von West nach Ost. Die Möwen flitzten kreischend landein und taumelten im Fluge, so warf sie der starke Wind. Er hatte auch das leuchtende Grün von Groden und Deich hinweggeblasen. Die kurzen Grashalme standen fahl und zwischen ihnen leuchteten unzählige goldgelbe Blumensternchen.

Die Ferne lag duftumsponnen und doch entzückend klar. Rückwärts die betürmte Stadt mit ihren alten Giebelhäusern in Gruppen und Zeilen. Da und dort, wo die Giebel auseinanderwichen, ragten Masten und Segel von den kühlen Wasserstraßen der Dreps auf, denn die Stadt war ein kleines Venedig im deutschen Norden. Vor ihr, der See entgegen, zuerst die roten Dächer und die bunten des Wilgumer Vorwerks; dahinter der Kirchturm von Harmenswalde und zwischen dem und der Feuerbacke, draußen am Hook, die Flügel-

kreuze der drei Windmühlen auf der Kappe des Buttendeichs. Drüben an der holländischen Küste, zart ins satte Blau hineingetuscht, gleichfalls Leuchtfeuer und kreisende Mühlenflügel; und im grellen Sonnenglanz die Häuser von Zuiderduin. Ein träumerisches, feinabgestimmtes Bild....

Hinter den Wäldern.
(Von B. Schulze-Smidt.)

Von Aschnajen ab wand sich die Fahrstraße nach Szitgiren fast ununterbrochen zwischen den Wäldern hin. Anderthalb Meilen weit. Tausendjährige Wälder, sagten die Dorfalten. Riesentannen, Föhren wie Pinien so dunkel und gespreizt im Wipfel und mächtige Steineichen, ihr goldbraunes Vorjahrslaub vom Frost kandiert. Gen Osten und Westen dehnten sich unabsehbare Schneisen. Dann und wann duckte sich urplötzlich der Baumwuchs und schrumpfte in den Erdboden hinein und eine moorige Zunge streckte sich vor, aus der erratische Blöcke und verdorrte Stämme aufragten gleich Alraunen und Gespenstern....

Anselma Heines (geb. 1855) „Aus Suomiland", d. i. Finnland, eine Sammlung von Erzählungen, ist das Produkt eingehender Studien. Aber es ist nicht das allein: A. Heine sieht alle diese seltsamen Farben und Formen der nordischen Landschaft mit den Augen der Künstlerin, der Dichterin, nur deshalb ist es ihr möglich, sie in dieser Weise wiederzugeben.

Hans Weber-Lutkow (geb. 1861) beschreibt in „Schlummernde Seelen" kleinrussische Landschaften. Er besitzt ein ähnliches Feingefühl für ihre eigenartigen Schönheiten, wie A. Heine für jene Finnlands.

Theodor Mügge (1806—1861) fügte in den Roman „Afraja" schöne Schilderungen von dem äußersten Norden Norwegens ein.

Aus Suomiland.
(Von A. Heine.)

1.

Kalles Wagen fährt langsam bergauf durch den lispelnden, duftenden Frühlingswald. Die milchweißen Stämme der Birken haben

sich feierlich am Wege aufgestellt, wie eine Reihe festlich gekleideter, erwartungsvoller Menschen. Ihr schlankes Gezweig ist leis' umhangen von dem bleichgrünen blättrigen Gewand, hie und da senkt sich ein Baum zur Mitte und bildet eine Art Ehrenpforte über dem Wege. Mächtige Granit- und Porphyrblöcke tauchen aus dem zierlichen baumgrünen Gewirr des Waldbodens und überwachsene Felsenplatten wechseln mit Sandboden und Wiesengrund....

2.

Abends um 11 Uhr, als der lange nordische Sommertag zu dämmern begann, ruderten sie hinüber, nach der steilen felsigen Landzunge, auf der das „Koko"*) entzündet werden sollte. Schon hatte die eigentümlich feierliche Unbeweglichkeit der Nacht begonnen, nur in den Wipfeln der Bäume fuhr noch der Wind hin und her. Der See floß in schweren flachen Wellen ans Ufer, milchgrau wie stumpfes Metall. Die Luft war weiß von dem seltsam erregenden schattenlosen Lichte der „weißen Nächte". Drüben auf dem grünen Tanneninselchen ragten die hohen roten Kiefernstämme seltsam nackt hervor und die ferneren Ufer in ihrer gleichmäßigen Belichtung wirkten wie bunte Zeichnungen auf Porzellan....

3.

Ich ging zurück und suchte im Birkenwalde am Ufer entlang meiner Richtung treu zu bleiben. Hier war es wunderbar schön und bunt. Das Wasser, gelbschwarz wie kochendes Erz, gab den Hintergrund zu den zarten herbstlichen Goldblättern der Birken, die metallisch glänzten und sich auf ihren weißen Schäften wiegten. Der Himmel war von einem seltsamen ernsthaften Blau, die Felssteine, die überall aus dem Boden hervorragten, mit brennendroten Moosflächen bekleidet, Fliegenpilze von märchenhafter Größe standen zwischen dem Wust der Bodenblätter....

Witold Mirski.

(Von H. Weber-Lutkow.)

Langsam weiterreitend erreichten sie einen Wald. Die weißen Birkenstämme glänzten im Sonnenlicht, die biegsamen herabhängenden Zweige mit dem hellen Laub zitterten im Sommerhauch. Tiefer

*) Sonnwendfeuer.

im Walde, wo Fichten standen, war es dunkel um sie und da bohrten sich die Sonnenstrahlen wie silberne Nadeln durch die Dämmerung; und hie und da fiel ein Tropfen Lichts auf einen purpurroten Fliegenschwamm oder auf das tiefdunkle Moos, das über die Erde kroch; manchmal aber schwebte ein Funken Sonnenlicht wie ein Leuchtkäfer in den Lüften. Das Murmeln eines Gewässers klang durch das ernste Schweigen. An glitzernder Waldquelle erhob sich, von breitästigen Buchen umgeben, ein Standbild der Muttergottes. Die vergoldeten Zacken der Krone, die roten Wangen, der sternbesäte himmelblaue Mantel schimmerten im Sonnenglanze. Der heitere Himmel leuchtete durch die Buchenzweige herab und im Laube säuselte und sang es wie geheimnisvolle Stimmen. Witold hielt sein Pferd an und unwillkürlich lüftete er den Hut. In seiner Seele war es still geworden, kein Gedanken, kein Empfinden regte sich darin. Da erblickte er den Kranz aus Heideblüten, der um die Brust der Muttergottes geschlungen war. „Die Heide.... die Heide!" flüsterte Witold und sein Herz pochte lauter.

Langsam und schweigend setzen sie den Weg fort. Mit einem Male brach der Wald ab und die lichte, weite, sonnenbeglänzte Heide lag vor ihren geblendeten Blicken. Ein würziger Kräuterduft schlug ihnen entgegen und lautes Lerchentrillern schlug an ihr Ohr. Witold brachte seine Stute nur mühsam zum Stehen.

Und nun saugt er den Duft der Heide mit vollen Lungen ein und schaut mit gierigen Augen in die Ferne....

Afraja.

(Von Th. Mügge.)

Und während er sprach, brach das leuchtende Gestirn siegreich durch die dichten Wolkenschichten und glänzte wie mit dem Zauberschlage über zahllose unermeßliche Felsen, Buchten, Klippen und Inseln. Der Westfjord tat sich auf vor den erstaunten Blicken des dänischen Junkers und zeigte Land und Meer in ihrer ganzen wunderbaren Pracht und Herrlichkeit. Auf der einen Seite lag die Küste Norwegens mit schneegekrönten Scheiteln, Sallen daran hingelagert mit seinen Felsennadeln, die unersteiglich glatt in den Himmel ragen, mit seinen Gletschern, Schluchten und Abgründen, halb in Nacht gehüllt. Auf der andern Seite, durch den Westfjord sechs Meilen breit getrennt, zog eine Kette von düstern Eilanden weit in den Ozean

hinaus, ein Gürtel von Weltrippen, entblößt und nackt, ein granitner Wall, an dem die fürchterlichen Wogen des Weltmeers seit Jahrtausenden zerschmettern. Unzählige senkrechte Spitzen ragten aus dem Inselgewirr auf, alle schwarz, verwittert, zerrissen bis in die innersten Eingeweide. Ihre kühnen Häupter waren in langflatternde Wolkenschleier gehüllt und aus den glänzenden Lagern des Sees sahen die blauen Wunderaugen der Fökule auf die schäumenden Fluten des Fjords, der mit tausend weißen Zähnen in die Buge der Jacht biß, sie schüttelte und tief in den Abgrund zog....

Wilhelm Poeck (geb. 1860) gab 1891 einen Band Novellen „Schicksale" heraus, welche hochpoetische Schilderungen der Halligen enthalten. In „Islandzauber" schildert Poeck die Naturwunder der nordischen Vulkaninsel: die erstarrten Lavamassen, deren bläulicher Farbenton nur selten durch graugrüne Moose und Flechten unterbrochen wird, die Stromschnellen, die gefährlichen Flußübergänge und die heißen Quellen, welche dicht am Rande der Gletscher aus der Erde hervorbrechen. Er bringt dadurch einem größeren Leserkreis Island, das Land der Mythen und Sagen, den letzten Zufluchtsort der germanischen Götter, näher.

Islandzauber.

(Von W. Poeck.)

Der Weg führte am Strande entlang. Ein frischer Wind rollte breite Wellen vom Meere herauf. Weiße Schaumflocken flogen lustig vor ihm her und hefteten sich wie von Knaben geschleuderte Schneebälle auf Mann und Pferd. Der Braune schnob in den Wind, die frische Morgenluft und die Sonne stimmten ihn munter. Sowie der Reiter die Zügel locker ließ, begann er seitwärts in die aufrollenden Fluten hineinzutänzeln, als hoffe er in ihrer Gesellschaft noch bessere Kurzweil.

Weiße Wolken mit ausgefransten Rändern huschten über die Sonne, hie und da eine große, schwarzgefärbte darunter. Rings um den Fjord stiegen die Berge empor. Basaltsäulen traten in schönen Gruppen bis dicht an das Ufer. Die Sonne schien und verschwand. Licht und Schatten lösten sich ab. Das Gesicht der Fjordlandschaft veränderte sich fortwährend. Jetzt war es leuchtend und freundlich. Die Felsen ragten anmutig stolz in den blauen Himmel,

das Wasser glitzerte, die Schaumberge lagen zwischen den Tanghaufen, wie weiße Schafe auf einer grünen Weide. Jetzt wurde es dunkel und drohend. Finstere Bergschlösser erhoben sich, getrennt durch abgrundtiefe Schluchten, die See grollte, die Wellen liefen wie graue Schlangen über die schwarzen Steine und fletschten die weißen Zähne nach den Bewohnern der Schlösser empor. Björn war ein einfacher Mann, der gewöhnlich nur mit dem Blick des Berufs in die Natur hineinsah. Die Luft, das Wasser und die Wolken interessierten ihn vornehmlich als Wetteranzeichen. Aber heute war ihm das Herz so fröhlich und so leicht; und plötzlich empfand er es auch, wie schön das alles um ihn war.

Die Fremden, die von fernen Ländern herüberkamen, priesen dieses Land und die isländischen Dichter sangen in Liedern seinen Ruhm. Sie hatten recht: Island war ein schönes und ein stolzes Land, man mußte es lieben....

XX.

Heinrich Hart (1855—1906) wollte ein gewaltiges Epos schaffen, „Das Lied der Menschheit“, ein Riesenwerk, das die Entwicklung alles Lebens vom Keim zum Baum verfolgen sollte. Er vollendete von den vierundzwanzig Gesängen nur drei: „Tul und Nahila“, „Nimrod“ und „Mose“. Die Rhythmen dieses Liedes lassen sich am besten mit dem Rauschen eines mächtigen Stromes vergleichen. Julius Hart (geb. 1858) hat manche Ähnlichkeit mit dem Bruder. Er trug viel zur Wiederbelebung des deutschen Naturgefühls bei: „Träume der Mittsommernacht.“

Das Lied der Menschheit.

(Von H. Hart).

Vorgesang.

Endloser Finsternisse starres Meer
War einst die Welt, tot, eisig, stumm und leer.
Kein Hauch, kein Atem, weder Flut noch Schaum,
Zeitloser Schlaf und wesenloser Traum.
Keim ohne Trieb und Wurzel ohne Saft,
Leib ohne Blut, gestaltlos, schattenhaft.
Einst aber wie ein Blitz durchfuhrs das All,
Das Meer barst auf mit dumpfem Donnerhall
Und tausend Wirbel kreuzten durch die Wogen
Und tausend Funken zuckten rings und flogen;
Und auseinander klüfteten die Gluten
Und schossen sprühend hin gleich Flammenruten
Und ballten kreisend sich zu Sonnenwelten,
Verschlangen sich und barsten und zerschellten. —
Von Nebeln wirr umflattert, dampfumbraust,
Aufbrandend in Gewittern, sturmdurchsaust.
Die Nacht versank, es wich des Todes Bann
Und heiliger Schauer durch die Schöpfung rann.
Da lag die Welt, ein Wasser breit und klar,
Lichtinseln zogen funkelnd, Schar an Schar,
In wiegenden Reigen, schwebend wie zum Spiel,
Rastlos der Weg, geheimnisvoll das Ziel.

*   *

Vom Kranz der Schwestern eine wählt mein Lied
Und für die Lieblichste mein Herz entschied.
Noch war ich Knabe, lag im Heidekraut,
Lauschend des Windes kundefrohem Laut,
Von weißen Schleiern glänzte rings die Luft
Und auf den Gräsern träumte herber Duft;
Und zwischen Erd' und Himmel fühlt' ich weben
Des Geistes Wirken und der Schöpfung Streben.
Da strömte leuchtend mir ins Herz die Lust,
Der ew'gen Schönheit ward' ich mir bewußt
Und brünstig drang die Sehnsucht in mich ein,
Urmutter Erde dir ein Lied zu weih'n ....

Träume der Mittsommernacht.

(Von J. Hart.)

Keine Feier ist so wie diese eine Feier unserer nordischen Welt, unter uns alten Kindern des Eismeers heimisch, verwachsen und verwurzelt mit der Natur, die gerade uns gezeichnet. Und wir müssen nur noch etwas höher gegen Schnee und Pol emporsteigen, um zum eigentlichen Ursprungsland, zu den ältesten Berg- und Waldkirchen zu gelangen, wo mit reinstem und mächtigstem Empfinden die ersten Feiern der Sonnwendnacht jubelnd begangen werden konnten. Da erst enthüllt sich die ganze Schönheit, das Wunder und der tiefste Sinn dieser zauberischen Nacht; und da verstehen wir erst recht den Glauben unserer Urahnen, daß in ihr die Stimme der Götter deutlicher als sonst zu uns redet, daß die Natur heute einen ihrer Schleier fallen läßt und uns hinweist auf das, was den Sinn und Wert unseres Lebens ausmacht. Himmel und Erde führen uns da im gewaltigen Schauspiel hell und deutlich die große ewige Umkehrung der Dinge vor Augen, welche das letzte Gesetz und der tiefste Wille der Welt ist und das Wesen ihrer schöpferischen Kraft ausmacht. Denn die Nacht ist dort ganz zum Tag geworden — und die Sonne kann heute nicht untergehen. Was Finsternis war, hat sich aufgehüllt in leuchtende Helle. Und wenn wir sonst im Umlauf des Jahres wie in diesen Stunden zur Höhe emporsehen und aus einem Meer von Dunkelheiten den Mond und das einsame Leuchten der Sterne suchen, in dieser Nacht weicht die Sonne nicht von uns fort, auch zur lichten Königin der Nacht ist die Sonne geworden.

Die weiße, die helle Nacht — die Nacht, welche zum Tag geworden ist —, die Nacht des Lichtes, einstmals ist es eine große

heilige Nacht gewesen, Opferfeuer flammten zum Himmel empor und ein festlicher Geist leuchtete aus den Augen derer, die vor Jahrtausenden hier wohnten. Doch längst ist Balder tot, tot ist Odin! Tot ist Freya. Tot das Geschlecht der Asen. Die Zeit der Götterdämmerung, von der von Uranfang her ihre Norne wußte, kam über sie, ihre Himmelsburgen und Erden vergingen im großen Brande, — die Sonne ihres Tages verschwand —: doch alles ist nur wie eine Sonnwendnacht. Im Augenblick, da sie verging, die alte Götterwelt, da war sie auch schon zu einer neuen jungen Götterwelt geworden — und die Erde unserer Ahnen, die in rotem Feuer versank, grün stieg sie als neue Erde wieder im hellen Morgenglanze aus den Tiefen des Todes empor....

Fritz Lienhards (geb. 1865) Poesie wird häufig mit dem Schlagwort „Heimatskunst" abgetan. Lienhards Heimat aber ist das ganze deutsche Vaterland. In dem „Thüringer Tagebuch," einer Art Poetenphilosophie, sagt der Dichter: Wo hinaus liegst du, meine Heimat? Rundherum in Deutschland? Überall, wo treue, tiefe, warme Menschen sind, mit denen ich gleiche Geistessprache rede? Immer an schönen Abenden und auf einsamen Waldeshöhen nimmt uns dies undefinierbare Heimatsgefühl auf breit und ruhig ausgestreckte Flügel. Bleib' mir treu, gewaltig Heimweh! Meine beste Kraft du, mein tiefstes Glück, bleib' mir treu! —

Bei Lienhard handelt es sich also um jene Heimatskunst, die mit dem Naturgefühl im innigsten Zusammenhang steht, ja ohne dieses gar nicht denkbar ist.

Thüringer Tagebuch.

(Von F. Lienhard.)

1.

Gruß an den Thüringer Wald.

O Thüringer Wald, schön zu durchsingen im sommerlichen Blau deiner Gebirgskämme, schöner noch im Nebel und Blätterfall und Rauhreif eines königlich einsamen Herbstes! Sei mir gegrüßt, geheimnisvoller, wildschöner, unerschöpflicher Wald!

Eine rötlich angeglühte Abendwolke seh' ich wie eine Ampel feierlich und still über fremdartig beleuchteter Landschaft schweben. Über den festen Linien des irdischen Geländes hat sich in dem Duft

des Westens eine vergeistigte Landschaft eingezeichnet. Die Gemütskräfte, der Seelenadel, die künstlerischen Wonnen, die Gaukelspiele mannigfach gearteter Minne — und was sonst alles der deutsche Geist ausgegossen hat über dies erwählte Land, über diese Herzgegend der deutschen Menschheit, haben sich zu einem geistigen Thüringen zusammengewoben, das mit rosigen Farben und verzitterten Konturen eingetragen ist in dies irdische Thüringen. Diese geistige Waldprovinz habe ich noch viel eifriger durchwandert und war dabei umschwebt und getragen von Gestalten der Liebe, geleitet von der Fürsorge reicher Herzen, beglückt durch klangreines Kinderlachen....

2.

Elfenland.

Ein Regen hing in der Luft. Die gefüllten Wolken schleppten sich mit zerrissenen Gewändern langsam durch die Zacken der Fichten hin; wir gingen oben auf dem Grasweg, so nahe darunter entlang, daß wir sie fast zupfen und den Regen aus ihnen herausläuten konnten. Die Waldung war bis in alle Büsche hinein durchraucht von ziehendem Nebeldunst. Es lag ein eigentümlich Warten über den gänzlich stillen Landen....

Der Regen zauderte nun nicht länger, es gab einen richtigen Landregen. Doch seltsam: auch dieser Regen war melodisch. Ich saß in der Gartenhütte und konnte nicht genug staunen über das wunderliche Tropfen- und Glöckchenspiel. Wem nicht die ganze Welt ein Wunder ist, der weiß überhaupt nicht, was ein Wunder und was Poesie ist. Es pocht und klopft, es geht und kommt, es ruft und singt rund um die Gartenhütte herum. Ist dies dieselbe Luft, die vor wenig Tagen als weißes Sonnenmeer mein Eiland umflutet hat? Ja, es ist dieselbe Luft. Aber heute ist sie grau und dick und Silberfäden sind zwischen Himmel und Erde gespannt. Der Wind geht manchmal aufschauernd hindurch — und die Luft klingt wie eine Harfe. Und hier in den Blättern — was für ein merkwürdiges Treiben! Aus den silbergrauen Wolken sind Geisterchen in die Fliederbüsche gesprungen. Sie sind gekleidet in Licht; sie verfolgen und fangen sich von Blatt zu Blatt, sie hängen sich neckisch an den Blattrand, verlängern sich, zaudern und lassen sich tiefer hinabfallen auf ein aufzuckendes Blatt. Welch ein Flüstern, Träufeln und Rascheln ringsherum von diesem eingefallenen Koboldheer!

Die ganze Welt ist ein einzig Wunder....

„Es schweigt der Wald, die Zweige nicken
Und leise atmend pulst der See,
Es fällt ein märchenhaft Entzücken
Mir übers Herz wie Blütenschnee."

Moritz v. Strachwitz.

Dieses Motto wählte Ottokar Stauf von der March (geb. 1868) für die Dichtungen des Sammelbandes „Frau Holde". Es ist für ihre zarte und duftige Art bezeichnend. Die Motive sind meist der Vergangenheit unseres Volkes entnommen. Stauf gehört ja ebenfalls jenem Kreis von Dichtern und Denkern an, die unverdrossen an den Grundmauern echter deutscher Kultur arbeiten — und diese ist von der Natur untrennbar.

Frau Holde.

(Von O. Stauf v. d. March.)

1.

Zwischen den Ruinen.

Ein enges Tal, von Felsen eingeschlossen,
Wildtrotzigen Giganten, die entsprossen,
Als Flut und Feuer noch im Kampfe lagen,
Eh Menschen noch begann das Licht zu tagen —
Ein enges Waldtal war's, wo still ich stand
Nach einem weiten Marsch im Mährenland.
Schon senkte sich der Dämm'rung weicher Schleier
Mit seinen süßen gramverscheuchenden Schatten
Hernieder auf die sonndurchstrahlten Matten,
Zu bergen die erneute Liebesfeier
Der Mutter Erde und des Genius
Der Nacht, — lind kühlte meine Stirn der Kuß
Des lauen Wests, des Mondes Silberrose
Enttauchte längst dem blauen Wolkenschoße
Und eben trat die ewige Bahn hervor
Mit leiser Melodie der Sterne Chor.
Die Föhren neigten sich ihn zu begrüßen
Mit Raunen und mit Rauschen, holdem, süßem;
Und weithin durch die harzdurchtränkte Luft
Weht Maienglocken- und Waldmeisterduft,
Herniedertauend tiefe Himmelsruh — —
In diese Abendschöne ganz versunken
Schritt sinnend weiter ich, wie schlummertrunken,
Auf eines Farrendickichts Schatten zu,
Denn tief im Walde hätt' ich gern durchwacht
Das holde Märchen einer Sommernacht.....

2.

Nordische Legende.

Es geschah in einer monddurchfluteten Sommernacht. Weithin flimmerten die Lande mit tausendfarbigen Glasten, gleich als hätte ein mächtiger Fürst sein wohlbestelltes Schatzhaus aufgetan und mit freigebiger Hand die köstlichen Kleinodien über die Matten hinausgestreut, um an dem Farbenspiele der herabrieselnden Himmelslichter seine Seele baß zu ergötzen. Wie greise Nordlandskönige in leuchtenden Hermelingewanden ragten die schneeumwallten Gipfel des hohen Snähattan auf und sahen träumerisch sinnend in die schlummertrunkene Welt zu ihren Füßen.

Leise atmete der See, ein zur Erde herabgesunkenes Stück des nächtlichen Äthers und spiegelte zum Greifen klar die überhängenden gelben Blumen wider, die, einer goldenen Mantelbrame gleich, das Gestade umsäumten. Und die würzige Nachtluft schäkerte mit den Blumen und koste schmeichlerisch um ein Hageröschen, das einsam auf dem sandigen Raine stand und um und um von rosigen Blüten überschneit war. Wie kostbare Smaragde glänzten die Blätter und in den halboffenen Kelchen blinkten die Tropfen des Nachttaus gleich wunderherrlichen Demanten. Und das Bäumchen sah mit lachenden Augen in all die Märchenpracht und dehnte und reckte sich vor herzinnigem Vergnügen. Und ein trockener Zweig raschelte zu Boden und weckte aus tiefen Sinnen den Wanderer, der auf dem Raine saß....

Friedrich Werner v. Oestèren (geb. 1874) ist ein Künstler in dem Aufbau von Vers und Reim. In dem Epos „Merlin“ konnte Oestèren dem Stoff, der nahezu dieselbe Expansivkraft besitzt, wie die Faustsage, nicht gerecht werden. „Schatten im Walde“ dagegen ist eine großartige Dichtung. Beide Epen sind reich an poetischen Naturschilderungen.

Merlin.

(Von F. W. v. Oestèren.)

Vorfrühling war's, ein schwaches lichtes Grün
Begann die braunen Äste zu bekleiden,
Die wund von rauhem Sturm und Kälteleiden;
Scheu bargen sich — beschämt, so früh zu blühn, —

Die ersten zarten Veilchen auf den Heiden.
Ein milder Sonnenschein; ein mattes Blau,
Von leuchtend weißen Wolken oft durchzogen;
Und frühe kleine Wandervögel flogen
Von Baum zu Baum und schüttelten den Tau
Von leichten Zweigen, die sich schwankend bogen.
Der welke Rest vergangner Blütezeit
Lag noch verstreut auf Flur und Waldeswegen;
Von ihm geschützt — dem jungen Tag entgegen
In voller Auferstehungsseligkeit
Begann ein neues Leben sich zu regen.
So zart und fein wie reiner Silberstaub,
Ein Regensprühn; und weiche Tropfen schossen
Gleich Tränen, die vor Lebenslust vergossen,
Herab auf frischen Keim und dürres Laub,
Bis sie auf durst'gem Erdenfeld zerflossen.
Ein sanfter warmer Wind; die Schöpfung schien
Von seinem Hauche Leben zu gewinnen,
Er trieb die letzte Winterfurcht von hinnen....

Schatten im Walde.

(Von F. W. v. Oestéren.)

Der Tag verlor im Dämmergrau
Sein goldnes Augenlicht. Erblindet
Benetzt er noch mit Tränentau
Des Waldes Laub, den Halm der Au;
Dann siecht er hin, verblaßt, entschwindet,
Mit ihm vergeht — was ihn so reich,
Was ihn zum Freudenspender machte;
Die bunten Blüten werden bleich,
Die Töne, die er jubelgleich
In jedem Lebenskeim entfachte,
Verstummen. Nur auf hohem Baum
Erklingt von blätterdichten Zweigen
Schlaftrunken, wie im ersten Traum,
Ein Vogelsang. Den Weltenraum
Betritt die Nacht in dunklem Schweigen;
Doch tut für jeden Lebensschlag,
Der nachterstickt, erlahmt und schwindet,
Für jeden Keim, der nur am Tag
Sein eignes Selbst zu schaun vermag
Und jetzt im Erdenschwarz erblindet,
Ein Sternenauge weit sich auf
Mit großem Blicke, silberfunkelnd.
Es zieht das Licht im Wechsellauf

Von Tiefen fort — zu Höhn hinauf,
Erleuchtend, hier und dort verdunkelnd,
Doch aus dem Dunkel, aus dem Schweigen,
Im mächt'gen Weltenstundenlauf
Ersteht ein zweites Leben, steigen
Hienieden Wunderwesen auf. . . .

Else Kastner-Michalitschkes (geb. 1868) Lyrik ist die Sprache ihrer Seele. Die leichtgefügten Verse quellen stets unmittelbar aus dieser Tiefe hervor. Sie sind ungekünstelt und von einschmeichelndem Wohllaut, der Rhythmus ein sehr mannigfaltiger. Die letzte Sammlung von E. Kastner-Michalitschkes Gedichten „— — — und hätte der Liebe nicht" enthält besonders schöne Naturlieder. Die Idylle, „Auf roter Heide" läßt sich mit Heinrich Seidels poetischen Erzählungen vergleichen.

In Marie Eugenie delle Grazies Jugendwerk, dem Epos „Hermann", sind die Waldstimmungen besonders gelungen.

Auch Wilhelm Arminius liebt das deutsche Waldland. In dem Roman „Heimatsucher" beschreibt er den Thüringerwald, in „Um den Wildsee", Novellen in Versen, den Schwarzwald.

Im Hochgebirge.

(Von E. Kastner-Michalitschke.)

In einer mondbestrahlten Märchennacht
Bin einsam ich den wilden Weg gegangen;
Mein Herz stand still von all der weißen Pracht
Und leis' entschliefen Sehnsucht und Verlangen.

Die Wünsche legten träumend sich zur Ruh',
Die mir noch jüngst den lauten Tag beschwerten,
Es schloß der Gram die heißen Augen zu,
Still eingewiegt vom Hauch der Zaubergärten.

Und Zinn' und Zinne wie Giganten stiegen
Aus nachtverhüllten Tiefen steil empor,
O grause Wonnen, sich an sie zu schmiegen,
Umhallt von ihrer Stimmen ernstem Chor!

Wie klein ich war im Antlitz jener Pracht;
Ein Mensch, ein Nichts, das schon ein Hauch zerstörte.
Wie groß ich war im Schweigen jener Nacht:
Ein Gott, ein Gott, dem diese Welt gehörte.

Auf roter Heide.

(Von E. Kastner-Michalitschke.)

Einem Samenkorn entsprungen,
Das der Wind hieher verweht,
Hebt sich eine junge Fichte
Über rotes Heideland.
Fernher grüßten ihre Schwestern
Mit den schwanken grünen Wipfeln,
Die sich in der Sonne Strahlen
Wohlig hin und her bewegten.
Schlanker Fichten Silberstämmchen
Ragten dort aus blüh'ndem Ried.
Träumend still lag das Gelände
Wie in einem Zaubermärchen,
Keinen Ruf hört man ertönen,
Keinen Axtschlag hört man schallen,
Honigtrunkne Bienen läuten
Müde, schläferig vorüber.
Hoch im Blauen, leise singend,
Hangend an der Sonne Fäden,
Ziehn die Lerchen. Weiche Lüfte
Zittern wohlig durch das Land.
In der duftumfloßnen Weite,
Mitten sorgsam hingebettet,
Lehnend an dem Stamm der Fichte,
Stand ein halbverfallnes Häuschen....

Hermann.

(Von M. E. delle Grazie.)

Am grünen Fuße schroffer Bergeshänge
Entspringt ein Quell mit licht durchblitztem Strahl,
Er eilt durch lenzumwehte Buchengänge
Und grüßt das weite, sonnenhelle Tal.
Er plaudert von dem Märchenschatz der Berge,
Vom Eichenrauschen und vom Tannenwehn,
Vom düstern Harzgebirg, darin die Zwerge
Mit klugen Äuglein an der Esse stehn.
Beblumte Matten breiten ihm den Teppich,
Zufrieden nickt der alte Weidenbaum.
Die Lerche trillert und der graue Eppich
Verkündet seinen langen Wintertraum.
Da hemmt das klare Bächlein seine Eile,
Es rauscht und lauscht der wundersamen Mär',
Die muntre Welle zaudert eine Weile
Und glitzernd schießt das Fischlein hin und her.

Der graue Eppich kämpfte mit dem Winde
Und mit dem hellen, frosterstarrten Schnee,
Das Bächlein aber schlief gleich einem Kinde,
Das Fischlein wußte nichts von Leid und Weh.
Gar seltsam deucht den beiden diese Kunde
Und sonderbar des Efeus banger Traum —
Allein, was tut's? Der Frühling macht die Runde
Und wieder nickt der alte Weidenbaum . . .

Um den Wildsee.

(Von W. Arminius.)

Auf dem Kapellenberge.

Am Kniebisfuß liegt ein Tal versteckt,
Da rauscht der Lierbach von Farnen bedeckt,
Da trotzen Tannen, so starr, so stumm,
Da ragen gewaltige Felsen ringsum.
Kein Sturm braust hinab in die tiefe Kluft,
Auf träumenden Schwingen nur fächelt die Luft:
Der Odem der Erde, der atmend sich regt,
Wenn der nahende Lenz ihr das Herz bewegt,
Vom Walde beschützt, vor dem Kampf der Natur,
Liegt still das Tal, — eine lächelnde Flur!
Ob Ungewitter am Himmel auch drohn,
Ob zuckende Blitze herniederlohn,
Als stünde der Wald im prasselnden Brand,
In Ruh' schläft das Tal, als in Gottes Hand...

XXI.

Bei Marie v. Ebner-Eschenbach (geb. 1830) sind Schaffen und Schauen eng miteinander verknüpft. Ihre Blicke sind aber meist nach innen gewendet, in die eigene Seele. Und dort blüht eine Wunderblume: Die Herzensgüte. Deshalb hat Marie v. Ebner-Eschenbach das tiefe Verständnis für fremdes Leid, besonders aber für die werdende Psyche des Kindes. Ein solches Gefühlsleben entwickelt sich nur unter dem Einfluß der Natur, der Marie v. Ebner-Eschenbach seit den Tagen der Kindheit sehr nahe steht. („Das Buch einer Kindheit"). In dem Roman „Die arme Kleine" sind der Dichterin die Waldstimmungen besonders gelungen.

Die arme Kleine.

(Von M. v. Ebner-Eschenbach.)

1.

Am Saume des Waldes standen uralte Eichen, Kolosse mit riesigen Stämmen, schrundig und grau. Einige, schon wipfeldürr, regten trotzig ihr stolzes Geäst; andere, vom Blitz zerspellt und zu Tod verwundet, entfalteten noch an jungen Zweigen einen dunklen Blätterreichtum. Die Bäume ringsum, knorrige Linden, die Birke, die Jungfrau des Waldes, Buchen und Erlen schienen ehrfurchtsvoll zurückzuweichen vor dieser greisen Majestät. Nur niedriges Gebüsch drängte sich in ihre Nähe und Schlingpflanzen krochen an ihr hinauf mit kleinen grünen Füßchen und sogen ihr Parasitenleben aus ihrer Rinde.

Er war schön, der von jeglicher Forstkultur verschont gebliebene Wald, in dem die Natur frei und ungehindert ihre göttliche Willkür walten lassen durfte. Steile, steinige Halden, von Wasserfäden durchrieselt, schilfumkränzte dunkle Weiher, üppige Wiesen wechselten mit dichtwucherndem Gebüsch, düsteren Nadelholzbeständen, durch die man hinschritt wie auf einem Teppich von Atlas mit Abhängen und Anhöhen von Wurzeltrieben und Brombeersträuchen.

Die wunderbare Stille des Waldes, die lebendige Stille, in der das winzige Insektenvolk lautlos sein geschäftiges Wesen treibt, wurde manchmal durch ein Vogelgezwitscher unterbrochen und durch ein Huschen und Flattern....

2.

Der Fußsteig zeigte sich aber nicht, vielmehr wurde der Wald immer dichter, unwegsamer und plötzlich fuhr heulend und pfeifend ein Windstoß über die Wipfel. Die schlanken Bäume bogen sich, die mächtigen widerstanden, aber wie eine grollende Klage tönte es herab von ihren Kronen...

Mit unglaublicher Schnelligkeit war es heraufgestiegen. Wie dunkle kompakte Massen türmten sich die Wolken, aus denen Feuerpfeile blendend niederschossen. Unmittelbar beinahe folgte ihnen ein dumpfes schweres Rollen. Wenige Sekunden nur noch zwischen Blitz und Donner; das Gewitter stand senkrecht über dem Wald. Eine unbeschreibliche atembeklemmende Spannung lag in der Luft. Noch fiel kein Tropfen Regen und dieser schwere, wilde Kampf der Elemente glich einem ungeheuren und tränenlosen Schmerz....

Jakob Julius David (1859—1906) fand für den Hintergrund seiner Erzählungen immer die richtigen Farbentöne. Am besten schilderte er seine Heimat, das mährische Land und Nieder-Österreich. Das sind Bilder, wie sie Emil Schindler, der Unvergeßliche, gemalt hat: Busch, Wiese und Wasser, aber welche Stimmung liegt über dem Ganzen! Eine seltene Kunst, die mit solch einfachen Mitteln wirkt. David schuf auch Waldbilder. Er liebte dabei Kontraste und Vergleiche, wie sie vor ihm keiner fand. Seine Sprache scheint manchmal unbeholfen, förmlich rauh, aber gleich einem feinen Fluidum durchstrahlt sie die innere Wärme des Dichters.

Karl Hans Strobl beschreibt gleich David den Beskidenwald. Auch er kennt die wilde Größe dieser Landschaft und ihren eigentümlichen Charakter, sonst könnte er solche Bilder nicht schaffen.

Die Hanna.

(Von J. J. David.)

1.

Zum Möwenweiher von Chropin!

Ein einförmiger Weg! Die Felder waren gemäht und die Stoppeln standen kurz gelb und traurig da. Es war trockene Zeit und es stob allenthalben. Nur die Zuckerrübe hatte noch ihr vergilbtes Laub und die gelbgrüne Hirse, die aus der Ferne so goldig weht, nickte mit schwachen und zierlichen Rispen.

Durch sparsame Wäldchen mit geringen Schatten ging's. Wieder war es die flache Ebene, über die die sinkende Sonne all ihren Strahlensegen ergoß. Es war schwül und ein unbewegter Tag.

Endlich standen wir vor dem Gewässer, das uns groß genug erschien. Zwischen rotbraunen Rohrkolben stieg ein gelbes und flirrendes Leuchten auf. Blasen hoben sich zur Höhe und zerzischten platzend und Binsen stiegen schlank und starr überaus hochstämmig empor.

Über der Flut aber trieben Möwen aller Arten und, wie es uns schien, aller Farben ihr Wesen. Sie kreisten einsam mit weißen blanken Schwingen im Blauen, sie jagten einander, gesellten sich zu Schwärmen.....

2.

Ins Gebirg bin ich, in den Beskidenwald.... Eine Waldhütte hab' ich mir ausgesucht, wo kein Dorf auf sehr weit in der Nähe war und nichts herum wie nur Fichten und Tannen...

Gelernt hab' ich viel. Wie sich die Wurzeln verknoten an so einer Fichte, nicht anders wie die Adern auf einer welken und abgearbeiteten Bauernhand, die sich über etwas zusammenkrallt, um es gar nicht mehr auszulassen.

Und wie so ein Baum anders, immer anders wächst, je nach dem Windeinfall. Und wie seine Rinde sich färbt je nach der Stellung, die er an sich hat. Und wie unter vielen Tausenden niemals einer völlig dem Nachbarn gleich sein wird. Und wie das Dunkel hereinbricht in den Wald, ganz plötzlich und traurig. Und wie das Mittagsschweigen ist, mit dem Flammen der braunroten Rinde, wenn die Nadeln knistern und rieseln und es ist wie ein Duft von Weihrauch in ihm....

Und der Wald hat seine tausend Stimmen. Und eine jede lernst du verstehen und es ist eine jede anders; und du hast nichts zu tun, nur darauf achten, was sie dir immer sagen wollen. Denn es hat immer Sinn und Bedeutung. Und niemals wiederholt sich ein Laut, wenn du nur dein Ohr genug schärfen kannst und selbst der Sturmwind, wenn er sich hineinlegt in den Wald und die Bäume müssen mitschwingen und wollen nicht und zittern vor Zorn, selbst der hat immer einen andern Ton und eine neue Weise.

Und dann die Regenzeit! Die Tropfen fallen dir den ganzen, ganzen Tag. Das klatscht und klatscht und kocht förmlich und schlurft über das Dach und zischt und rieselt. Und das ist, als hätten graue Gespenster einen grauen Mantel umgeschlagen und der Wind treibe sie und sie huschten durch den Wald. Und du willst es malen und es geht gar nicht. Und du wirst ordentlich krank und sehnsüchtig nach einem Blickchen Sonne.....

Beskidenwanderung.

(Von K. H. Strobl.)

Es geht eine Zeitlang durch einen von Schneebruch arg verwüsteten Wald. Die Bäume stehen hier so dicht, daß sich im Winter ungeheure Lasten Schnee auf den verfilzten Zweigen anhäufen müssen. Die brechen und knicken dann die stärksten Stämme, entwurzeln sie, verdrehen und zersplittern sie auf die allerseltsamsten Arten. Die Toten lehnen da in einem fürchterlichen Wirrwarr zwischen anderen Stämmen, oder sie liegen über den Weg geworfen, mit emporgestreckten Ästen, wie mit im Todeskampf erstarrten Armen.

2.

Dann, als es schon gegen den Jaworowy zu ging, wurde es ganz sonderbar finster, obzwar es noch nicht spät am Abend war. Die Nebel, die der Sturm am Morgen zerfetzt und tagsüber als Wolken über den Himmel getrieben hatte, senkten sich wieder und zogen über den Kamm. Sie hüllten mich ein, kämpften vor mir, trieben dann in einer wütenden Flucht davon, kamen zurück und hingen in den feuchten Ästen der Fichten, trübselig und grauenhaft, wie Nachtgespenster auf den Bildern Segantinis. Und noch einmal genoß ich das Behagen des erreichten Zieles und der Sicherheit vor Nacht und Nebel in dem Jaworowy-Schutzhaus, das auf einem

mächtigen Rücken beherrschend in die Ebene hinaussieht. Und wieder gab es Feuerflecken an der dunklen Wand der Nacht, aber die brannten andauernd die ganze Nacht und es waren keine Blitze, sondern die Feuer der kolossalen Eisenwerke von Trzyniety.

Karl Erdmann Edlers (geb. 1844) Novelle „Santa Justina" mit Morettos herrlichem Bilde als Titelblatt enthält wunderbare Beschreibungen italienischer Landschaften, über der schlichten Erzählung „Die Lindenbühler" liegt der ganze Zauber eines deutschen Sommers und „Die Koloritstudien" sind, wie schon ihr Name andeutet, durch eine Fülle von schönen Bildern belebt.

Koloritstudien.

(Von K. E. Edler.)

1.

Wilfrid.

Eine gotische Studie.

Durch Wald und Feld hatte sich ein großes starkes Kämpfen erhoben, bei welchem die starren winterlichen Todesmächte, die bis jetzt unbeirrt da gehaust, immer sichtlicher unterlagen. Denn schon war ihnen jegliche Gewalt bei Tage entrungen und nur des Nachts wagten sie sich hervor. Was sie aber in dunkler Nacht ersannen und aufbauten an Erstarrung in den Erdschollen, Einfrieren der kleinen Wässerlein, dünnen Eisdecken über größeren Wässern und Frösteln in den eben erwachenden Tieren und Pflanzen — die lichten Mächte des Tages fuhren nur leicht mit sonnigem Finger darüber und wischten es lächelnd wieder hinweg. Dann aber sandten sie auch über das, was noch verzaubert schlief, laute ungestüme Wecker. Die Felshänge hinab brauste der angeschwollene Bach, mit wildem Schalle Bergwald und Tal aufrüttelnd, über die schlummernden Gebirgsgipfel und blätterlosen Baumwipfel sang der wehende Wind ungestüme Wecklieder; an die Erde endlich klopften die Regentröpflein an, emsig eines nach dem andern und beharrlich, daß darin die Millionen Körnlein erwachten und die Millionen Tierlein sich den Schlaf aus den Augen wischten und die Millionen kleiner Türlein sich auftäten für alle....

2.

Hábor.
Ein Steppenbild.

Wenn dann die Sonnenstrahlen schräger herabkamen, da hob in weiter Ferne das Moor zu dämmern an und malte bläuliche und zartgraue Töne in die Luft; auf der andern Seite stieg aus der ebenso fernen Heidewildnis der sanfte rote Schimmer empor und hing dann hinab wie ein duftig leichtes Gewebe, mit violettem Saum am blauen Himmel befestigt. Die Puszta aber sammelte in der großen Runde ringsum emsig die ungezählten schönen Lichter und Farben....

Später wandeln wohl auch über den blauen Himmelsbogen goldgeränderte Wolken ihrem Untergange zu und ihre Schattenbilder huschen über dem Pusztasand; sie geleiten das königliche Tagesgestirn und sinken mit ihm hinab, es zur Ruhe zu betten. Doch schon klettern dort, wo die Rundlinie der Puszta im Osten den Himmel schneidet, andere Wolken auf, unförmig geballtes, schattenhaftes Gnomenvolk; sie ziehen nicht weiter, sondern stehen regungslos von der Erdlinie in langer Reihe bis zum Himmel, des blassen Mondes gespenstiger Hofstaat, vorausgeeilt, den heranziehenden Herrscher der Nacht zu empfangen....

Große Talente, wie Marie Eugenie delle Grazie (geb. 1864) eines ist, stehen fast immer in engem Zusammenhang mit der Natur und schwelgen in ihrer ewigen Schönheit. Schon die Jugendwerke der Dichterin sind reich an stimmungsvollen Naturschilderungen (Hermann, Die Zigeunerin u. a.). Ihre Gedichte aber wuchsen oft unmittelbar aus Natureindrücken hervor. — „Italienische Vignetten" enthält eine Reihe von wunderbaren Bildern aus dem Süden, die Novellensammlung „Liebe" solche der Donaugegenden bei Wien, die nicht leicht ihresgleichen haben. „Maria Soltis", eine ergreifende Novelle, führt den Leser in das Herz des Wiener Waldes, des grünen Meeres von Bergen und Hügeln, welches in weitem Halbkreis unsere Vaterstadt umspannt.

Die Zigeunerin.

(Von M. E. delle Grazie.)

Weit und unabsehbar dehnt sich vor deinen Blicken die Puszta. Wie eine schlummernde Riesin verträumt sie die schwülen Nachmittagsstunden: die Sonne ist das einzige Auge, welches sie bewacht, das flüsternde Heidelüftchen die einzige Stimme, mit welcher sie geheimnisvolle Zwiesprache hält. In sich selbst verloren, einsam und schwermütig, gleich einem uferlosen Meer in die Ferne strebend, aber dessen ungeachtet von der wechselnden Kreislinie des Horizontes nach allen Seiten begrenzt, ist sie das verkörperte Bild der menschlichen Sehnsucht, die sich ewig ins Unendliche ergießen will und ewig von den hemmenden Schranken der Endlichkeit umschlossen findet.

Die Sonne ist im Untergehn begriffen; aber selbst ihre letzten Strahlen schnellen wie feurige Pfeile über die weite Heide, als wollten sie schon jetzt das frische Grün versengen, mit dem sie der milde Frühling so liebreich bekleidet. Ja, die glühende Sonne raubt der Puszta schon im Juni die einfache Schönheit und Anmut, durch welche uns diese weite grüne Fläche anzieht; sie läßt die Heideblümchen verwelken, die Blätter verdorren und blickt dann schwermütig und traurig herab auf diese selbstgeschaffene lautlose Wüste....

Maria Soltis.

(Von M. E. delle Grazie.)

Der nächste Sonntag brachte noch einen Morgen voll köstlicher Frische und lockender Sommerschöne und so wurde beschlossen, sogleich nach dem Kaseck aufzubrechen.

Der Weg dahin war ein ziemlich langer und führte, nachdem man ein paar Hügel genommen, durch ein schattiges Tal direkt an die Wilt heran, wie ein weit und dicht sich ausbreitender Forst genannt wurde, in dessen Mitte sich das Kaseck erhob. Es war ein uralter Wald mit hundertjährigem Eichen- und Buchenbestand, durch den bald da, bald dort ein Wässerchen gluckste, während man auf den sonnigen Wiesen, die ihn hie und da unterbrachen, die Rehe äsen sah. Auch die Wege, die von dieser Seite bis ans Kaseck heranführten, waren nur gewöhnliche Jagdsteige und das Ganze absichtlich so versteckt gehalten, damit die Überraschung eine

um so größere, die Wirkung eine um so tiefere sei. In der Tat brach der Pfad, den wir eingeschlagen hatten, plötzlich ganz unvermittelt vor einem grünen Dickicht ab, das sich wie ein einziger Schutzwall ringförmig und schier undurchdringlich um das Schloß zog, dessen Türmchen man dahinter im Sonnenlicht aufragen und blitzen sah. Der ganze grüne Wall aber war eine einzige Rosenhecke, die, an schlanken, im Kreisrund gepflanzten Pappeln emporgezogen, ihre Ranken im Laufe der Jahre so fest ineinander und von einem Baum zum andern gesponnen hatte, daß man wähnen konnte, plötzlich vor Dornröschens Schloß geraten zu sein. Und der Eindruck des Märchenhaften wurde noch erhöht durch die unübersehbare Fülle herrlichster Rosen, die ringsum in Blüte standen, aus den Wipfeln der Bäume herabstürzten, an zierlichen Ranken im Winde flatterten oder wie purpurne Königsschleppen bis auf den moosigen Waldgrund niederhingen. Gelb, weiß, rosa, zumeist aber ein Rot, das in allen Tönen der lichttrunkenen Farbe musizierte und in das ringsum hereinschattende Dunkel des Waldes leuchtende Flecke malte. Nach kurzem entdeckten wir dann in Entfernungen von zwanzig zu zwanzig Schritten kleine, von den hier zurechtgeschnittenen Hecken gebildete, natürliche Einlaßpforten, über denen das wirre Gerank in der Form von Triumphbogen gebändigt, dem Eintretenden ein leises „Willkommen“ zuzunicken schien....

Hans Hopfen (1835—1904) beschreibt in der kleinen Novelle: „Zwischen Dorf und Stadt,“ die Gegend am Fuße des Kahlenberges bei Wien, welche Beethoven so liebte, die Grillparzer und Theodor Körner besang: das weiche wellige Land mit den fast klassischen Linien des Kahlengebirges im Hintergrund. — So sah es aus, als die Weingärten bis dicht an die Stadt heranreichten. Heute muß man ein Stück weiter gehen, dann sieht man, daß selbst die gewaltige Ausdehnung Wiens den eigenartigen Zauber dieser Landschaft nicht beeinträchtigt.

Wiens schöne Umgebung beschreibt auch Adolf Pichler in „Zu meiner Zeit“.

Zwischen Dorf und Stadt.

(Von H. Hopfen.)

1.

Wie mancher, der da drinnen in der Stadt wohnt, macht große Reisen, um die schöne Welt zu sehen und weiß nicht, daß er nur vors Tor hinaus zu gehen braucht, um schönere Gegenden zu finden, als die sind, denen er mit viel Ungemach und Kosten in weitester Ferne nachläuft. Ich ging durch die Weinberge dem Kahlenberge zu. Die dünne Schneedecke knisterte unter meinen Tritten, von den kahlen Nußbaumzweigen fielen Flocken, die der Windstoß niederwehte und über den Weg hüpften ein paar Raben, um bei weiterem Näherkommen kreischend aufzufliegen.

Freilich, im Sommer ist's hier viel anders! Wo nicht? Aber auch im Winter bleibt diesem Strich Landes zwischen dem Kahlenberg und der Währinger Linie meine Neigung treu und wenn ich ferne bin, ziehen meine Gedanken ihm manchmal zu. Und ist es nicht merkwürdige Erde? Hier schuf Beethoven und vor seiner Tür stand klopfenden Herzens lauschend ein kecker kleiner Sommerfrischler, der Knabe Franzl, den sie später Grillparzer nannten. Ein paar tausend Schritte weiter weg, gegen die Stadt hin, ist Franz Schubert geboren und dort oben auf der Döblinger Höhe hauchte Nikolaus Lenau seine verdüsterte Seele aus....

2.

Wir hatten den Schlag der Mitternacht ganz überhört und es fehlte jetzt nicht viel an 2 Uhr des Morgens. Aber es war eine milde sternenhelle Frühlingsnacht. Alle Wege waren von den abgefallenen Blüten der Akazien weiß bestreut und in des Nachbars Garten schlug eine Nachtigall so schön, als wollte sie ausrufen, welch eine Lust es sei, in solcher Nacht zu wachen....

Ich gab ihm bis über den Hügel das Geleit. Von droben sah man die schattenhafte Stadt mit Tausenden von glühenden Laternenpunkten unter sich liegen. Wie ein blasser Streifen wand sich die Donau durchs verdunkelte Gefild; man meinte sie rauschen zu hören, so stille war's ringsum; und manchmal blinkte und glitzerte es jählings in ihrem Fluß auf, als wär' ein Stern ins Wasser gefallen, der nun auf Nimmerwiedersehen versänke. Übers Marchfeld her kam ein Eisenbahnzug, man sah von ihm nur das glänzende

Augenpaar der Lokomotive, ihre roten Lampen und hörte nur am Schnauben des Dampfes, am Rasseln der Räder, daß er tief unten immer näher kam und endlich fern in eine Halle einlief. Als das vorüber, ging ein Windhauch durch die Luft, daß die Bäume flüsterten und neuerdings ihre weißen Blüten auf uns niederschüttelten. Dann aber war wieder alles still und man hörte hinterm Dorf die Nachtigall schlagen....

Zu meiner Zeit.

(Von A. Pichler.)

1.

Mein Weg führte über den Hügelkamm, der mit Reben bedeckt von Hernals sanft aufsteigend in den Waldhöhen über Dornbach endet. Dort ist eine Stelle zwischen Hainbuchen, die zwar den Blick frei über Berg und Tal wandern lassen, die Aussicht auf die Stadt jedoch abschließen. Dadurch und weil kein Fußpfad in der Nähe vorüber führt, hat dieses Plätzchen eine lauschige Heimlichkeit behalten, die mich stets wieder und wieder anlockt. Dort liegt als bequemer Sitz ein Steinblock dicht überwuchert von Moos und Quendel. Weithin dehnt sich das Tal mit wechselnden Weingärten und Fluren, von den nahen Wiesen duftete der Honiggeruch des Klees. Das Korn war bereits geschnitten, die herbe Traubenbeere begann sich zu färben und durchsichtig zu werden. Der Wind rollte über das hohe Gras in die Stoppeln, hie und da guckte roter Mohn oder eine Cyane empor und verschwand wieder wie ein scherzendes Kind. Hoch droben feierten die Lerchen Maria Himmelfahrt. Mit Recht wählten die Babenberger sie in blauem Felde als Wappen für Österreich. Dort auf der Höhe stehen die spärlichen Reste ihrer Burg; die wilde Rose umgittert sie mit den Dornen, aus dem Geröll steigt die gelbe Ähre des Himmelbrandes, die Amseln singen am Bergeshang, aber die Stimmen der Lieder sind verhallt, die Harfe Walters von der Vogelweide verstummt....

2.

Anfangs suchte ich emsig nach Erdbeeren, bald aber lenkten mich tausend Dinge ab. Da duftete Spierkraut voll und schön aus dem dunklen Laub, dort stand eine Zaunlilie zwischen Dolden und Wohlgemut, oder es blühte irgendwo eine seltene Blume, die ich mitnehmen wollte. Und die Gegend ringsum! Kleine Täler mit

hellem Grün, darüber dunkle Wälder, auf die sich weiße Wolken in stets wechselnden Formen stützten; jetzt scharfkantig und zackig, dann wellenförmig oder in Kuppen; für den Augenblick ruhend, dann wieder hoch emporschwellend, oder wie Drachenköpfe mit langen Hälsen. Während dieser Betrachtungen sank die Sonne tief und tiefer, die Drosseln fingen an zu schlagen und einzelne Dämmerkäfer summten bereits herum. Die Wolken färbten sich vom stärksten Rot bis zum bleichsten Gelb und stiegen geballt oder streifig zerflossen höher am Gesichtskreise....

Emil Ertls (geb. 1860) Roman „Die Leute vom blauen Guguckshaus" spielt in Alt-Wien zu der Zeit, da Napoleon die Kaiserstadt an der blauen Donau bedrohte. Ertl bringt schon am Anfang des Buches eine begeisterte Schilderung seiner schönen Vaterstadt, dann folgen Beschreibungen der alten Straßen und Plätze; der längst verbauten Gärten und endlich ein ergreifendes Bild: das Schlachtfeld bei Aspern und seine Umgebung.

Die Leute vom blauen Guguckshaus.

(Von E. Ertl.)

1.

Die Sonne war untergegangen, der zartblaue Himmel mit hellem durchsichtigen Gold übergossen, der Kahlenberg und der Leopoldsberg, die aus der Ferne über die Friedhofsmauer grüßten, standen im ersten Grün des Frühlings und an derselben Stelle, wo einst die Burg Leopolds des Heiligen geragt und wo später ein habsburgischer Leopold dem Babenbergischen eine Gedächtniskirche gestiftet hatte — auf dieser altehrwürdigen, weit ins Donauland hinausschauenden Höhe, die seit einem Jahrtausend so viele gegen deutsche Art und deutsche Sitte heranwälzende Völkerbrandungen der Ungarn, Böhmen, Türken und Franzosen zu ihren Füßen hatte zerschellen sehen, da spiegelte sich jetzt das bereits untergesunkene Tagesgestirn in einem blitzenden Fenster, als könne es sich nicht losreißen von dem Anblick der prangenden Hügel und der weiten dämmernden Ebene und der uralten zum Himmel ragenden Türme dieser einzig schönen Stadt. Und wie ein funkelnder Rubin strahlte ein heller weithin leuchtender Widerschein von diesem Fenster aus und warf seinen

Glanz über das schon im Abendschatten atmende Häusermeer. Es war gleichsam wie ein leise segnender Gruß, dieses Licht aus der Höhe....

2.

Über den kleinen flachen Sandplatz vor der Gloriette breitete ein alter mächtiger Kastanienbaum seine Äste, dessen Blätter jetzt schon anfingen gelb zu werden, und an seinen Stamm gelehnt, fand sich eine Bank.

Lebold liebte diesen Platz, weil es der freieste im Garten war und einen weiten Ausblick gewährte. Er ließ sich nieder und verlor sich in Sinnen und schaute dabei über die gewellten Felder und Wiesen und das kleine Dorf Ottakring hinweg auf die sanftgeschwungenen Hügel des Wienerwaldes, die immer ferner und immer höher wurden und schon im herbstlichen Kleide prangten. Und er flog mit seinen Gedanken in den unergründlichen Abendhimmel hinein, der noch licht und goldig war, obgleich zur Rechten, hoch über dem Schmelzer Friedhof, der mit seinen schwarzen zypressenartigen Bäumen wie eine Märcheninsel auf der grauen Heide schwamm, schon der erste blasse, kaum sichtbare Stern zitterte....

3.

Über dem weiten Marchfelde lag eine glühende Hitze, so früh am Morgen es noch war. Wolkenlos, wie eine ungeheure Glocke aus blauem Glas, wölbte sich der durchsichtige Himmel über der ausgetrockneten Erde; über den bläulichgrünen jungen Saatfeldern brütete eine zitternde Glühluft und die landesüblichen Schöpfbrunnen, die hie und da ihre langen hölzernen Fangarme aus den Gemüsepflanzungen emporreckten, bildeten das Ziel der Sehnsucht für Tausende und Tausende dürstender, bis zur Erschöpfung abgehetzter Soldaten, kämpfender, verwundeter, sterbender...

Auch Lebold hatte gleich seinen Kameraden aus den Brunnen getrunken und sich gelabt, die Spannung seiner überangestrengten Nerven begann sich zu lösen. Auf einem Markstein am Felde sitzend, blickte er jetzt wie erwachend rund um sich, halb benommen durch Müdigkeit, halb gelähmt noch in seinem Denken und Sinnen durch die ausgestandenen Erregungen seines Gemüts und gleich, als müßt' er sich erst besinnen, wo er eigentlich sei und was er hier wolle. Zwischen den riesigen Bäumen, die sich über den nahen Donauauen

wölbten, sah er hinaus in die weite grüne Landschaft stromaufwärts und sah in der Ferne den Leopoldsberg ragen und darunter im zarten bläulichen Duft des Frühnebels die Türme und Bastionen der Stadt und dahinter die aufsteigenden Berge bis hinein zum schimmernden Schnee. Und auf der andern Seite zu Füßen des kahlen Bisamberges das unendliche Flachland mit seinen Saatfeldern, aus denen verstreute Kirchendörfer blinkten, gegen Norden Stadlau und Hirschstetten, Breitenklee und Raasdorf, die hinter den Aufstellungen der Österreicher und außerhalb des französischen Feuers lagen, gegen Süden aber die rauchenden Trümmer von Aspern und Eßling, um die unablässig gekämpft wurde, während im Zwischenraum zwischen diesen beiden unglücklichen Dörfern die offene Feldschlacht wogte....

Enrica v. Handel-Mazzetti (geb. 1871) ist keine Vielschreiberin. Bei der Art, die sie kultiviert, wäre das auch gar nicht möglich. Historische Romane wie „Pater Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" und „Jesse und Maria. Ein Roman aus dem Donaulande" erfordern jahrelange Studien. Auch die Milieuschilderung ist dabei eine sehr schwierige, aber gerade hier beweist E. v. Handel-Mazzetti ihre überlegene Technik. „Jesse und Maria" spielt zur Zeit der Gegenreformation. Pechlarn, Maria Taferl, Krummnußbaum, Melk, Krems, überhaupt viele dieser alten Siedelungen zwischen Ybbs und Krems sind ebenso plastisch wie naturgetreu gezeichnet.

Jesse und Maria.

(Von E. v. Handel-Mazzetti.)

Am Karsamstag gingen sie zu Abend, der Förster mit seinem Weibe, von Marbach, wo sie nochmals am heiligen Grab gebetet hatten, nach Klein-Pechlarn zur Auferstehung. Es war ein linder goldiger Abendhauch auf den Wiesen, gen die Weinhügelhut gab es neben den blauen schon rot und weiße Blumen und durch die zartlaubigen Aubäume strich leise, wundersam flüsternd der Wind. — Wind aus Böheim bringt feucht Wetter, Regenwurzeln hat es auch am Himmel oben. Regnet's heute Nacht, blühen morgen alle Bäume weiß und rot. Von Ybbs her, von Blindenmarkt, von Melk zittern schon die feinen und tiefen Glockentöne...

Nun heißt es unserer lieben Frauen Valet zu sagen, —

die Zeit vergeht, — die Kirchfahrer stellen sich schon zum Weiterwallen in Ordnung.

„Bhüet dich Gott viel tausendmal
Dahier im grünen Gnadensaal,
Schmerzhaftige Mutter Jesu!“

hallt und verweht es ganz wehmütig im Föhrenwald, da der Zug gen Eichbrunn zieht. Und mählich abwärts wallt es durch den Bischofswald, durch ein kleines Dörflein von zehn oder zwölf armseligen Keuschen, Obertalheim genannt; dann geht es wieder aufwärts, den Fahrweg nach einem größeren Dorf, wo viel Obstbäume stehen, alle in Blüte, rosenrot.

Es lärmen und schwärmen die Bienen, sonst kein Laut von Mensch oder Tier. — Hier sieht man keine Donau, aber links vom Wald im Duft blickt des Herrn Artstätters weißes Schloß herüber, mit vier kleinen und einem großen Turm. Der große ist von der Kirche. — Nun kommen dunkle Wälder und aber Wälder, dann lichtet sich's und kommt wieder heiteres Wiesen- und Weinland; auch die Donau ist wieder da, wird breit und breiter, rauscht näher und näher. Jetzt sind die Pilgram in Erbersdorf, ziehen zum St. Blasikirchlein und machen darin eine kurze Station, den Kindern Schutz von der Bräune zu erbitten, dann ziehen sie auf dem Fahrtweg an der Donau zurück nach Klein-Pechlarn. Zu Abend kommen sie dort an. Die Sonne steht schon überm Ostrand, der ganze Himmel ist rosenrot, die Donau flüssig Gold....

XXII.

Paul Heyses (geb. 1830) poetische und Prosawerke sind sorgfältig geschliffene Edelsteine in kunstvoller Fassung.

Eine reiche Bilderfülle, ein förmliches Schwelgen in den schöngeschwungenen Linien südlicher Landschaften, zeigen die Novellen aus Italien und das Gedicht „Thekla".

Mondlied.

(Von P. Heyse.)

Ich wandle still den Waldespfad,
Es dunkelt schon die Nacht herein.
Im Grunde rauscht das Mühlenrad,
Der Grillen Lied fällt ein.

Wie liegt so tief, wie liegt so weit
Die Welt im Mondesduft!
Die Stimme der Waldeinsamkeit
Im Windessäuseln ruft.

Sorrent.

(Von P. Heyse.)

Wie die Tage so goldig verfliegen,
Wie die Nacht sich so selig verträumt,
Wo am Felsen mit Wogen und Wiegen
Die gelandete Welle verschäumt.

Wo sich Blumen und Früchte gesellen,
Daß das Herz dir in Staunen entbrennt —
O du schimmernde Blüte der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent! . . .

Thekla.

1.

Da ward lichter der Wald und es bog sich der Weg und auf einmal
Standen sie über der Ebene, die fruchtbar unten sich auftat,

Rechts vom Joch des Isaurer Gebirges wie mit Wänden geschlossen,
Links weit offen und flach. In dämmernder Ferne des Südens
Wölkte des Taurus Kette sich ein in herbstliche Nebel;
Aber hinab vom Saume des Waldes, bis wo sich im Grunde
Häuser und Tempel erhoben und drüber hinaus bis zum Landsee
Drängte sich Reb' an Reben und Fruchtbaumhalden und Äcker
Und in gelichteten Reihen der niedrige Stamm der Olive.
Still war's. Eben verglühte der Tag und über den Häusern
Wirbelte bräunlicher Rauch in die Luft.....

2.

Die Helle verschwand und im Finstern
Dröhnte der Schlag noch fort und erschütterte Mauern und Stufen.
Jetzo ein kürzerer Blitz, da brach das Gewölk und der Regen
Prasselte laut in die Tiefe. Der Donner verscholl von des Flutschwalls
Tosendem Heulen verschlungen. Hinaus in die ebene Landschaft
Wanderte schwer der Orkan und wälzte die Wut des Gewitters
Über Ikonium hin und den See und der düsteren Reise
Zeigten die Blitze den Weg...

Die Einsamen.

(Von P. Heyse.)

So groß, so golden und gewaltig hatte er die siegreiche Frühlingssonne nie gesehen, so erfrischend war ihm der Hauch des Meeres nie ins Mark gedrungen. Diese Blätter an den Feigenbäumen waren in einer Nacht fingerlang hervorgeschossen. Die Büsche dort hat die Sonne eines halben Tages in weiße Blüten gebracht. Und wo nur der Wanderer, vom Dufte gelockt, den Boden näher untersucht, dunkeln ihm unabsehliche Veilchenbeete entgegen. Die Luft wimmelt von Schmetterlingen, die nicht älter sind als dieser Tag...

Was rühmen sie die Poesie als die höchste Kunst? rief er zornig aus. Kann sie eine Brust vor der Übermacht eines solchen Eindrucks befreien? Ruft mir die Größten her, die jemals über melodische Worte zu gebieten hatten; ob sie nicht dem Unermeßlichen gegenüber verstummen gleich mir armem Nachgeborenen. Womit wollen sie Licht und Äther und Meer und Düfte, die aus jenem Orangenhain heraufwehen, nur von ferne verherrlichen? Sogar der letzte unter allen, der sich noch einer Muse rühmt, ein Tänzer selbst könnte es ihnen zuvortun. Kann er nicht das Streben in den Himmel hinauf, ins All hinein, wenigstens mit Zeichen und Gebärden andeuten, mit seiner ganzen Person und vom Wirbel bis zur Zehe

seine Trunkenheit ausströmen? Und nun ein Maler vollends! der unbedeutendste und einfältigste, wenn er nur gelernt hat, die Linien des Berges dort und das Kloster am äußersten Rande, dahinter den Wald, die Grenze des Meeres, im Vordergrund den frisch vom Winde geknickten Baum auf ein Blatt zu bringen — wie glücklich muß es ihn machen! Und wenn er gar ein Meister ist und die zitternde Helle über der gelben Bergwand in Farben widerstrahlen kann, dort in der Tiefe die See, die noch immer wühlt und die Wellen wirft, wie Fetzen eines silberdurchwirkten Gewandes, den Duft drüben am Vesuv, die weißen Glockentürme zwischen dem Laub der Kastanien — ich könnte ihn geradezu umbringen vor Neid....

San Vigilio.

(Von P. Heyse.)

Der Tag neigte sich schon, der See hatte seine tiefe Purpurbläue, die sie während der Fahrt entzückt hatte, verloren, lag aber jetzt spiegelklar und über seiner gediegenen Fläche schimmerte der Abglanz der Röte, die das Schneehaupt des Monte Baldo weit zur Linken mit den letzten Abendgluten umwob. Gerade gegenüber lag die Gardainsel, zur Rechten senkte sich der lange Höhenrücken, der die kleinen Nester Portese und San Felice trägt, zur Flut hinab; darüber die scharfe Silhouette des Cap Manerba schon in violettem Duft und auf der andern Seite, aus dem östlichen Seegestade leicht hervorspringend, die Punta di San Vigilio, auf der jetzt nur ein paar kleine blitzende Funken sichtbar waren, Fenster, die das Abendrot spiegelten; dahinter, den Abhang hinauf, kleine schwarze Striche, die Zypressen, an denen drüben die Fülle ist....

Schöne Stimmungsbilder aus dem Süden Europas finden sich auch in „Die Gekreuzigten“ von Hans Hoffmann, „Giuditta Africana“ von Rudolf Herzog, „Der Weg zum Frieden“ von Lucia Gräfin Uxkull und „Die Sonette des Petrarca“ von Marie Eugenie delle Grazie.

Die Gekreuzigten.

(Von H. Hoffmann.)

Zwei Welten, so verschieden wie Himmel und Erde, liegen in Korfu hart aneinandergefügt, sie berühren sich äußerlich auf dem

Kamm einer Bergmauer, welche sie mit fester Grenze scheidet. Wer auf dieser Höhe steht, blickt gegen Sonnenaufgang in ein breites, weiches Land, ganz übersponnen von dem Friedensbaum, der fruchttragenden, leichtschattenden Olive, als von einem einzigen Walde oder Garten, aus dem die Dörfer mit ihren Glockentürmen hervorleuchten wie weiße Früchte aus grüner Schale. Glanz und Fülle überall, bis hinab in die ruhigen Buchten des Golfes, der das Eiland von den Bergen Albaniens trennt; gegen Niedergang aber stürzet der Fels schauerlich ab, wie in den ewigen Abgrund. Zackiges Gestein nur starrt wild aufgetürmt und wild zerrissen, nur gähnende Schlünde und wirre Klippen jäh bis hinab zum in endlos ödem Blau sich dehnenden Meer....

Giuditta Africana.

(Von R. Herzog.)

Regungslos lag die See.... Und regungslos das halbverfallene Städtchen, das hoch über ihr an der Felswand klebte, leeren Auges die Vergangenheit suchend...

Nur die Gärten kannten das Sterben nicht. Über sattgrün wucherndem Lorbeer und weißgesterntem wilden Myrtengebüsch hingen die Blüten des Granatbaums wie dunkelglühende Blutstropfen. Ein Zweiggewirr mischte sich träumerisch ein, niedergezogen von der Fülle reifender Zitronen, goldgelber Orangen. Im schwärzlichen Grün zwischen ihnen strotzende Feigen und langgeschotet die Frucht des Brotbaums. Schon blühten die Rosen aus, aber wie grelle Teppichfetzen hingen die Geraniumbehänge über die lockeren Steine der Gartenmauern.

Tiefblau und regungslos in gleichmütiger Schönheit spannte sich der Sommerhimmel über Verfall und Leben, tiefblau und regungslos in gleichmütiger Schönheit lag die See. Nur in den verworrenen Felsschluchten des Strandes und drüben, zwischen den kleinen Inseln, die so schweigsam über das Meer lugten, seltsam grüne Flecken zeigend....

Der Weg zum Frieden.

(Von L. v. Uxkull.)

In milchige Weiße löste sich das Meer gegen den Horizont auf. Am lichtgrünen Himmel flatterten einzelne leichte glühende

Wolken, Purpurbanner der scheidenden Sonne. Und über den veilchenfarbenen Höhenzügen stieg hauchfein die Sichel des Mondes empor.

Gegen das Ufer färbten die Wasser sich tiefer, brandeten murmelnd gegen die Felsengestade, schäumten an rot und orangegelb leuchtenden Riffen empor wie ein Chor weißarmiger Okeaniden.

Droben lief eine Parkmauer, über welche duftende Blumenbüschel an rankenden Stielen hingen; und glühendem Erze gleich funkelten die Stämme und Zweige überragender Pinien zwischen ihrem oxydgrünen Nadellaube auf. Wo die Höhe am weitesten ins Meer hinaussprang, senkte sich die Mauer und bildete eine Art steinerne Kanzel.......

Die Sonette des Petrarca.

(Von M. E. delle Grazie.)

Am 6. April des Jahres 1348 geschah es, daß Petrarca, von einem abendlichen Spaziergange heimkehrend, sich langsam wieder den Toren Veronas näherte. In tiefe Gedanken verloren, schritt er von dem Hügel herab, den jetzt die immergrünen Gärten der Villa Giusti schmücken. Auf seinem Wege lagen schon die bläulichen Schatten der Dämmerung. Über seinem Haupt nickten die schwarzen Wipfel derselben Zypressen, die noch heute dort oben stehen und schon damals das Licht eines halben Jahrtausends in sich getrunken hatten. Ihr schwermütiges Dunkel, das so seltsam und feierlich von dem tiefen Violenblau des Firmaments abstach, hatte dem einsamen Wanderer ganz besonders zur Seele gesprochen. Ein waches Träumen war über ihn gekommen. Eine Sehnsucht, die mit dem zuckenden Flügelschlag des verwundeten Vogels verlassenen Landen und verlorenen Lenzen zustrebte. Und darüber hatte er wie so oft die ganze Fülle und Schönheit vergessen, mit der ihn die Gegenwart umwarb und bedrängte.

Erst am Fuße des Hügels gewahrte er, daß er von der ganzen Pracht da oben nichts mit sich genommen als ein kleines Zweiglein derselben Zypressen, zu denen er eine volle Stunde emporgestarrt. Und der leise, harfende Frühlingswind war doch über ganze Veilchen- und Narzissenfelder hergekommen. Und wenn Petrarca das Haupt wandte, konnte er noch die reichen Blüten der Mandel- und Pfirsichbäume sehen, die wie herabgefallene Abendwolken in die grüne Wildnis hineinhingen. Weiß, bläulich, rosa.... Wo die letzten Silberlichter des Tages spielten von alabasterner Durchsichtigkeit....

Ricarda Huch (geb. 1867) kennt die Romantiker sehr genau Sie hat sich in ihre Werke versenkt und diese hinterließen manche Spur in der Seele der Dichterin: es lebt etwas von Novalis Naturphilosophie und von Loebens Natursymbolik in ihr. Am meisten aber hat R. Huch von Josef Görres gelernt. Ihm verdankt sie die seltene Kunst, den kühnen Bau einer Dichtung logisch durchzuführen und sie dabei phantastisch auszuschmücken. R. Huch blieb trotzdem vollkommen selbständig in ihrem Denken und Fühlen und sie bewegt sich in der realsten Wirklichkeit mit derselben Sicherheit, wie in dieser romantischen Traumwelt.

Die Verteidigung Roms.

(Von R. Huch.)

Er (Garibaldi) stand auf und betrachtete lange durch die Bäume hindurch die grauen und lila Farben des Abendhimmels, die in unendlich vielen Tönen, sich immer wieder teilend und auflösend, in langen dunkelgelben Streifen verrannen, und ihren traurigen Widerschein in den Sümpfen vor dem Walde; dann ging er in die dunkle Pineta hinein. Langsam ging er unter den Bäumen hin, die einer am andern, gerade wie das wankellose Licht, aufstiegen und das göttliche Ebenmaß ihrer Zweige zu Kronen formten, die uralt herrschten; es tat ihm wohl, zu denken, daß sie Jahrhunderte nach seinen Tagen noch dastehen und die goldenen Säulen des italienischen Himmels sein würden. Allmählich entfernten sich die Stämme weiter voneinander, bis nur einzelne groß über Gestrüppe und Buschwerk wuchsen; und er sah das Meer vor sich, als ein endlos dämmerndes Zittern, über dem die undeutliche Mondscheibe stand, wie die ferne Feuersbrunst eines verlorenen Schiffes. Den Frieden der Natur schon im Herzen, grub er sich in den weichen Küstensand; aber es kam so, daß er statt des Todes, den er suchte, ja, in dem er ruhte, Mut des künftigen Lebens voll gemeiner Tage und ruhmloser Kämpfe fand .....

Von den Königen und der Krone.

(Von R. Huch.)

1.

Da sie sich schon ein gutes Teil oberhalb der Stadt befand, schlug sie den Weg nach einem Eichenwalde ein, den man von unten her sich dunkel und weich zwischen zwei Bergrücken hin-

breiten sah. Das Licht war weiß und die laue Luft drückte ein wenig, so daß das Gehen ihr beschwerlich vorkam und sie langsam über den kahlen Hügel schritt. Dort standen die knospenden, mehr noch grauen als grünen Bäume unbeweglich wie in einer Bezauberung, und ließen den matten Himmelsschein an den stillen Zweigen herunterfließen. Das braune, naß verklebte Laub des vergangenen Jahres raschelte nicht unter den Füßen, und kein Vogelflug war hörbar, nur zuweilen kam ein eintöniges Zirpen irgendwoher, von dem sich nicht sagen ließ, ob es hoffnungsvoll oder wehmütig klang. Die Mailies ging jetzt ohne Müdigkeit weiter, wie von Traumfäden gezogen, bis sie auf einem, von faulenden Blättern zugedeckten Pfade zu einem kleinen Teiche von goldbrauner Farbe kam, den je gesehen zu haben sie sich nicht erinnerte. Sie blieb davor stehen und blickte nachdenklich in das lautlose Wasser, auf dem das Dunkel des andrängenden Waldes lag; ein paar kleine, grüne Blätter und weißlichgrüne sternförmige Blüten deckten vereinzelt die glatte Fläche, als warteten sie dort seit Jahrhunderten auf etwas Sonnenschein oder Wind....

2.

Die Ernte war fast vollendet. Das gehäufte wankende Korn leuchtete als gelbe Flamme in die siedende Bläue des Himmels, der gegen Mittag von schaumigweißen Gewitterwolken übereilt wurde. Es wurde schnell in die Scheune geflüchtet, was auf den Wagen war und nachmittags ruhte die Arbeit, während Regengüsse fielen. Wind und Sonne trockneten die Nässe geschwind und als der Abend kam, stand die Sonne wieder im lautersten Glanze am ruhevollen Himmel..... Von den Zweigen und Stämmen und bunten Blumenblättern rann in spielenden Tropfen grünes Licht; es war, als ob die Erde, durch den unendlichen Raum rollend, in eine selige Sphäre eingetaucht wäre, die goldner Äther, leicht und berauschend zu atmen, erfüllte...

Als die Sonne im Untergehen war, sah es aus, als quöllen Büschel von Veilchen aus der schwarzen Erde; aber allgemach schwebte die Glut der Erde in süßen Gerüchen nach oben und überflutete blumenfarbig die alabasterne Helle des Himmels. Das Spiel wurde stiller und milder, als die blaue Nacht leise die Kuppel durchbrach und mit unendlichen Wellen hereinströmte.....

Bei Ferdinand v. Saar (1833—1906) ist alles fein abgetönt, erschütternde Katastrophen, gewaltige Naturereignisse vermochte er nicht zu schildern. Wie man Storm mit Ruisdael vergleicht, so könnte man zwischen Saar und dem berühmten französischen Maler Corot eine Parallele ziehen. Das klare helle Grau, welches so häufig wie ein durchsichtiger Schleier über Corots Landschaften liegt und ihren Stimmungszauber noch erhöht, ist das Kolorit von Saars Gedichten und Novellen.

Innocens.

(Von F. v. Saar.)

Am südlichen Ende Prags, auf einem gegen die Moldau felsig abstürzenden Hügel, erhebt sich ernst und düster die Wyschehrader Zitadelle. Es läßt sich im Umkreise einer großen, volkreichen Stadt nichts einsam Abgeschiedeneres denken, als dieses alte, ziemlich ausgedehnte Fort...

Zumal im Winter ist es hier traurig und ausgestorben. Kalt und schneidend saust der Wind um die verlassene Höhe und mißmutig, dicht in ihre Mäntel gehüllt, gehen die Schildwachen auf den eingeschneiten, von krächzenden Dohlen beflogenen Wällen auf und nieder.

Aber wenn der Schnee ins Schmelzen kommt und die Moldau unten wieder blau und schimmernd vorüberwallt, da entfaltet sich in dieser Abgeschiedenheit ein wunderbarer Lenz. Dichter, glänzender Graswuchs überkleidet alle Gräben und Böschungen und um die eingesunkenen Kanonen und Kanonenlafetten sprießen Veilchen und Primeln. Immer bunter schmückt sich der Rasen und manche Schießscharte wird durch einen wilden, in voller Blüte stehenden Rosenbusch verdeckt, den ein langjähriger Friede hart am Gemäuer wachsen ließ. Selbst auf den Kugelpyramiden, die der Zeugwart so zierlich zu errichten versteht, sprießt und blüht es, denn der Wind hat Erdreich und Samen in den Fugen abgelagert; und nun duften und schwanken auf den furchtbaren Geschossen die blaßgelbe Reseda, der dunkelblaue Rittersporn und die rötliche langstielige Steinnelke. Bienen und gepanzerte Käfer summen und schwirren durch die heiße zitternde Luft, zutraulich und zwitschernd lassen sich Hänfling und Rotkehlchen auf dem wuchtigen Feuerrohr nieder und an den Mauerabhängen der Wälle klettert und sonnt sich die goldgrüne funkelnde Eidechse.....

Ossip Schubin (Lola Kirschner, geb. 1854) ist Meisterin auf einem bestimmten Gebiet, sie malt Städtebilder — Jahrzeitbilder von Paris, Brüssel, Wien, Rom, Neapel usw.

Die Geschichte eines Genies.

(Von O. Schubin.)

Es war Mai. Der Mai ist wunderschön in Brüssel. Keine langen Kriege, sondern nur lustige Scharmützel zwischen Regen und Sonne reinigen da die Luft. Goldene Dünste durchbeben die Atmosphäre, weben eine märchenhafte Glorie um die sich in der Ferne verlierende Perspektive der alten Straßen, umflimmern wie leuchtende Schatten die gotische Spitzenklöppelei von St. Gudule und breiten blonde Schleier über die grüne Pracht des Parkes. Etwas gar Wundersames ist es um dieses feuchte Licht, diese in goldene Nebel aufgelösten Sonnenstrahlen, um all das metallische Vibrieren und Zittern, welches das graue, nüchterne Brüssel im Frühling wie mit einem Heiligenschein verklärt.

Die Statuen im Parke haben ihre Strohkapuzen verloren, durch die Bäume, deren flaumiges Laub noch den angenehm herben Frühlingsgeruch ausatmet, gleiten die Sonnenstrahlen, säumen den Umriß eines knorrigen schwarzen Astes mit einem silbernen Streiflicht, malen breite Glanzflecke auf einen mächtigen Stamm, gleiten lustig in das feuchte Gras und spielen mit durchsichtigen Blätterschatten Versteckens. Um das Haus des Prinzen von Oranien wiegen üppig blühende Fliederbüsche träumerisch ihre weißen und blaßvioletten Rispen, vor dem Königsgarten wogt ein Meer von veilchenblauem Rhododendron. Und duftübersättigt, lau, entnervend, bewegt ein kaum merklicher Windhauch die Luft — der Scirocco des Nordens.....

Stephan Zweig (geb. 1881) konnte dem Zauber nicht widerstehen, den Paul Verlaine gerade auf die bedeutendsten Dichter von heute ausübt. An ihm hat er seine Sprache gebildet, die sich in Vers und Prosa so wunderbar weich jedem Gedanken anschmiegt und jedes Bild in Worte zu fassen vermag.

Oxford.

(Von St. Zweig.)

1.

Ein wundersam gesänftigter Anblick, dessen Schönheit die Wiederholung nicht ärmer macht, erwartet einen, wenn man eines dieser hohen drohenden Tore durchschreitet. Da liegt, ganz, ganz still ein breites grünes Viereck, eine Fontäne sprudelt spielerisch ihren Strahl durch das Sonnenfeuer und plaudert auf in die kirchenkühle, unbewegte Luft. Graue, uralte Mauern sind die Grenze dieses lichten Bildes, aber über ihre harte Stirn legt üppig wuchernder Efeu schwere Kränze, Ranken klimmen zu den Fenstern empor und greifen mit dunklen Händen manchmal bis an den hohen First. Von den Erkern beugt sich gütig die grüne Umwallung herab und wirft von den schwermütigen Balkonen zitternde Schlingen zum Rasen, blühende Strickleitern, auf denen sich sanfte Brisen schaukeln. Und ein heimliches Leben ist in diesem dunklen Grün, Blumen durchsticken es mit vielen roten und grellgelb flackernden Farben und Schwalbengezwitscher leiht ihm eine freundliche Stimme. Rings läuft mit schlanken Säulen ein Klostergang; und klösterlich ist die Stille dieser heißen Junistunden, deren leisen Gang eine alte Sonnenuhr sorgsam mißt und manchmal auch der Ruf der nahen Glocken, die jene tiefe melodische Baßstimme des Alters haben.

2.

Und biegt man durch eine der Ecken dieses viereckigen Hofes, so fällt plötzlich aus dem ruhenden Rahmen einer runden Wölbung ein strömendes grünes Licht, eine glänzende Wiese, wehende hohe Bäume, flirrende Blüten, ein weiter heller Garten inmitten der verwitternden Mauern. Und rechts und links verschachtelt sich so das Gefüge mit anziehender Regellosigkeit in Gängen, Gärten, Stuben, ein bunter Kampf zwischen dem wachsenden Grün und den Bauten, so wunderbar schön, daß man das Zweckmäßige vergißt und sich erst mit Staunen daran wieder erinnert, daß dies ja eine Universität ist und nicht ein verlassenes Kloster, dessen sich die Blumen, die Bäume und das spinnende Grün bemächtigt haben.

XXIII.

Hermann Hesse (geb. 1877) hat in „Peter Camenzind“ ein Buch der Natur geschrieben. Er sieht in „der harmonischen Einbeziehung des Menschlichen in alle Kräfte und Geschöpfe des Kosmos“ das höchste Kulturideal. Und dieses predigte er in „Peter Camenzind“ mit einer schlichten Eindringlichkeit, die ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Und ebenso in „Unterm Rad“, der Geschichte einer Jugend, die Unentbehrlichkeit der „Schule Gottes“, der freien Natur, für die Entwicklung der Kinderseele.

Die Novellen „Diesseits“ sind das Vollendetste, was die Literatur unserer Tage in dieser Beziehung kennt. Die Blutbuche in „Heumond“ fühlt, wie ein Mensch, der in ein fremdes Erdreich verpflanzt ist. Und der sich seiner Schönheit bewußt ist und doch lieber so sein möchte wie die andern, um mit ihnen leben zu können. — Auch „Fußreise im Herbst“ und „Erinnerungen“ enthalten eine Fülle herrlicher Bilder.

Frühling.

(Von H. Hesse.)

In dämmrigen Grüften
träumte ich lang
von deinen Bäumen und blauen Lüften,
von deinem Duft und Vogelsang.

Nun liegst du erschlossen
in Gleiß und Zier,
von Licht übergossen,
wie ein Wunder vor mir.

Du kennest mich wieder,
du lockest mich zart,
es zittert durch alle meine Glieder
deine selige Gegenwart.

Hafen von Livorno.

(Von H. Hesse.)

Nach einem Bild, das ich vor Jahren sah,
verläßt mich eine milde Sehnsucht nie,
es ist mir oft in Träumen fern und nah
wie eines Jugendwanderliedes
vergeßne, traumbekannte Melodie.

Die Sonne sank und war voll müder Glut,
der fernen Inselberge Linie schwand
in Duft und Himmel. Und die schwarze Flut
des Meeres schlug in wunderlichen Takten
an meines dunklen Fischerbootes Rand.

Ein gelbes Dreiecksegel flammte schwer
am Molo auf. Ein helles Leuchten glitt
mit jäher Schönheit übers goldne Meer
und nahm die letzten roten Strahlen
ins violette Reich des Abends mit.

Peter Camenzind.

(Von H. Hesse.)

1.

Viele sagen, sie „lieben die Natur“. Das heißt, sie sind nicht abgeneigt, je und je ihre dargebotenen Reize sich gefallen zu lassen. Sie gehen hinaus und freuen sich über die Schönheit der Erde, zertreten die Wiesen und reißen schließlich eine Menge Blumen und Zweige ab, um sie bald wieder wegzuwerfen oder daheim verwelken zu sehen. So lieben sie die Natur. Sie erinnern sich dieser Liebe am Sonntag, wenn schönes Wetter ist und sind dann gerührt über ihr gutes Herz. Sie hätten es ja nicht nötig, denn „der Mensch ist die Krone der Schöpfung.“ Ach ja, die Krone!

Also ich blickte immer begieriger in den Abgrund der Dinge. Ich hörte den Wind vieltönig in den Kronen der Bäume klingen, hörte Bäche durch Schluchten brausen und leise stille Ströme durch die Ebene ziehen; und ich wußte, daß diese Töne Gottes Sprache waren und daß es ein Wiederfinden des Paradieses wäre, diese dunkle

urschöne Sprache zu verstehen. Die Bücher wissen davon wenig, nur in der Bibel steht das wunderbare Wort vom „unaussprechlichen Seufzen"" der Kreatur. Doch ahnte ich, daß zu allen Zeiten Menschen, gleich mir, von diesem Unverstandenen ergriffen ihr Tagewerk verlassen und die Stille aufgesucht hatten, um dem Liede der Schöpfung zu lauschen, das Ziehen der Wolken zu betrachten und in rastloser Sehnsucht dem Ewigen anbetende Arme entgegenzustrecken, Einsiedler, Büßer, Heilige...

Reifer, schöner und viel kindlicher sprach der heilige Franz das aus. Ihn verstand ich erst damals völlig. Indem er die ganze Erde, die Pflanzen, Gestirne, Tiere, Winde und Wasser in seine Liebe zu Gott inbegriff, übereilte er das Mittelalter und selbst Dante, und fand die Sprache des zeitlos Menschlichen. Er nennt alle Mächte der Natur seine lieben Brüder und Schwestern...

Ich hatte, wie man weiß, den Wunsch, in einer größeren Dichtung den heutigen Menschen das großzügige stumme Leben der Natur nahe zu bringen und auch lieb zu machen. Ich wollte sie lehren, auf den Herzschlag der Erde zu hören, am Leben des Ganzen teilzunehmen und im Drang ihrer kleinen Geschicke nicht zu vergessen, daß wir nicht Götter und von uns selbst geschaffen, sondern Kinder und Teile der Erde und des kosmischen Ganzen sind. Ich wollte daran erinnern, daß gleich den Liedern der Dichter und den Träumen unserer Nächte auch Ströme, Meere, ziehende Wolken und Stürme Träger der Sehnsucht sind, welche zwischen Himmel und Erde ihre Flügel ausgespannt und deren Ziel die zweifellose Gewißheit vom Bürgerrecht und von der Unsterblichkeit alles Lebenden ist. Der innerste Kern jedes Wesens ist dieser Rechte sicher, ist Gottes Kind und ruht ohne Angst im Schoß der Ewigkeit. Alles Schlechte, Kranke und Verdorbene in uns widerspricht und glaubt an den Tod.

Ich wollte aber auch die Menschen lehren, in der brüderlichen Liebe zur Natur Quellen der Freude und Ströme des Lebens zu finden; ich wollte die Kunst des Schauens, des Wanderns und Genießens predigen. Gebirge, Meere und grüne Inseln wollte ich in einer verlockend mächtigen Sprache zu euch reden lassen und wollte euch zwingen zu sehen, was für ein maßlos vielfältiges, treibendes Leben außerhalb eurer Häuser und Städte täglich blüht und überquillt.....

Heumond.
(Von H. Hesse.)

Und in dieser heiteren warmen Rasenfreiheit standen allein und auffallend zwei einzelne große Bäume.

Der eine war eine Trauerweide. Um ihren Stamm lief eine schmale Lattenbank und ringsum hingen die langen, seidig zarten, müden Zweige so tief und dicht herab, daß es innen ein Zelt oder Tempel war, wo trotz des ewigen Schattens und Dämmerlichtes eine stete, matte Wärme brütete.

Der andere Baum, von der Weide durch eine niedrig umzäunte Wiese getrennt, war eine mächtige Blutbuche. Sie sah von weitem dunkelbraun, fast schwarz aus. Wenn man jedoch näher kam, oder sich unter sie stellte und emporschaute, brannten alle Blätter der äußeren Zweige, vom Sonnenlichte durchdrungen, in einem warmen, leisen Purpurfeuer, das mit verhaltener und feierlich gedämpfter Glut wie in einem Kirchenfenster leuchtete. Die alte Blutbuche war die berühmteste und merkwürdigste Schönheit des großen Gartens und man konnte sie von überall her sehen. Sie stand allein und dunkel mitten in dem hellen Graslande und sie war hoch genug, daß man, wo man auch vom Park aus nach ihr blickte, ihre runde, feste, ruhig und schön gewölbte Krone mitten im blauen Luftraum stehen sah; und je heller und blendender die Bläue war, desto schwärzer und feierlicher ruhte der Baumwipfel in ihr. Er konnte je nach der Witterung und Tageszeit sehr verschieden aussehen. Oft sah man ihm an, daß er wußte, wie schön er sei und daß er nicht ohne Grund allein und stolz weit von den andern Bäumen stehe. Er brüstete sich und blickte kühl über alles hinweg in den Himmel. Oft auch sah er aber aus, als wisse er wohl, daß er der einzige seiner Art im Garten sei und keine Brüder habe. Dann schaute er zu den übrigen entfernten Bäumen hinüber, suchte und hatte Sehnsucht. Morgens war er am schönsten und auch abends, bis die Sonne rot wurde, aber dann war er plötzlich gleichsam erloschen und es schien an seinem Orte eine Stunde früher Nacht zu werden als sonst überall. Das eigentümlichste und düsterste Aussehen hatte er jedoch an Regentagen. Während die andern Bäume atmeten und sich reckten und freudig mit hellerem Grün erprangten, stand er wie tot in seiner Einsamkeit, vom Wipfel bis zum Boden schwarz anzusehen. Ohne daß er zitterte, konnte man doch sehen, daß er fror und daß er mit Unbehagen und Scham so allein und preisgegeben stand.....

Fußreise im Herbst.
(Von H. Hesse.)

Der Wind nahm zu, je höher ich kam. Er sang herbstlich toll, mit Stöhnen und mit Lachen, fabelhafte Leidenschaften andeutend, neben denen unsere nur Kindereien wären. Er schrie mir nie gehörte, urweltliche Worte ins Ohr, wie Namen alter Götter. Er strich über den ganzen Himmel hinweg die irrenden Wolkentrümmer zu parallelen Streifen aus, in deren gleicher Linie etwas widerwillig Gebändigtes lag und unter welchen die Berge sich zu bücken schienen.

Dem Brausen der Lüfte und dem Anblick der weiten Berggelände wich die leise Befangenheit und Bänglichkeit meiner Seele. Daß ich einem Wiedersehen mit meiner Jugendzeit und einem Kreise noch ungewisser Erregungen entgegenging, war nicht mehr so wichtig und beherrschend, seit Tag und Wetter mir lebendig geworden waren.

Bald nach Mittag stand ich ausruhend auf dem höchsten Punkte des Höhenweges und mein Blick flog suchend und bestürzt über das ungeheuer ausgebreitete Land hinweg. Grüne Berge standen da und weiter entfernt blaue Waldberge und gelbe Felsberge, tausendfach gefaltete Hügelgelände, dahinter das Hochgebirge mit jähen Steinzacken und milden bleichen Schneepyramiden. Zu Füßen in seiner Fläche der große See, meerblau mit weißen Wellenschäumen, wie vereinzelte flüchtige Segel darauf, geduckt hingleitend, an den grün und braunen Ufern lodernd gelbe Weinberge, farbige Wälder, blanke Landstraßen, Bauerndörfer in Obstbäumen, kahlere Fischerdörfer, hell- und dunkelgetürmte Städte. Über alles weg bräunliche Wolken fegend, dazwischen Stücke eines tief klaren, grünblau und opalfarben durchleuchteten Himmels; Sonnenstrahlen fächerförmig aufs Gewölk gemalt. Alles bewegt, auch die Bergreihen wie hinflutend und die ungleich beleuchteten Alpengipfel jäh, unstet und springend.

Mit Sturm und Wolkentreiben flog auch mein Fühlen und Begehren ungestüm und fiebernd über die Weite, ferne Schneezacken umarmend und flüchtig in hellgrünen Seebuchten rastend. Alle betörenden Wandergefühle liefen wechselnd und farbig wie Wolkenschatten über meine Seele, Empfindung der Trauer über Versäumtes, Kürze des Lebens und Fülle der Welt, Heimatlosigkeit und Heimatsuchen, wechselnd mit einem dahinstrebenden Gefühl der völligen Loslösung von Raum und Zeit......

Erinnerungen.
(Von H. Hesse.)

Ich hielt inne und schaute rastend den fabelhaften Vorgängen am Himmel zu.

Hellgelbe Lichtbündel strahlten vom Rande einer fernen Wolkenbank in die Höhe und gegen Osten. Rasch entzündete sich der ganze Himmel gelbrot, glühend purpurne Streifen durchschnitten den Raum, zur gleichen Zeit wurden alle Berge dunkelblau, an den Seeufern brannte das rötlich welke Ried wie Heidefeuer. Dann verschwand alles Gelb und das rote Licht wurde warm und milde, spielte paradiesisch um traumzarte, hingehauchte Schleierwölkchen und lief in tausend feinen Adern rosenrot durch mattgraue Nebelwände, deren Grau sich langsam mit dem Rot zu einem unsäglich schönen Lilaton vermischte; der See wurde tiefblau und nahezu schwarz, die Untiefen in der Nähe der Ufer traten hellgrün mit scharfen Rändern hervor.....

Dichter, wie Gerhart Hauptmann (geb. 1862), wuchsen unmittelbar aus einer Zeit heraus, in der die Menschen mit der „Freiheit" allein nichts mehr anzufangen wußten. Es wurde ihnen die Bedeutung des zweiten Losungswortes klar, sie kämpften für die „Gleichheit". Aus der grauen Wirklichkeit dieses Kampfes flüchtete G. Hauptmann in das Gebiet der modernen Romantik. Das Rautendelein in „Die versunkene Glocke" ist die blaue Blume, die er suchte und fand: der schlichte Grundgedanke der Dichtung — die Rückkehr zur Natur.

Karl Hauptmann (geb. 1858) steht der Natur ebenso nahe wie sein Bruder. Seine Lyrik ist sogar noch reicher an Naturliedern und auch manches der feingezeichneten, novellistischen Stimmungsbilder nichts anderes, als ein Gedicht in Prosa.

Abendstimmung.
(Von G. Hauptmann.)

Hin durch den Forst schießt eine weiße Schlange,
Spitz ist ihr Haupt, ihr Schweif verweht im Winde;
Darunter braust auf stählernem Gewinde
Der Erdenpuls in nimmermüdem Gange.

Verschwunden ist sie tief im Forste lange,
Stumm ragt die Kiefer, um die rote Rinde
Spielt schon der Nachthauch, schweifen Nebel linde
Und Uhuschrei tönt ferne her und bange.

Ein Tümpel liegt in weltvergeßnen Träumen,
Vom Frühlingsregen angefüllt am Raine;
Es spiegeln drin sich einsam Ost und Westen.
Tiefblau der Ost steht über schwarzen Bäumen,
Die Stirn geziert mit einem Demantsteine;
Der Westen prahlt mit fahlen Sonnenresten.

Ahnung.

(Von K. Hauptmann.)

Braune Scholle am Märzentag,
kahles Gehügel und dürrer Hag.

Raget im blassen Sonnenschein
einsam ein Pflug am Ackerrain.

Fern am Berge leuchtet die Stadt,
Wasser rauschen noch trüb und matt — — —

Huschet leise, fast nicht zu sehn,
rosiger Schimmer, duftiges Wehn.

Und im zerwühlten Ackergrund
dränget Geheimnis in weiter Rund,

strecket verstohlen Finger ans Licht,
tastet und tastet zum Sonnenlicht.

Will aus dem frischen Grabe blühn,
will mit Blüten die Welt durchziehn,

Frühling will werden mit Sang und Tanz,
Seelen und Bäume umblühet der Kranz.

Jubel und Jauchzen durchhallet den Hain,
klinget und knospet im bunten Gedeihn —

Sauge den Odem, fühle es wehn,
lausche wie heimlichem Liebesgetön — — .

Sitz' auf dem Pflug am Ackerrain,
träume und träume vom Frühlingsein

Erdgeboren.

(Von K. Hauptmann.)

Über mir in wolkigen Lüften
wogen Lerchen, traumverloren,
tief im Heidekraute lieg' ich,
fühle mich so erdgeboren.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
wildentwachsen wär' wie Bäume,
leicht vom Heidewind geschaukelt,
Erde halb und halb auch Träume.

Ganz, als ob ich aus der Scholle
aufgeflogen wär' mit Schwingen,
hoch im Sommerwind aufsteigend,
Erde halb — und halb doch Klingen.

Nacht.

(Von K. Hauptmann.)

Dämmern Wolken über Nacht und Tal.
Nebel schweben. Wasser rauschen sacht.
Nun entschleiert sich 's mit einemmal,
O, gib acht! gib acht!

Weites Wunderland ist aufgetan,
silbern ragen Berge, traumhaft groß,
stille Pfade, silberlicht talan
aus verborgnem Schoß.

Und die hehre Welt so traumhaft rein.
Stummer Buchenbaum am Wege steht,
schattenschwarz — ein Hauch vom fernen Hain
einsam leise geht.

Und aus tiefen Grundes Düsterheit
blinken Lichter auf in stumme Nacht,
Trinke, Seele, trinke Einsamkeit!
O, gib acht! gib acht!

Die versunkene Glocke.

(Von G. Hauptmann.)

Urmutter Sonne!! Dein und meine Kinder,
durch deiner Brüste Milch emporgesäugt —
und so auch dieses, brauner Krum' entlockt
durch nährend-heißen Regens ew'gen Strom:

Sie sollen künftig all ihr Jubeljauchzen
gen deine reine Bahn zum Himmel werfen.
Unendlich, gleich der graugedehnten Erde,
die jetzund grün und weich sich dir entrollt,
hast du auch mich zur Opferlust entzündet.
Ich opfre dir mit allem, was ich bin! —
O Tag des Lichtes, wo zum erstenmal
aus meines Blumentempels Marmorhallen
der Weckedonner ruft — wo aus der Wolke,
die winterlang uns drückend überlastet,
ein Schauer von Juwelen niederrauscht,
wonach Millionen starrer Hände greifen,
die, gleich durchbrannt von Steineszauberkraft,
den Reichtum heim in ihre Hütten tragen:
Dort fassen sie die seidnen Banner,
die ihrer harren — ach, wie lange schon! —
Und, Sonnenpilger, pilgern sie zum Fest...

Miniaturen.

(Von K. Hauptmann.)

Nacht.

Draußen vor der Stadt ein weites Buchengehölz. Der Spiegel des Teiches lag blank und drinnen dämmerten Sterne, zum Einsinken ladend. Es wehte und knisterte. Die dürren Blätter, die an den Jungbuchen noch gehangen, machte der Frost beben und jagte sie herab. Sie trieben um. Und ein Fuchs schlich hinaus, die Rute schleifend. Weil die Sterne in jedem Erddiamanten widerschienen, gab es da ein einsames, nie endendes Flimmern um ihn. Der Wanderer mochte der Schatten sein, der im Schnee saß, wie ein Block — am Spiegel so blank, mit der Welt im Grunde. Auch der Fuchs blickte scheu und umging den Schatten. Aber es rührte sich nichts.

Lautlos wob sich die Welt in dem eisigen Wassergrund, wob sich das Licht in jedem Kristall, wob sich das unermeßliche Flinkern in das Auge des Schleichenden. Lautlos ragte der Schatten, wie ein Unerkanntes, das kaum noch wagte zu flüstern.

Dann sprang und grollte das Eis. Ein dumpfes Fernes klang wie geborsten. Es war ein erdröhnender Erdenton. Ein flüchtiges Erschrecken ging aus davon. Ein Nachtvogel irrte in der dunkelklaren Nachtluft und gab einen scharfen Klagelaut, weil ihn der Schrecken angerührt. Er irrte und fand lange nicht die Stätte wieder. Der Himmel spannte sich in ewige Ruhe dort am dunklen Spiegel...

Rainer Maria Rilkes „Das Stundenbuch" sind seine Faust-stimmungen, die durch eine eigenartige Symbolik wunderbar belebt werden. — Die Gedichte Rilkes scheinen oft schlicht und innig wie Volkslieder und die „Geschichten vom lieben Gott" sind Märchen, wie sie eben nur Rilke erzählen kann.

Vigilien.

(Von R. M. Rilke.)

Die falben Felder schlafen schon,
Mein Herz nur wacht allein;
Der Abend refft am Hafen schon
Sein rotes Segel ein,

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Casabianca.

(Von R. M. Rilke.)

Am Berge weiß ich trutzen
Ein Kirchlein mit rostigem Knauf,
Wie Mönche in grauen Kapuzen
Steigen Zypressen hinauf.

Vergessene Heilige wohnen
Dort einsam im Altarschrein;
Der Abend reicht ihnen Kronen
Durch hohle Fenster hinein.

Die Mühle.

(Von R. M. Rilke.)

Du müde, morsche Mühle,
Dein Moosrad feiert Ruh, —
Aus der Olivenkühle
Schaut dir der Abend zu.

Der Bach singt wie verloren
Menschenlieder nach,
Tief über die Ohren
Ziehst du dein trutziges Dach.

Das Stundenbuch.

(Von R. M. Rilke.)

1.

Und doch, obwohl ein jeder von sich strebt
Wie aus dem Kerker, der ihn haßt und hält, —
Es ist ein großes Wunder in der Welt;
Ich fühle: alles Leben wird gelebt.
Wer lebt es denn? Sind das die Dinge, die
Wie eine ungespielte Melodie
Im Abend wie in einer Harfe stehn?
Sind das die Winde, die vom Wasser wehn,
Sind das die Zweige, die sich Zeichen geben,
Sind das die Blumen, die die Düfte weben,
Sind das die langen alternden Alleen?
Sind das die warmen Tiere, welche gehn,
Sind das die Vögel, die sich fremd erheben?
Wer lebt es denn? Lebst du es, Gott, — das Leben?

2.

Wer dich zum erstenmal gewahrt,
Den stört der Nachbar und die Uhr,
Der geht gebeugt zu deiner Spur
Und wie beladen und bejahrt.
Erst später naht er der Natur
Und fühlt die Winde und die Fernen,
Hört dich geflüstert von der Flur,
Sieht dich gesungen von den Sternen
Und kann dich nirgends mehr verlernen,
Und alles ist dein Mantel nur.

Ihm bist du neu und nah und gut
Und wunderschön wie eine Reise,
Die er in stillen Schiffen leise
Auf einem großen Flusse tut.
Das Land ist weit, in Winden eben,
Sehr großen Himmeln preisgegeben,
Und alten Wäldern untertan.
Die kleinen Dörfer, die sich nahn,
Vergehen wieder wie Geläute
Und wie ein Gestern und ein Heute
Und so wie alles, was wir sahn....

Geschichten vom lieben Gott.

(Von R. M. Rilke.)

Was wir Frühling fühlen, sieht Gott als ein flüchtiges kleines Lächeln über die Erde gehen. Sie scheint sich an etwas

zu erinnern, im Sommer erzählt sie allen davon, bis sie weiser wird in der großen herbstlichen Schweigsamkeit, mit welcher sie sich Einsamen vertraut. Alle Frühlinge, welche sie und ich erlebt haben, reichen noch nicht aus, eine Sekunde Gottes zu füllen. Der Frühling, den Gott bemerken soll, darf nicht in Bäumen und auf Wiesen bleiben, er muß irgendwo in den Menschen mächtig werden, denn dann geht er, sozusagen, nicht in der Zeit, vielmehr in der Ewigkeit vor sich und in Gegenwart Gottes......

Paul Remers (geb. 1867) „Unterm Regenbogen“ wirkt wie ein Zyklus von Bildern, deren Hauptreiz in verschiedenen meisterhaft ausgeführten Lichteffekten beruht. „Das Ährenfeld“, obwohl eine Prosadichtung, mahnt an Dehmels „Zwei Menschen“, doch ist Remer weicher, lyrischer gestimmt. Seinem Charakter entsprechend, schafft er ein Traumreich, während Dehmel ein Künstler der Renaissance des 20. Jahrhunderts ist.

In goldener Fülle.

(Von P. Remer.)

Heimat: starke, warme Scholle,
Drein der Baum die Wurzeln senkt;
Die ihn mit der Erde Kräften
Bis zum letzten Blatt durchtränkt.

Welt: du breiter, dunkler Wipfel,
Den kein Frühling mehr bewegt,
Der viel sommergoldne Früchte,
Tausend Stern' und Samen trägt.

Der Regen singt.

(Von P. Remer.)

Die Wolke ist mein Mütterlein,
Der Wind wird wohl mein Vater sein,
Ich bin im Himmel geboren.

Ich rinne, riesle sacht hinab,
Die Erde wird mein dunkles Grab,
Doch bin ich nicht verloren.

Mein Söhnlein ist der klare Bach,
Die Saat folgt mir als Tochter nach
Und tausend Blumenkinder.

Die blühen alle wie Mütterlein,
Als sie noch schwebte im Frührotschein
Über die dämmernden Gründe.

Unterm Regenbogen.

(Von P. Remer.)

Das Gewitter hat ausgetobt. Ein frischer Hauch geht durch die schwüle Sommernacht. In die dunkle Wolkenmasse kommt Leben und Bewegung.

Der Mond ist im Westen aufgegangen. Silbern sickert es zwischen den zusammenstürzenden Wolkenwänden durch: Lichtbäche, die sich nach allen Richtungen hin ergießen und die entstehenden Lücken füllen und auszacken.

Wie sich das drängt und schiebt!! Wie das wogt und flutet! Der Himmel wird ein wildbewegtes Wolkenmeer und das Mondlicht krönt wie ein Meerleuchten die Wellenhäupter.

Doch mählich wird das Meer ruhiger und glättet sich. Unwiderstehlich breitet das Licht sich aus und verschlingt die Wolken und rötet das Dunkel. Eine geheimnisvolle Macht arbeitet die Sterne zu befreien, Sieg —!

Die Hülle fällt — die Schwefelfarbe des Mondes erscheint auf dem riesigen Nachtblau des Himmels — glitzernden Tautropfen gleich erglänzen die Sterne. Nur hie und da schwimmt noch ein verirrter Wolkenfetzen — aber schon viel zu zart, viel zu fadenscheinig, um auch nur einen Stern decken zu können...

Das Ährenfeld.

(Von P. Remer.)

1.

An einem wolkendurchflogenen Frühlingstag durchbrechen die feinen, grünen Spitzen der Saat die finstere Scholle und sehen mit einem Male das Licht. Hoch über seine Erde hin schreitet da der Herrgott im wehenden Wolkenmantel und sät aus segenstrotzenden Händen Regen und Sonne auf sein Land. Wenn er die Linke öffnet, fließt ein Regenschauer in breiten Strahlen hernieder und wenn er die Rechte auftut, rieseln Sonnenbäche aus allen Wolkenlücken. Grauweiße Regenbänder und silberglitzernde Sonnenstreifen flattern durch den Frühjahrstag vom Himmel bis zur Erde und in der Ferne spannt sich hoch die bunte Brücke des Regenbogens.

Zitternd stehen die feinen, grünen Spitzen der Saat in dem jungen Erdentag — bange fühlen sie, wie das Wunder des Werdens sich in ihnen entfalten will. —

2.

Von Käfern durchhastet, von Wespen durchsummt, von Schmetterlingen übertaumelt, breitet sich das reife Ährenfeld in brütender Mittagsstunde. Die feinen grünen Spitzen sind hohe und schlanke sonnengelbe Halme geworden, die sich schon einen Sommer lang in Wind und Sonne und Regen wiegen. Runde, schwellende Körperchen tragen sie, in denen heimlich wieder die Sehnsucht keimt, in die dunkle Erde zurückzusinken und vom neuen wieder feine grüne Spitzen zum Licht empor zu treiben.

Ein einziges Gefühl mütterlicher Hingabe, demütiger Opferbereitschaft durchbebt die vielen blonden Schwestern, die sich in dieser Mittagsstunde tief zur Erde neigen müssen. Sie alle durchschauert's: ihr Leben gehört ihnen nicht mehr, sie tragen ein Ährenfeld in ihrem Schoße, das sich wogend in der Unendlichkeit verlieren wird. —

Ein Traum von künftigen Ernten schwebt wie eine Wolke über den gebeugten Ähren. Und aus der Traumwolke wächst eine Gestalt empor: die Kornmuhme erhebt sich groß und gespenstisch über den gebeugten Ähren. Ihr Haar ist gelb wie die Sonne, die Augen sind blaßblau wie der Mittagshimmel, ihr Gewand ist aus dem feinen Gespinst gewebt, das der Altweibersommer über Gräser und Sträucher und Hecken hängt.

In ihrer erhobenen Rechten blitzt eine Sichel hell und grell in der Sonne. Aus der schwer niederhängenden Linken perlt ein Strom goldener Saat hervor. —

Mit mütterlich tiefen und ernsten Augen umspannt sie liebevoll das Ährenfeld, das bang wogend ihr entgegenschwillt.....

„Es gibt keine Landschaft Descartes oder Kant, aber es gibt eine Landschaft Zarathustra. Der Geist der Berge spricht aus ihr, der Aufschwung der Natur, der eins gefühlt wird mit dem Aufschwung der Seele."

XXIV.

Friedrich Nietzsche (1844—1900) hatte die Gewohnheit, im Freien zu denken, am liebsten auf einsamen Bergen oder dicht am Meer, „da, wo selbst die Wege nachdenklich werden". Zarathustra steigt über wilde, steinichte Lager. Ein Pfad, der trotzig durch Geröll ging, ein boshafter einsamer, dem nicht Kraut, nicht Strauch mehr zusprach, knirschte unter dem Trotz seines Fußes....

Nietzsche liebte die Natur, aber er versenkt sich nicht in sie, er sucht sie dort, wo sie stirbt, wo sie winterlich kahl und gigantisch ist, er liebt auch in Nizza und Turin den Anblick der Schneeberge und atmet erst frei auf der wildesten, zerklüftetsten Alpenhöhe, er liebt die Bergwelt, wo der Jäger und der Flüchtling hausen, er liebt das Meer, das dem Seeräuber Gefahren winkt und liebt die Wüste, in der die Kraft der Welteroberer und die Träume der Propheten ausatmen, er spricht von der Nordpolexpedition der Erkenntnis, und wohnt in Gletschern, in öden Eiseszonen.*)

Dort wanderte der Held der gewaltigen Dichtung im Prophetenstil Zarathustra Nietzsche und unmittelbar aus dieser Natur heraus quollen seine Worte. Und die Erkenntnis trug ihn hinauf bis zu den höchsten Gipfeln. Aber Zarathustra war ein Mensch, nie wich die Wolke von der einen Spitze des Berges, die er noch erklimmen wollte, gerade von der, die bis an den Himmel ragt.

*) Karl Joel: „Nietzsche und die Romantik".

Als Lyriker war Nietzsche einer der ersten, der psychische Analysen der Natur vornahm und die Naturseele gleichsam in die eigene umwertete. Dieser Symbolismus tritt bei ihm überall in den Vordergrund. Und dadurch wurden ihm die Naturerscheinungen zu Gebilden der eigenen Phantasie, die außerhalb aller Wirklichkeit stehen.

Also sprach Zarathustra.

(Von F. Nietzsche.)

Vor Sonnenaufgang.

O Himmel über mir, du reiner! tiefer! du Licht-Abgrund! Dich schauend, schaudere ich vor göttlichen Begierden.

In deine Höhe mich zu werfen — das ist **meine** Tiefe! In deiner Reinheit mich zu bergen — das ist **meine** Unschuld!

Den Gott verhüllt seine Schönheit: so verbirgst du deine Sterne. Du redest nicht: so kündest du mir deine Weisheit.

Stumm über brausendem Meere, bist du heute mir aufgegangen, deine Liebe, deine Scham redet Offenbarung zu meiner brausenden Seele.

Daß du schön zu mir kamst, verhüllt in deine Schönheit, daß du stumm zu mir sprichst, offenbar in deiner Weisheit:

O, wie erriete ich nicht alles Schamhafte deiner Seele! Vor der Sonne kamst du zu mir, dem Einsamsten.

Wir sind Freunde von Anbeginn: uns ist Gram und Grauen und Grund gemeinsam; noch die Sonne ist uns gemeinsam.

Wir reden nicht zueinander, weil wir zu vieles wissen —: wir schweigen uns an, wir lächeln uns unser Wissen zu.

Bist du nicht das Licht zu meinem Feuer? Hast du nicht die Schwester-Seele zu meiner Einsicht?

Zusammen lernten wir alles; zusammen lernten wir über uns zu uns selber aufsteigen und wolkenlos lächeln:

wolkenlos hinablächeln aus lichten Augen und aus meilenweiter Ferne, wenn unter uns Zwang und Zweck und Schuld wie Regen dampfen.

Und wanderte ich allein: weß' hungerte meine Seele in Nächten und Irrpfaden? Und stieg ich Berge, **wen** suchte ich je, wenn nicht dich, auf Bergen?

Und all mein Wandern und Bergsteigen, eine Not war's nur und ein Behelf des Unbeholfenen: — **fliegen** allein will mein ganzer Wille, in **dich** hineinfliegen!

Und wen haßte ich mehr, als ziehende Wolken und alles, was dich befleckt......

Die sieben Siegel.
Oder das Ja- und Amenlied.
(Von F. Nietzsche.)

Wenn ich dem Meere hold bin und allem, was Meeres-Art ist, und am holdesten noch, wenn es mir zornig widerspricht:

wenn jene suchende Lust in mir ist, die nach Unentdecktem die Segel treibt, wenn eine Seefahrerlust in meiner Lust ist —

wenn je mein Frohlocken rief: „Die Küste schwand — nun fiel mir die letzte Kette ab —

— das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit, wohlan! wohlauf! altes Herz!"....

Aus hohen Bergen.
Von F. Nietzsche.)

O Lebens Mittag! Feierliche Zeit!
O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten: —
Der Freunde harr' ich, Tag und Nacht bereit,
Wo bleibt ihr, Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!
War's nicht für euch, daß sich des Gletschers Grau
Heut schmückt mit Rosen?
Euch sucht der Bach, sehnsüchtig drängen, stoßen
Sich Wind und Welle höher heut ins Blau,
Nach euch zu spähn aus fernster Vogelschau.
Im Höchsten ward für euch mein Tisch gedeckt: —
Wer wohnt den Sternen
So nahe, wer des Abgrunds grausten Fernen?
Mein Reich — welch Reich hat weiter sich gereckt?
Und meinen Honig? — wer hat ihn geschmeckt?....

Am Gletscher.
(Von F. Nietzsche.)

Am Mittag, wenn zuerst
Der Sommer ins Gebirge steigt,
Der Knabe mit den müden, heißen Augen:
Da spricht er auch,
Doch sehen wir sein Sprechen nur.
Sein Atem quillt, wie eines Kranken Atem quillt

In Fieber Nacht.
Es geben Eisgebirg' und Tann' und Quell
Ihm Antwort auch,
Doch **sehen** wir die Antwort nur.
Dann schneller springt vom Fels herab
Der Sturzbach wie zum Gruß
Und steht als weiße Säule zitternd,
Sehnsüchtig da,
Und dunkler noch und treuer blickt die Tanne,
Als sonst sie blickt
Und zwischen Eis und totem Graugestein
Bricht plötzlich Leuchten aus — —
Solch Leuchten sah ich schon: das deutet mir's.

Auch toten Mannes Auge
Wird wohl noch einmal licht,
Wenn harmvoll ihn sein Kind
Umschlingt und hält und küßt;
Noch einmal quillt da wohl zurück
Des Lichtes Flamme, glühend spricht
Das tote Auge: „Kind!
Ach Kind, du weißt, ich liebe dich!" —

Und glühend redet alles — Eisgebirg
Und Bach und Tann' —
Mit Blicken hier dasselbe Wort:
„Wir lieben dich!
Ach Kind, du weißt, wir lieben, lieben dich!"
Und er,
Der Knabe, mit den müden, heißen Augen,
Er küßt sie harmvoll,
Inbrünstiger stets
Und will nicht gehn;
Er bläst sein Wort wie Schleier nur
Von seinem Mund,
Sein schlimmes Wort:
„Mein Gruß ist Abschied,
Mein Kommen Gehen,
Ich sterbe jung."
Da horcht es rings
Und atmet kaum;
Kein Vogel singt,
Da überläuft
Es schaudernd wie
Ein Glitzern das Gebirg.
Da denkt es rings —
Und schweigt — —

Um Mittag war's,
Um Mittag, wenn zuerst
Der Knabe ins Gebirge steigt,
Der Knabe mit den müden, heißen Augen.

Bis vor wenigen Jahren war der Dichter des „Olympischen Frühlings", Karl Spitteler (geb. 1845) in Österreich und Deutschland ganz unbekannt. Heute zählt er zu den bedeutendsten Symbolisten und steht in der modernen Allegorie fast einzig da.

„Extramundana" benennt Spitteler eine Sammlung von sieben Mythen und sagt in den Erläuterungen: „Das Verhältnis der kosmischen Grundidee eines Mythus zu dessen poetischen Gestalten und Handlungen kann unter dem Bilde eines Baumes ziemlich genau verstanden werden:

Die kosmische Idee ist die Wurzel, welche aus dunklem, geheimnisvollem Boden sich die verwandten Stoffe (Gedankenbilder) aneignet. Die Wurzel beginnt zu keimen, d. h. aus den Gedankenbildern wächst eine entsprechende Handlung (Fabel) organisch auf. Aber sehr bald verläßt der Schößling den mütterlichen Boden, um in das frohe Gebiet der Sonne, d. h. in das Gebiet der (epischen) Poesie einzutreten......"

In der Erläuterung zu der Mythe „Der Prophet und die Sibylle" heißt es: „Gott schafft mit der Notwendigkeit, wie ein Dichter schafft, weil sein ganzes Wesen Seele ist und Seele in Bildern pulsiert. Er ist seiner selbst unbewußt, wie der Dichter während des Produzierens nicht seine Privatexistenz spürt, sondern allein in seinem Werke lebt. Gottes Fühlen ist nach innen gekehrt, darum ist sein Auge geschlossen. Seine äußere Tätigkeit ist stille gestellt („er schläft"), um im Anschauen der unwillkürlich keimenden Bilder aufzugehen, die er als Traumbilder empfindet. Aber der Überfluß seiner Bilder bricht sich Bahn durch den Mund: er singt laut, aber unbewußt, wie man im Traum redet (daher „der Prophet"), die Gesänge, die seinem Munde entströmen, das ist die erste Form des Daseins, das sind die Ideen sämtlicher geschaffener Dinge. — Ihm gegenüber durch eine ewige Kluft (das unergründliche Bergtal) getrennt, sitzt die Natur, eine Jungfrau aus Stein und Eisen, stolz und trotzig von Gesinnung, aber unter dem Stolz und unter dem Stein ein weiches Herz bergend, das von Liebe zu Gott erfüllt ist......

Der Prophet und die Sibylle.

(Von K. Spitteler.)

Thema.

„Wenn wir wüßten, wie aus luft'gem Geiste
Geht hervor ein gegenständlich Dasein,
Unschwer lösten wir das Welträtsel."

Mythus.

Rings umschlossen liegt ein einsam Bergtal,
Das kein Auge jemals hat ergründet;
Statt des Nebels aus dem tiefen Kessel
Steigt empor ein mitternächt'ges Dunkel,
Statt der Wasserbäche von den Felsen
Hängt geheimnisvoll ein blasses Schweigen
Und die schwarze Luft ist starr vom Tode.

Überm Tal auf hohem Bergesgipfel
Steht ein Riese,*) seltsam von Gebaren:
Schlafend steht er mit geschloss'nen Augen,
Einwärtsschauend nach dem Traumesleben,
Während er mit lauter, schöner Stimme
Unaufhörlich dichtet durch das Bergtal —
Ewige unsterbliche Gesänge.
Nicht Gesänge von vergangnen Taten,
Nicht von Dingen, die im Raum vorhanden,
Sondern prophezeiend seine Psalmen
Einzig aus dem eignen tiefen Wesen.
Wunderbar beschaffen ist dies Wesen,
Wie kein Wesen eines andern Mannes:
Statt des Blutes und der Eingeweide
Trägt er eine raumbefreite Seele,
Eine Seele, unaufhörlich flutend,
Licht und klar wie körperloser Äther,
Ewig aus sich selber sich erneuernd....

Unten aus dem Seelenmeeresboden
Steigen dunkelfarbige Gefühle,
Wandern aufwärts nach der Oberfläche
Trüben, schwermutvollen Trauerzuges,
Gleich wie Quellen wandern aus dem Seeschlamm.
Aber, ob der Seelenmeeresfläche,

*) Gott.

Welche Wolken hangen nach den Wellen,
Schwer und düster wie Gewitterwolken,
Drohend aus dem mitternächt'gen Antlitz?
Sind vom Gotteshaupt Gedankenwolken;
Beutegierig lauern sie am Himmel
Oder streichen überm Wasserfelde,
Scharfen Blickes spähend nach den Fluten,
Wie bei sturmbewegter See die Möwen....

Glocken- und Graslieder.

(Von K. Spitteler.)

Die Finger der Chlorophyllis.

Die Chlorophyllis reitet durch den Wald.

Mit stummem Fingerspiel
Macht sie geheime Zeichen viel.
Da kichert's im Wald und lispelt,
Kobolde kommen gewispelt,
Die aus dem Moose springen,
Sich um die Stämme schlingen.
Kobold,
Fang das Gold,
Das ringelnd von allen Zweigen rollt.

Die Chlorophyllis reitet durch den Busch.

Mit lieblichem Wimpernblink
Krümmt sie den freundlichen Fingerwink.
Da kommen flügelsausend,
Geflattert der Vögel tausend.
Sie sitzen auf Haupt und Schultern ihr
Als Kragen, Kränzlein und Lockenzier.
Johu!
Tohu!
Und singen ihr in den Mund dazu.

Die Chlorophyllis reitet aufs Feld.

Sie haucht ein bißchen
Über die Fingerspitzen,
Da weht ein Wachsen und Werden
Weit über die blühende Erden —
Und hinter den Zinnen der Stadt empor
Lodert ein Glockenchor.
Klari!
Klara!
Odem ist da....

Josef Viktor Widmann (geb. 1842) besitzt im hohen Grade die Fähigkeit des Sicheinfühlens in die Natur. Aus dieser heraus wuchs sein schönstes Werk: „Der Heilige und die Tiere". Das Vorspiel „Der Pfarrer von Everdingen" offenbart schon den tiefsinnigen Grundgedanken der Dichtung: die allumfassende Liebe. Widmann hat sich diese Erkenntnis erst allmählich errungen, über einen fast rohen Naturalismus führte ihn sein Weg zu dieser idealsten Auffassung des Lebens.

Der Heilige und die Tiere.

(Von J. V. Widmann.)

Auf lateinischer Zehrung.

Die Zeit der späten Rosen war gekommen,
Die neben Riesensonnenblumen stehn,
Wie zarte Mädchen, denen leis' entglommen
Ein Wangenschein, der plötzlich kann verwehn.
Schon dampfen weiße Nebel früh am Morgen,
Der Abend auch wob seinen Schleierduft.
In Scheunen lag der Garben Gold geborgen,
Von Vogelzwitschern stille ward die Luft.
Das ist ein freies Wandern über Felder,
Mit schweren Früchten prangen Zweig und Ast;
An Haselhecken wie am Saum der Wälder,
Auf lichten Hügeln winkt erwünschte Rast.
Nie war das Land so hell, so weit zu schauen,
Bis zu der fernsten Höhen letztem Zug.
Und in dem Himmel, in dem offnen blauen,
Folgt froh der Blick dem Wanderschwalbenzug....

Vor dem Vorhang.

Mein Stück beginnt: „Der Heilige und die Tiere",
Es spielt in Palästinas Wüstensand.
Nur Schattenbilder sind's, die ich regiere;
Die Landschaft, Schluchten, heißen Sonnenbrand
Die kühle Nacht, der hohen Sterne Flimmern,
Der Wildnis Atem, Blumen und Gefild —
Kurzum die Szenerei muß ich erst zimmern
Für eure Phantasie vor jedem Bild....

Asasel.

Das Mondlicht breitet weiße Seide weit umher,
In seinem Flimmerglanze blinkt ein bleiern Meer,
Das, eingesenkt in steinerner Gebirge Schoß,
Wie eine fahle Leiche liegt bewegungslos.
Starr ist die Fläche, keine Welle plätschert leis',
Und schweigend hält die Totenwacht der Berge Kreis.
Nur wenn der Nachtwind sich verfängt in ferner Kluft,
Seufzt hohle Klage, fährt ein Jammern durch die Luft,
Das, eh es Augenblickes Dauer noch erwirbt,
Schon vor der eignen Stimme Laut erschrocken stirbt.
Und wieder auf den Bergen überm Binnenmeer
Des Todes atemlose Stille, taub und leer...

Der Sündenbock.

Bevor am Saum der Wüste Frühlichtschein erwacht,
In ihrer letzten Herrscherstunde senkt die Nacht
Aus sternentiefer Gründe dunkelm Himmelsblau
Dem dürstenden Gefilde den ersehnten Tau.
Aus Bronnen, die kein Auge jemals schaute, fließt
Geheimnisvoll die Labung, die sich sanft ergießt
Mit leisem Rieseln, nirgends und doch überall,
Ein Regenschleier ohne Regentropfenfall,
Der erst, wenn ausgebreitet auf der Flur er liegt
Und über ihn der erste Blitz der Sonne fliegt,
Sein silbernes Gewebe samt der Perlenpracht
An Gras und Blumen auf den Hügeln sichtbar macht....

„Ich war ein lichter Frühlingsquell,
Ich hab' es nicht vergessen,
Du standst und trankest meine Well'
Als schlankste der Zypressen."

Fr. Rückert.

XXV.

Ähnliche Vorstellungen beherrschen auch die Lyrik unserer Tage. Besonders merkwürdig sind z. B. die Gedichte des schwäbischen Bauers Christian Wagner, der da sagt:

„Kannst du wissen, ob von deinem Hauche
Nicht Atome sind am Rosenstrauche,
Ob die Wonnen, die dahingezogen,
Nicht als Röslein wieder angeflogen?
Ob dein einstig Kinderatemholen
Dich nicht grüßt als Duft der Nachtviolen?"

Otto Lenz, ein junger Schweizer Dichter, variiert dieses Thema wieder in anderer Weise:

„Ich fühle selbst mich als der Berge Gipfel,
Bin selbst die Seele seiner Einsamkeit,
Es ist ein Schleier jener Wolkengipfel,
Mein Auge ist der See, der Wald mein Kleid."

Der Baum der Erkenntnis trieb eben im Laufe der Zeiten gar viele Wurzeln. Auf seinen Zweigen brechen alljährlich neue Knospen auf und fast jede birgt ein Lied. Und von der Weisheit der Brahmanen an wiederspiegeln diese Lieder, an denen die deutsche Literatur so reich ist, die Weltanschauungen aller Zeiten und aller Völker:

Vision.

(Von Th. Suse.)

Ich tauche mit der Blume aus dem Schnee
Und mit Narzissen feir' ich Frühlingsnächte;
Das erste Veilchen, das am Rain ich seh',
Winkt mir, als ob es stille Grüße brächte.

In Primeln fühl' ich hell die Erde blühn,
Ich wiege mich auf roten Heckenranken
Und in der Nacht aus Flieder und Jasmin
Steigt eine Wolke träumender Gedanken.

Ich schwimme mit der Rose auf dem Teich,
Ein weißes Wunder über dunklem Grunde;
Öffnet die Lilie dann ihr blasses Reich,
Liegt es wie Schauder über dieser Stunde.

Als hebe eine lichte Elfenhand
Aus Erdentiefen still die heilige Schale
Und spende, ew'gen Geistern zugewandt,
Geheimsten Duft aus glühendem Pokale.

Erinnerung.

(Von R. Huch.)

Einmal vor manchem Jahre
War ich ein Baum am Bergesrand,
Und meine Birkenhaare
Kämmte der Mond mit weißer Hand.

Hoch überm Abgrund hing ich
Windbewegt auf schroffem Stein,
Tanzende Wolken fing ich
Mir als vergänglich Spielzeug ein.

Fühlte nichts im Gemüte,
Weder von Wonne noch von Leid,
Rauschte, verwelkte, blühte,
In meinem Schatten schlief die Zeit.

Seelenwanderung.

(Von F. Lienhard.)

Mich hat der Wald schon immer gehegt
Als Falk oder Bach oder Elfe der Nacht;
Als Efeu hing ich an Trümmerpracht,
Ich hab' mich als Nebel im Grund geregt.
Und wenn des Waldwinds Glockengetön
Herkam durch farbiger Lichtung Glanz:
Ich war's, der alle die Halden und Höhn
Zusammengeläutet zum Sonntagstanz.
Und wenn ein Käfer mit grünlichem Leuchten

Vorherflog spätem Steckenmann:
Ich war's, ich brannte der Nacht, der feuchten,
In Gras und Tau ein Lichtlein an.
So war ich verzaubert und lebte schon lang!
Nun sing' ich das alles in Menschenklang...

Märzenwelt.

(Von J. Hart.)

1.

Diese Blumen sind mir Schwestern
Und des Baumes Frühlingssaft
Kreist auch hell in meinen Adern, —
Und was meine Seele schafft
Schau' ich rings durch alle Lüfte
Ausgestreut auf Feld und Rain,
In den Blumen glüht und blüht es
Und der Vogel singt's im Hain.
Meine Lieder trägt als Farben
Hell und bunt der Schmetterling,
Schillernd als Opal erglänzen
Sie in meines Liebchens Ring.
Über meinem Haupte kreisen
Meine Träume und Gedanken,
Jene Adler sind's, die droben
In den grauen Wolken schwanken,
Meines Ichs blutrote Welle
Über alle Erden fließt,
Du, o Sonne, bist's, die leuchtend
Ihren Leib durchs Weltall gießt....

Alleins.

(Von H. Hart.)

Nacht fließt in Tag und Tag in Nacht,
Der Bach zum Strom, der Strom zum Meer —
In Tod zerrinnt des Lebens Pracht
Und Tod zeugt Leben licht und hehr.

Und jeder Geist, der brünstig strebt,
Dringt wie ein Quell in alle Welt, —
Was du erlebst, hab' ich erlebt,
Was mich erhellt, hat dich erhellt.

All sind wir eines Baums Getrieb',
Ob Zweig, ob Ast, ob Mark, ob Blatt. —
Gleich hat Natur uns alle lieb,
Sie, unser aller Ruhestatt.

Menschensehnsucht.

(Von F. Schanz-Soyaux.)

Das Treiben des Saftes im starken Baum,
Der Wandervögel Schwingen Gewalt,
Das Stürzen der Quellen, das Lodern der Flamme,
Das Schwellen der Wogen äonenalt.

Wir müssen's mitleiden in unsern Herzen,
Das „Fort!" das die Schöpfung vorwärts reißt,
Wir müssen mitjagen in Wonnen und Schmerzen,
In dem wilden Jagen, das Sehnsucht heißt.

Was war ich?

(Von K. E. Knodt.)

Was war ich?
Eine Blüte,
Die in der Sturmnacht starb,
Ein Bettler, der am Wege
Müd und hungrig verdarb.

Was war ich?
Eine Tanne,
Die tief im Wald sank,
Ein Vöglein, das aus einem
Bitteren Brünnlein trank.

Eine Wolke, die am Himmel
Sich leis' im Blau verlor.
Eine Seele, die vor Sehnsucht
Nach ihrem Heim erfror?

Im Heidekraut.

(Von J. Schlaf.)

Auf der Klippe.

1.

Hoch oben lieg' ich
im Heidekraut,
hoch über den dunklen Wäldern,
hoch auf dem sonnenglühenden Geklipp.
Ich denke, ich treibe auf einem endlosen Meer.
Das Spiel seiner Wogen ist das helle Himmelsblau,
das unaufhörliche Rauschen und Wühlen des freien Bergwindes in
den hohen Kronen,

Vogelgezwitscher und wehende Düfte,
Summen, Schrillen und Knistern der Käfer,
die hundert Geräusche der windbewegten Zweige,
blitzende Strahlen
und ruhende, gleitende Lichter,
wellende Farben
und das Blinkern und Donnern der Wildwasser —
und meine Gedanken,
meine dummen Gedanken...
Mit Strömen von Wärme und Licht rauscht die Welt Lieder durch meine Pulse,
dunkle, grausige, süße Lieder der Einheit.
Über die blauen Täler hin,
in die weite sonnige Welt hinein,
schwatzt dich meine Sehnsucht,
du liebes, unergründbares Rätsel;
neckt sich mit kindlichen Torenworten
die uranfängliche Kraft,
ihr eigenes Rätsel
und ihres eigenen Rätsels Sinn....

2.

Heidekraut steck' ich auf meinen Hut
und wandre.
Was ist mein Ziel?
Der Ruf eines Vogels
glockenhell
aus einem tiefen, fernen Grund...

Wurzelgenossen.

(Von B. Wille.)

Tief in der Öde
träumt eine Klause,
umwogt von ewigem
Föhrengebrause.

Des Waldes Bäume
sind treue Seelen,
die kein Geheimnis
dem Klausner hehlen

Er lauscht versunken
in frommes Staunen,
wenn Wunderstimmen
aus Wipfeln raunen:

„O Klausner, wir alle
Sind Wurzelgenossen,
dem einen heiligen
Busen entsprossen.

„O, Bruder Klausner,
finde dich heim,
wo uns alle vereint
der selige Reim!

Ja, reimt euch, Seelen —,
bis jauchzend schallt
eine Riesenorgel,
der Weltenwald!“

Der Klausner lauscht —
und lallt die Weise
zur Geige nach,
inbrünstig leise...

O süße Ode!
Träumende Klause,
umwogt von ewigem
Föhrengebrause!

Phantasus.

(Von A. Holz.)

Sieben Billionen Jahre vor meiner Geburt
war ich eine Schwertlilie.
Meine Wurzeln
saugten sich
in einen bunten Stern.
Auf seinen dunklen Wassern
schwamm
meine blaue Riesenblüte.

*

Schönes grünes weiches Gras.
Drin lieg' ich.
Mitten unter Butterblumen!
Über mir
warm
der Himmel;
ein weites zitterndes Weiß,
das mir die Augen langsam, ganz langsam
schließt.

Wehende Luft.... ein zartes Summen —
Nun bin ich fern
von jeder Welt.
Ein sanftes Rot erfüllt mich ganz,
und deutlich spür' ich, wie die Sonne mir durchs Blut rinnt —
minutenlang.
Versunken alles. Nur noch ich.
Selig!

*

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.
Herz, vergiß!
In stiller Sonne
webt lindernster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost,
Vergiß! vergiß!
Aus fernem Grunde pfeift, horch, ein Vogel...
Er singt sein Lied.
Das Lied vom Glück!
Vom Glück....

*

Mich schuf Korinth; ich sah das Meer.
Tausend Jahre
unter Schutt- und Tempeltrümmern
lag ich in schwarzer Erde.
Zwischen roten Disteln im Abendschein weideten Ziegen,
über mein blühendes Grab bliesen Hirten.
Tausend Jahre war ich tot.
Jetzt scheint die Sonne, der Himmel lacht, ich lebe!
Auf meine Schultern durch gezacktes Laub
fallen zitternde Tupfen.
Meine Augen,
weit geöffnet,
starren auf ein grünes Wasser.
In breiten überhängenden Kastanienblättern
spiegelt sich und spielt
sein Licht.

*

In rote Fixsternwälder, die verbluten,
peitsch' ich mein Flügelroß,
Durch!
Hinter zersetzten Planetensystemen, hinter vergletscherten Ursonnen
hinter Wüsten aus Nacht und nichts
wachsen schimmernd neue Welten. — Trillionen Krokusblüten!

Apokalypse der Schöpfung.

(Von K. Bleibtreu.)

Die abgestorbenen Äste knarren
unheimlich unter meinem Fuß.
Die greisen, bärt'gen Fichten schnarren
seltsamen Gruß.

Mein Herz versteht der Blumen Schweigen.
Was weiß denn ich? Sie wissen mehr.
Wie altklug sie sich niederneigen,
gedankenschwer!

Mit allen ihren Wurzeln lauschen
sie, nieder in den stillen Grund
und tun sich im Windesrauschen
viel Rätsel kund.

Denn hier der Mutterschoß der Erden
das ewige Geheimnis trägt,
worin sich das Vergehn und Werden
gleichmäßig wägt....

Kosmische Lieder.

(Von K. Bleibtreu.)

Still, wie Glas die Silberfläche
endlos lichter Meerestraum.
Wie vom Blütenstaub der Lilie
wird das Boot betupft vom Schaum.

Vollmond dort im tiefen Glanze,
bist der Schild du eines Riesen,
der mit güldner Sternenlanze
hier gepirscht auf Seewaldswiesen.

* * *

Wie dort die kleine Welle sich erhebt
Und tanzt im Sonnenlicht und hüpft und springt,
So taucht zur Höhe alles, was da lebt,
Aus dem gewalt'gen Ozean der Zeit.
Doch schnell, als sei das Leben nur geträumt,
Den Platz es einer andern Welle räumt
Und jäh versinkt
Im Schlund der Ewigkeit.

Todes-Eiland.

(Von L. Scharf.)

Aus brütender Wogen
tonlosem Zerfallen
aufdürsten granitene
Felsenkolosse.
Weißglühend verraucht
starr im Zenith
der Lichtball der Erde.
Zurückfloh das Leben.

Kein Laut, kein Hauch —,
Nur still-geheimes
Granitkornzerlecken
die Tiefe hinab.
Und an berstender Steinfirst
dumpf-gieriges Nagen
unsichtbaren Zahnes.
Vorbeirauscht die Zeit.

Und leise, ganz leise
unsehbar, unhörbar,
Jahrhunderte während,
ein langgezogenes,
hohles Verröcheln —
Gleich müd und müder
verblutend verzuckendem
Sinken und Heben
gebrochener Flügel...

Hinab!

(Von R. Zoozmann.)

Abwärts donnern
von Bergen die Flüsse,
abwärts rollen
Lawinenstürze;
selbst die ewigen Lichter, aus leuchtenden
Bahnen gerissen,
taumeln hinab,
in endloser Nacht
zerstreuend ihres Sonnentraumes
funkelnde Reste.

Nur den Menschen,
so lang er atmet,

drängt es hinauf, hinauf zum Lichte,
treibt es auf ruhelosen
Füßen nach oben;
und dennoch erreicht
seine Sehnsucht nimmer
die göttliche Gipfelvollkommenheit.

Dort oben aber wähnt er die Quellen
des ewigen Lebens,
dort oben winken ihm,
leuchtend in stiller Höh',
Sterne der Wahrheit —
und weiter klimmt er
empor zu ihnen,
bis sein Herz,
vom Tode mit lähmenden
Händen berührt,
den letzten, zuckenden Schlag tut.

Dann, ja dann
geht auch für ihn
die Straße hinab.
Hinab mit den talwärts
rinnenden Quellen,
hinab mit stürzenden
Sternen zur lichtlosen Nacht —
Hinab,
Zur Tiefe — zur Tiefe!

Die Schöpfung.

(Von A. Mombert.)

Im Donnersang, da ich erschuf das Meer,
war seine Schöpfung alt, schon tausend Jahre her,
und ich selbst urmitternächtig alt
und verlor Halt und Gestalt,
verfiel trübsinnig in Traum,
überspritzt von weißem Wogenschaum.
Schreiende Adler mich beschwirrend,
durch die Höhlen meines Mantels wirrend.

Alle meine Seelen schliefen,
da hob sich strahlend die Sonne aus den Tiefen.
Ich erschaure,
merkend, wie ich tigerhaft mich belaure;
meine Hände steil zur Wölbung hochgereckt,

und das Himmeldach schon abgedeckt,
die Sonne hinaus zu lassen
in ihre goldnen Gassen.
Und die Hand schafft ohne den Geist —
ich liege von schreienden Adlern bekreist,
es geschieht alles sonder meinen Willen.

Ich liege stiller Mann im Stillen.
Mich überrollt der Luftgeister Gespann,
es fängt ein neues, weites Leben an.
Es hebt sich lächelnd die Erde aus den Fluten,
sie ist grün,
ihre seligen Kelche glühn,
mein Auge blickt und blickt,
wie zwischen lichten Birkenruten
eine Meise sich ihr Nestchen flickt.

Ich tat große Dinge
und gab dem Saturn wundervolle Ringe.
Aber da sah ich dann alles von selber geschehen,
nicht mehr warten und stehen,
mein Geist geriet in Zwang
hinein, in fürchterlichen Zusammenhang,
daß ich wahnsinnig in einer Kette rang.
Seit der Zeit schaff' ich nichts Neues mehr.
Mond und Sonne sind mein einziger Verkehr.
Vielleicht noch das Feuer, vielleicht noch das Meer.
Weite Stillen
überwölben meinen Willen.
Unsichtbare Geigen
bereden mich, zu schweigen...

Der Born.

(Von Ch. Morgenstern.)

Im Garten Gottes
wirft ein Born
sein Silber
Tag und Nacht empor:
Ohn maßen stürzt
die Flut hinauf
und fällt zurück
ein Perlenmeer.

Urewig türmt
der Strahl sich ab

und baut sich wieder
aus sich selbst,
urewig kreist
der Schoß und nimmt
Empfängnis
von der eignen Frucht.
Im Silberschauern
wirbeln sich
Legionen Tropfen
durch den Raum....
Im Garten Gottes
spielt ein Born
gedankenlos
das Spiel der Welt.

Brunneninschrift.

(Von W. Scholz.)

Ich bin der Erde kühles Blut.
Hier schöpft von meiner ew'gen Flut,
wo sie aus Dunkel kommt und quillt
und rauschend eure Krüge füllt.
Ihr hört, indes ihr schöpft, mein Wort:
Ihr tragt nicht Wasser mit euch fort;
den Schatten meines ew'gen Fließens,
den Nachhall meines Sichergießens
habt ihr in euren schweren Krügen.
Ihr trinkt — da faßt euch Sehnsucht an,
der keine Wanderfahrt genügen
und die kein Sturm verlöschen kann.
Ihr trankt die Flut der ew'gen Zeit:
Mein ist die tiefste Trunkenheit.

Am Rande.

(Von E. v. Bodmann.)

Ich saß am Rande der Unendlichkeit
und sah die dunklen Wellen leise beben.
Mir war: mein Herz versank vor langer Zeit,
ich führte wie der Fels ein stummes Leben.
Und eine Ruhe lagerte umher,
in der unmerklich alles sich bewegte.
Mit jedem Tage spürte ich es mehr,
wie Kälte sich auf meine Seele legte.

Da kam ein Frühling, und ich hörte laut
in mir die Sehnsucht ihre Flügel schlagen,
die fernen Häuser glänzten so vertraut,
ich ließ mich in das Reich der Menschen tragen.
Ich lag dem Leben an der vollen Brust.
Ich sah: in eines schwankt Wissen und Wähnen,
ich sah die Brücke zwischen Schmerz und Lust
und alle Schönheit rührte mich zu Tränen.

So schreite ich über die Erde, muß
im tiefen Glanze alle Dinge sehen,
denn hinten höre ich den dunklen Fluß,
in dem die Dinge werden und vergehen.
Die Sonne blitzt und eine Wolke gießt,
gleich wird ein Regenbogen sich entfalten.
Er strahlt! In sieben Farben! und zerfließt!...
Und meiner Seele bleibt sein Bild erhalten.

Gottsuchers Frühlingslied.

(Von J. v. Grotthuß.)

Es spielt der Lenz die alte Weise,
die alle Erdenwunden heilt;
er hat auch mich auf meiner Reise,
den müden Wanderer, ereilt.

Er stößt mit übermächt'gem: „Werde!“
des Blitzes Speer am Wolkenschaft
tief in die Brust der harten Erde
und löst sie aus des Winters Haft.

Sie schlägt in weicher Lüfte Kosen
die blauen Veilchenaugen auf,
es spritzt ihr Blut in roten Rosen
aufs grüne Kleid in tollem Lauf.

Befreiend stürzen ihre Tränen
in tausend Flüssen in das Tal —
O wollustvolles Frühlingssehnen!
O schöne wilde Frühlingsqual!

Hier kann ich erst mein Ich begreifen,
den Widerspruch, aus dem ich bin,
den Drang zu unbegrenztem Schweifen
und meiner Qualen tiefen Sinn.

Mir ist's, als hört' ich's fragen leise,
als ob Natur, die Göttin, spricht:
„Entfremdet Kind, wohin die Reise?
Erkennst du deine Mutter nicht?"

Am Abend wird die Tiefe leuchten.

(Von F. Philippi.)

Auf der Düne stand ich abends einsam.

Ruhlose Meerflut, endlos auf und ab!
Wasserwuchten wälzte die See aus der Tiefe
donnernd strandauf. Und wieder zu Gischt und Grab
wich die Welle. Wieder zur Tiefe.

Mir war's, als käme in Sprüngen die dunkle Zukunft
her; als fände mein Ohr hier ihren Mund,
redend das Unnennbare, was die dunkelste Ferne
birgt! als das Letzte, tiefunten im Grund.

Und vor der Zukunft tat ich die zitternde Frage:

Was ist das Letzte im Leben, zuletzt?
Was kommt dann, wenn einmal der Wogengang
auch mich auswirft? Lieg' ich am Strand wie jetzt
Seestern und Qualle, Trümmer und Tang? —

Wasserwuchten ruhlos auf und ab
wälzte die Tiefe donnernd zu Land.
Immer schäumte das offene Grab....

Und ich lauschte brennenden Auges am Strand:
Antwort! Gib Antwort!

Offenbarung! Wahrlich die Zukunft spricht!
Sieh dort, das Dunkel wird leuchtendes Licht!

Die schwarzen Wasser glänzen
mild auf in Sternenpracht.
Es steigt mit lichten Kränzen
die Tiefe aus der Nacht.
Das ist eine funkelnde Helle,
Meerleuchten weit und breit,
es trägt noch die sterbende Welle
zum Strande ein Perlengeschmeid.

Das ist die ewige Wahrheit,
daß einst die Nacht zerbricht,
dann tritt unendliche Klarheit
aus dunklem Tor ans Licht! —

Auf der Düne hob ein Mensch die Hände,
freudebebend tat sein Auge sich feuchten!
Hab' Dank, du Meer, für deinen Wahrspruch:
Einst am Abend wird die Tiefe leuchten!

Isolde Kurz (geb. 1853) lebt seit Jahren in Florenz und ist auf dem Gebiet der historischen Novelle eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen unserer Zeit. „Die Florentiner Novellen" sind die Frucht dieser gründlichen Studien an Ort und Stelle. Wie aber hat K. F. Meyers begabte Schülerin sie verwertet und aus ihrer feinfühligen Frauenseele heraus in neue Formen geprägt! Dieser selbstbildnerische Zug tritt auch in der Lyrik von Isolde Kurz überall zutage. Dabei hat sie eine seltsam stille, sinnige Art, die Natur zu genießen, sich an ihrer Schönheit zu erfreuen.

Wilhelm Weigand gehört ebenfalls zu den vornehmsten Erscheinungen unter den Lyrikern unserer Zeit. Seines feinen Formgefühls wegen vergleicht man ihn häufig mit K. F. Meyer.

Asphodill.

(Von J. Kurz.)

Nun bist du eins mit der Natur, es ruht
der Streit und schnell geheilt sind deine Wunden,
die Mutter hat den Sohn aufs neu' gefunden
und hält den Wildling fest in ihrer Hut.

Ich fühl' es mit, wie sanft der Friede tut,
von wirrem, wüstem Traumgespinst entbunden,
ein Hauch von deinem Ruhen und Gesunden
weht rein und kühl in meiner Schmerzen Glut.

Ich kann nicht kämpfen, ringen, widerstreben,
mich bäumen, wo auch du gehorchen mußt,
auch du dich hilflos schmiegst in Mutterpflege.

Verzweiflungsmüd, ans Schicksal hingegeben,
sink' ich der Großen, Starken an die Brust
und warte, daß sie dir ans Herz mich lege....

Serenade auf dem Meer.

(Von J. Kurz.)

Stille, stille Nacht!
Nur die Welle murmelt sacht.
Träge wäscht sie um der Klippen
starre Rippen
und verdrossen unterm Haus
schüttet sie den vollen Eimer aus.

Horch, von ferne her
kommt es tönend übers Meer.
Klänge, die in Wasserbreiten
mondhell gleiten
körperlos wie Sphärenklang,
wie ein Geisternachen voll Gesang.

Klimmt ein Engelhauf'
goldne Leiter ab und auf?
Fühl' ich ewiger Freude Wellen
mich umschwellen?
Wolkenbette mich umflockt!
Jeder Ton ein Cherub goldgelockt!

Übers Meer hinan
schweb' ich helle Mondenbahn.
Mit den Wolken aufwärts wallend,
sanft verhallend,
trägt mich der beschwingte Chor
schlafend zu den Seligen empor.

Brandung.

(Von W. Weigand.)

O sonnenbraune Inselsommertage,
voll Grillenzirpen und voll Meeresklage!
Mir singt vom Hang der silbernen Oliven
die Sonnenflut herauf aus nahen Tiefen.
Der Brandung Schaumgeschmeid seh' ich zerfließen
im amethystnen Duft der Bergesriesen:
Ein gischendes Zerrinnen gelber Mähnen,
ein Spielen ungezählter Gottestränen.
Es will in Schaumgetos und Flutenwalten
sich Zug auf Zug und Bild um Bild gestalten.
Da naht's heran, — ein Sturm von weißen Rossen,
und hebt das Haupt und ist im Licht zerflossen.
Sie steigen wieder, schäumend und verstohlen,

mich in die Sonnenflut hinabzuholen.
Dort naht ein Boot... Durch lichtazurne Schäume,
durch seliges Gebraus, in heilige Räume,
auf lichten Tiefen über schwanken Wegen
entgleitet's, tiefem Abendglanz entgegen,
ein einzig Leuchten, eines Abgrunds Ferne...
Und Sterne steigen, Sterne, nichts als Sterne!

Karl Henckells (geb. 1864) Gedichte offenbaren sein feines Verständnis für die Schönheit der Natur. Doch nicht nur das allein: Seine Poesie ist das Vöglein, das in viel dunkle Wellen sein Flügelchen getaucht; und doch blieb dem wunderfeinen Gesellen Licht auf Flug und Flaum gehaucht!

Hedda Sauer (geb. 1875) liebt die leisen, zarten Töne in der Natur und setzt sie in Empfindungen um. Und jedem ihrer Gedichte scheint ein Erlebnis zugrunde zu liegen, das gleichsam ihr alleiniges Eigentum ist.

Die weichen verträumten Stimmungen von Henckells „Sternennacht" und H. Sauers „Morgen", die Dichterschwermut, die alles verklärt und heiligt und der Seele Schwingen verleiht, kennzeichnet viele deutsche Poeten. Auch sie forschen häufig nach dem Zusammenhang zwischen Gott, der Natur und ihrer eigenen Seele.

Trost.

(Von K. Henckell.)

Ein Vöglein flattert vor mir her,
Mit silbergrauen Schwingen;
Hör' ich es singen,
Bleibt mir das Herz nicht länger schwer.

Das ist der Vogel „vom Lande
Über dem Leid",
Tragt purpurne Tupfen am Rande
Vom Silberkleid.

Hat in viel dunkle Wellen
Sein Flügelchen getaucht...
Meinem wunderfeinen Gesellen
Bleibt Licht auf Flug und Flaum gehaucht.

Sternennacht.

(Von K. Henckell.)

Wie fließt der Schimmer der Gestirne
Beseligend durch diese Nacht!
In weichen Tönen taucht die Firne
durch zarte Schleier traumesſacht.
Auf kühler Gärten stille Pfade
rinnt baumdurchsilbernd blaues Licht,
ich bade meine Seele, bade
im Sternenstrom mein Angesicht.

Verrauscht der Festklang lauter Chöre,
dem sich der Beifall brausend weiht!
Ich bin allein im All und höre
das leise Lied der Ewigkeit.
Ich lausche: Was so wild durchschüttert
der jähen Jugendtage Schwall,
von kühlem Ätherlicht umzittert,
wiegt sich verklärt im Weltenall.

Ich kehre zu den Sternen ...

(Von W. Arent.)

Ich kehre zu den Sternen
mein träumend Angesicht;
wie grüßt aus sel'gen Fernen
so mild ihr süßes Licht.

Fort dämmern alle Schranken,
stumm blüht die Seele auf;
ein Meer von Gottgedanken
trägt mich hinauf, hinauf.

Ich schweb' im weiten Raume
unfrei und schmerzenlos,
ich web' im wonnigen Traume
alleins im ewigen Schoß.

Abendlied.

(Von K. E. Knodt.)

Wie still die Nacht!
In Andacht muß ich lauschen,
Es schweigt das Erdenrauschen
Der Sternenmacht.

Ich höre nur
Ein ätherreines Klingen
Von goldnen Engelsschwingen
Ob weiter Flur.

Sonnenkraft.

(Von C. Flaischlen.)

Und immer wieder sinkt der Winter
und immer wieder wird es Frühling
und immer, immer wieder stehst du
und freust dich an dem ersten Grün,
und wenn die kleinen Veilchen blühn,
und immer wieder ist es schön
und macht es jung und macht es froh,
und ob du's tausendmal gesehn:
wenn hoch in lauen, blauen Lüften
die ersten Schwalben lustig zwitschern
immer wieder... jedes Jahr...
sag, ist das nicht wunderbar?!

Diese stille Kraft der Seele:
immer neu sich aufzuringen
aus dem Banne trüber Winter,
aus dem Schatten grauer Nächte,
aus der Tiefe in die Höhe...
sag', ist das nicht wunderbar?!
Diese stille Kraft der Seele
immer wieder
sich zur Sonne zu befrein,
immer wieder stolz zu werden,
immer wieder froh zu sein.

Das Leben aber ist doch groß und weit.

(Von P. Baum.)

Ich stand im Morgenglanz auf hohem Gipfel
und bunte Dörfer lagen ringsumher,
und über Hügeln schwankten Waldeswipfel.

Sie schwankten wie ein Ährenfeld, ein Meer,
und leichte, federweiße Wolkennachen,
im roten Glanze, glitten drüberher.

Und aus den Lüften grüßte mich ein Lachen
von jungen Vögeln, die die Flügel schwangen
im Frühlichtsschimmer, zu des Tags Erwachen.

Es hielt mich warm ihr froher Ton umfangen
und weithin über Erdenglück und Leid
des mächtigen Sturmes Riesenschwingen sangen
des großen Lebens Unermeßlichkeit.

Mein Blick, nun weide dich.

(Von H. Conradi.)

Mein Blick, nun weide dich zum letztenmal
An dieses Frühlings satter Blütenfülle!
Voll Inbrunst sauge dieser Sonne Strahl —
Mein Herz, sei stille!...

Erschweig bewundernd vor dem Werdedrang!
Was dich erfüllt, den Winden gib's zum Raube!...
Ob dir der Hoffnung goldnes Sieb zersprang —
Dir blieb der Glaube!....

O glaube eine winzige Weile nur,
Daß diese Botschaft auch für dich gebracht ward!
Umfaß noch einmal trunken die Natur,
Bevor es Nacht ward!....

Auf meinen Scheitel streut der Frühlingswind
Mattweiße Blüten — eine letzte Krönung...
Ich bin so fromm und heiter wie ein Kind...
Und voll Versöhnung...

Heimat.

(Von O. A. H. Schmitz.)

Hier ist das Land der lichten Wiesenhänge,
Umbuschter Weiler in begrüntem Grund,
Abends ertönen aus der Frauen Mund
Verschollner Zeiten halbvergeßne Sänge.

Hier ist das Land der stillen Abendgänge,
Hier trotzt kein Fels, hier gähnt kein jäher Schlund;
Den Heimgekehrten, dem die Seele wund,
Grüßen aus Hürden ferne Glockenklänge.

Am Abend zieht ein silbermatter Schein,
Voll Schleier zart durchwirkt mit milden Farben
Über die Wälder und die goldnen Garben.

Wann spät im Tal die letzten Lichter starben,
Zittert ein Raunen durch den Birkenhain:
Der Wandrer schläft auf moosverhülltem Stein.

Wir.

(Von G. Reicke.)

Es ist nicht anders und wir wollen's wissen:
wir schweben hin auf einem schmalen Boot,
an stummen Ufern und in Dämmernissen,
entgegen einem lichten Himmelsrot

Und ob wir sacht des Fahrzeugs Fährte leiten,
wenn Städte türmend steigen da und dort,
wir müssen dennoch dran vorüber gleiten,
uns bietet sich kein gastlich stiller Port.

Es trägt uns keine Brücke mehr hinüber
zu jenen Stätten, wo die vielen gehn,
ihr blasses Bild verdämmert trüb und trüber,
ihr letztes Licht verlischt im Windeswehn.

Wir aber sprechen mit des Himmels Dunkel,
wir reden mit der Wiesen Wunderlaut
und Aug' in Auge strahlt uns das Gefunkel,
darin den Sinnen Seele sich vertraut....

So laßt denn Land und alle Welten gerne,
nur unsre Fahrt verkünde unser Ziel —:
ob jenes Leuchten in der Himmelsferne
der Sonne Abend- oder Morgenspiel!

Morgen.

(Von H. Sauer.)

Beim Morgengrauen ward ich heute wach
Und sah hinaus auf graue Blumengarben.
Ein sanfter Regen rieselte vom Dach
So leise wie verborgnes Kinderwimmern.
Busch und Bäume trugen Silberfarben
Und standen reglos, wenn mit Silberklang
Der Regen in die Blätterschalen fiel.
Und lauschend, lauschend wollt' es mir erscheinen,
Als sei mein Ohr für diesen Klang zu viel
Und er wollt' einsam sein. Und schwer und bang,
Als hätt' ein Geheimnis ich zu früh vernommen,
Ward mir zumut'. Was für ein Tag wird kommen?

Heimat.

(Von H. Sauer.)

Ein Reiherflügel streift um Erlenzweige
Und Käfergesumm
Zittert und schwebt um grüne Gartensteige,
An die der Fluß in weichen Wellen klopft.
Vom spanischen Flieder
Und von den Aprikosenbäumen tropft
Der Morgentau in Silbertränen nieder,
Als hätt' der Mai geweint. — Ich weiß, warum.

Herbst.

(Von H. Sauer.)

Sonnenschein und blondes Gelock
Über Zweigen und Kinderstirnen,
Braune Blumen am Rosenstock
Und ein Duft von Nüssen und Birnen.

Rote Büsche und Himmelsblau
Und ein Oktoberschleier versonnen,
Fäden unserer lieben Frau,
Am Spinnrad der Zeiten gesponnen.

Fern im Nebel die silberne Stadt,
Glitzerndes Taubengefieder —
Goldener Regen — Blatt um Blatt —
Herbst, du bist's — schon wieder?

Waldabend.

(Von L. v. Strauß und Torney.)

Im Wald die Lichter verglimmen
Im goldenen Schein.
Des Tages lärmende Stimmen
Schlafen ein.

Verrauscht am Ufer in Stille,
Der Strom der Zeit. —
Weitum die schweigende Fülle
Der Einsamkeit.

Das Dunkel winkt aus den Gründen
Mit blasser Hand. —
Wie soll ich den Heimweg finden
Ins Menschenland —?

Julitag.
(Von L. v. Strauß und Torney.)

Der reife Weizen steht im Sonnenbrand —
Die vollen Ähren streif' ich mit der Hand.

Die schweren Häupter beugt ein leiser Hauch —
Und meine Stirne beug' ich schaudernd auch.

Tiefblaue Sommerstille nah und weit —
Das Leben schweigt und harrt der Erntezeit.

Sommer.
(Von G. v. Berger.)

Die Fülle bunter Farben
Liegt über Tal und Höhn,
Wie ist in diesen Landen,
Der reife Sommer schön!

Ich wandre hin so stille
Im golddurchzognen Raum
Und träume mit allen Sinnen
Den einst geliebten Traum.

Und meine bange Seele
Schleicht nachts zu dir ins Haus
Und weint ihr bittres Heimweh
An deiner Schwelle aus.

Notturno.
(Von K. Bulcke.)

Wie hold die Nachtluft durch die Wipfel rauscht!
Kühl blickt der Sterne silbernes Gefunkel;
Das Leben hält den Atem an und lauscht
Und Linden duften durch das weiche Dunkel.

Und durch den Park nun auf und ab dies Schauern,
Das bebend durch die schwarzen Wipfel schwillt
Und schwebt und schwillt... und dann, ein reglos Trauern,
Sich ängstlich in die Sommernacht verhüllt.....

Nacht auf dem Felde.
(Von K. Bulcke.)

Der Tau fiel auf die Felder nieder,
die Nacht war kalt und nebelfeucht;
ich ging durch meine Heimat wieder
und durch ihr rätselhaft Geleucht.

Ein Hirschruf scholl aus weiter Ferne,
ich stand am Wege wie gebannt;
inbrünstig leuchteten die Sterne
auf armes totes Ackerland.

Unruhige Stunde.

(Von H. Bethge.)

Nachts über die Wiesen, die Erlen entlang,
geht ein Gesang, geht ein Gesang,
der ist wie stilles Weinen.
Der ist wie tiefes Klagegedicht,
das aus dem ärmsten Herzen bricht —
Armes Herz, was weinst du so?

Die Nebel ziehen übers blasse Land.
Was wird mir die Stunde so wohlbekannt
und die fernen, verlorenen Töne?
Was schlägt meine Brust so lauten Schlag?
Die Nacht ist lang. Kurz ist der Tag. —
Armes Herz, was weinst du so?

Verirrt.

(Von H. Voigt-Diederichs.)

Herbstliche Buchen. Regenreif
lastet der Himmel. Rings ein Streif
von müder Sonne blankdunstigem Schein.
Gestern mit dir noch. Heut bin ich allein.

Holztauben gurren. Häherschrei her
Durch den silberflimmernden Wald fliegt.
Weckt in mir Sehnsucht schwer, schwer,
die weitab von meinem Glück liegt.

Fallendes Laub.

(Von H. Voigt-Diederichs.)

Oktobermorgen. Dampfgewordener Tau
erhebt zur Sonne sich in lichten Säulen.
Der Park liegt traumhaft noch im blassen Grau.
Vom Stoppelfelde klagt Maschinenheulen.

Verschlafen reibt die Stirn der junge Tag.
Die Kräh'n ziehn, von schweren Flügelschlägen
wird in der Linde leiser Luftzug wach.
Aufschauernd sinkt der gelbe Blätterregen.

Sinkt mir aufs Haupt. Ich wollt', ich wäre blind
und könnte mit dir durch die Stille schreiten
und träumen, daß es deine Hände sind,
die segnend über meine Haare gleiten.

Schon ein Lied — ein Vogellied.
(Von P. Wilhelm.)

Schon ein Lied — ein Vogellied?
Lockend klingt es um die Schwelle:
„Sieh, der rauhe Winter flieht —
und der Sonnenschein, der helle,
läßt die Fluren rings erblühn,
komm heraus ins junge Grün!"

Noch ein Lied — ein Vogellied?
Sehnend pocht es an die Scheiben:
„Sieh, die späte Traube schied
und die ersten Flocken treiben.
Meine Seele irrt im Hain —
Laß mich ein, o laß mich ein!"

Regenlandschaft.
(Von J. Schnabel.)

Vom Bache stäubt ein Duft von feuchten Erlen,
Die hohen Malven wölben silbergrau
Die Schalen, die von Tropfen überperlen,
Das Laub der Pappeln glänzt vom schweren Tau.

Des Dorfes Gassen spiegeln nässeblank,
Am Himmel glimmt in feuriggrellem Rot
Ein Speer von Gluten — dem Gewölk entloht,
Als die verhüllte Abendsonne sank.

Und stärker atmet der Jasmin,
Die Felder dampfen in den Ackerbreiten,
Die Luft ist weich, das letzte Abendläuten
Will mit dem Regen weiterziehn.

Die Regenfrau.
(Von O. Frommel.)

Leise, leise rieselt's; feinstes Sprühen
trüber, undurchsichtiger Wasserstäubchen,
die in junge Knospenaugen tauen.

Droben wogen graue nasse Massen,
die ein schlaffer Föhn kaum weiterwälzt.
Auf der Erde sammelt sich in Lachen
braune Flut; die übertrunkne Scholle
weigert sich, den Himmelswein zu kosten,
dessen duftlos schaler Trank zum Ekel
ihr die schlammbeschmutzte Schale füllt.

Leise rieselt's. An die Fenster pocht es
wie von feinen krallenspitzen Nägeln.
Von den Fenstern weht es wie Gesträhne
eines flutentstiegnen Weiberhauptes.
Und ich seh ein blasses, volles Antlitz.
Wässrig blaue, gläsern starre Augen
dämmern durch die angelaufnen Scheiben.
Wird die Regenfrau auf ihrem Gange
auch in meinem Hause Einkehr halten?
Wird sie ihren tränenschweren Schleier
meinem blütenjungen, blütenzarten
Glück auf seinen lockigen Scheitel senken?
Wird sie...? Nein. Sie schüttelt leicht ihr Haupt —
diesmal nicht. Sie wandert hoch vorüber.
Aber draußen rieselt's leise, leise.

Regen.

(Von E. L. Schellenberg.)

Rauchgraue Wolkenballen
drängen vom Gebirge her;
Tropfen fallen
langsam — einzeln — klingend — schwer.

Und der Mond ist taub, als schlief' er —
Und das Brachfeld weit und breit
ganz voll tiefer,
tiefer Regentraurigkeit.

Bleistiftskizzen.

(Von C. Flaischlen.)

Tief und still
im grauen Regen
liegen Wald
und liegen Wiesen...

tief und still
mit müden, schweren
Wellen
schleppt das Meer zum Strand....
Graue Möwen,
flügelschlagend,
schreien um die Kreidefelsen
und im weißen
Dunst der Ferne
zieht in breitgeballter Wolke
dicken Qualmes,
wie der schwarze
Schwan des Todes,
horizontentlang ein Dampfer
tief und still
im grauen Regen.

XXVI.

Konrad Ferdinand Meyer trat verhältnismäßig spät mit Gedichten in die Öffentlichkeit. Aus diesem Grunde wohl zeigen seine Lieder und Balladen die köstliche Reife des Sommers oder die milde Schwermut, die in dem Absterben der Natur liegt. Gleich den Novellen verlangen sie von dem Leser eine Vertiefung in Form und Inhalt, die nicht jedermanns Sache ist.

In dem lieblichen Gedicht „Liederseelen" verrät ein Elfenchor dem Dichter das Geheimnis der Lyrik.

Liederseelen.

(Von K. F. Meyer.)

„Ich bin ein Wölkchen, gespiegelt im See."
„Ich bin eine Reihe von Stapfen im Schnee."
„Ich bin ein Seufzer gen Himmel empor."
„Ich bin ein Geheimnis, geflüstert ins Ohr."
„Ich bin ein frommes, gestorbenes Kind."
„Ich bin ein üppiges Blumengewind." —
Und die du wählst und der's beschied
die Gunst der Stunde, die wird ein Lied.

Frühling.

(Von K. F. Meyer.)

Frühling, der die Welt umblaut,
Frühling, mit der Vöglein Laut,
deine blühnden Siegespforten
allerorten, allerorten
hast du niedrig aufgebaut!

Ungebändigt, kreuz und quer,
über alle Pfade her,
schießen blütenschwere Zweige,
daß dir jedes Haupt sich neige,
und die Demut ist nicht schwer.

Schwarzschattende Kastanie.

(Von K. F. Meyer.)

Schwarzschattende Kastanie,
mein windbewegtes Sommerzelt,
du senkst zur Flut dein weit Geäst.
Dein Laub, es durstet und es trinkt,
schwarzschattende Kastanie!
Im Parke badet junge Brut
mit Hader oder Lustgeschrei
und Kinder schwimmen leuchtend weiß
im Gitter deines Blätterwerks,
schwarzschattende Kastanie!
Und dämmern See und Ufer ein
und rauscht vorbei das Abendboot,
so zuckt aus roter Schiffslatern'
ein Blitz und wandert auf dem Schwung
der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
bis unter deinem Laub erlischt
die rätselhafte Flammenschrift,
schwarzschattende Kastanie!

Wintertag.

(Von K. F. Meyer.)

Über schneebedeckter Erde
Blaut der Himmel, haucht der Föhn —
Ewig jung ist nur die Sonne!
Sie allein ist ewig schön!

Heute steigt sie spät am Himmel
Und vom Himmel sinkt sie bald,
Wie das Glück und wie die Liebe,
Hinter den entlaubten Wald.

Jetzt rede du!

(Von K. F. Meyer.)

Du warst mir ein täglich Wanderziel,
Viel lieber Wald, in dumpfen Jugendtagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel
Anzuvertrauen, so wahren Schmerz zu klagen.

Und wieder such' ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen —
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag' und Jubel. Ich will lauschen.

Martin Greif (geb. 1839) ist ein gottbegnadeter Lyriker. Ein Hauch von Ursprünglichkeit liegt über seinen Gedichten, als hätte die Natur selbst ihre lieblichsten Wunder ihm geoffenbart. Darum sind Greifs kleine Naturbilder so zart und duftig wie die wilden Rosen am dornigen Strauch, wie die Wölkchen am Abendhimmel.

Die einsame Wolke.

(Von M. Greif.)

Sonne warf den letzten Schein,
Müd im Niedersinken,
Eine Wolke nur allein
Schien ihr nachzuwinken.

Lange sie wie sehnend hing
Ferne den Genossen,
Als die Sonne unterging,
War auch sie zerflossen.

Kalenderfrühling.

(Von M. Greif.)

Heut, da Frühling werden sollte,
Ging ich trostvoll durch den Wald;
Aber nirgends noch der Holde
Sich dem Blick verraten wollte.
Doch, da ich ihm schon fast grollte,
Sang ein Vöglein leise: bald!

Hochsommernacht.

(Von M. Greif.)

Wir haben unmerklich erstiegen
Die Mitte der Sommernacht,
Noch fristet ein irrender Schimmer
Des Tages verglühete Pracht.

Als wenn er nur zögernd sich wandte
Und wollte nimmer fort,
Als wenn seine Sonne nur schlafe,
Leis' hinter den Bergen dort,

Winteranfang.
(Von M. Greif.)

Kommt ihr wieder,
Spinnende Nebel,
Füllet mit trübem
Wehen die Luft?

Wo sich gedränget
Blum' an Blume,
Liegt nun gebreitet
Schauernder Duft.

Ach und es löset
Kaum ihn die Sonne,
Wie es noch gestern
Milde geschah.

Abend und Morgen
Scheinen im Dämmern
Nimmer zu enden —
Winter ist da.

Hoher Mittag am Meere.
(Von M. Greif.)

Alles, Meer und Gestade, ruht in Stille,
Nur die Sonne allein am Himmel wandert;
Fern, dem Auge verborgen, rückt sie tiefer
In das einsame Blau des hohen Äthers.
Rings unendliches Licht ergießt sich strahlend
Und die weite Natur bezwingt Ermüdung.
Alles, Meer und Gestade, ruht in Stille,
Nur die Sonne allein am Himmel wandert.

„Das ist das Meer" von Karl Woermann, „Winteranfang" von Wilhelm Jensen, „Jugend und Alter" von Ernst Scherenberg und „Still, wie der Baum in der Sommernacht" von Georg Oertzen sind gleichfalls feinempfundene kleine Stimmungsbilder.

Das ist das Meer.
(Von K. Woermann.)

Das ist das Meer! wie groß, wie weit;
Wie hoch der Himmelsbogen!
Ein Schauer der Unendlichkeit
Weht auf den ewigen Wogen.

Das ist das Meer! wie feierlich!
Ohn' Anfang, ohne Ende!
In stummer Andacht neig' ich mich
Und falte meine Hände.

Winteranfang.

(Von W. Jensen.)

Die Wolken treiben dunkel und schwer,
Ein letztes Verdämmern und bald **nichts mehr.**

Ich schreite im herbstlichen Feld umher,
Ein letztes Verwelken und bald nichts mehr.

Die Welt ist einsam, die Zukunft leer,
Ein letztes Gedenken und bald **nichts** mehr.

Ein Stein, wo ein Herz geschlagen, umher
Verwildertes Unkraut und bald nichts mehr.

Jugend und Alter.

(Von E. Scherenberg.)

Den Hoffnungen der Jugend gleicht
Das junge Laub am Baum:
Ob Lenzsturm durch die Zweige streicht,
Nichts stört den Frühlingstraum.

Des Alters Hoffnungen vergehn,
Wie herbstlich Laub versiegt:
Ein Hauch, ein leises Windeswehn —
Es löst sich und verfliegt.

Still, wie der Baum in der Sommernacht.

(Von G. v. Oertzen.)

Still, wie der Baum in der Sommernacht,
Wenn sich kein Lüftchen regt,
Still ward die Ferne, still in mir,
Was meine Seele hegt.

Nicht bebt sie fort durch Raum und Zeit
Der Sehnsucht Flügelschwung,
Im Schoße der Unendlichkeit
Schläft die Erinnerung.

Schläft auch mein Blut, als sei ich eins
Mit dem, was ewig währt,
Nicht Seele mehr, nein, nur ein Hauch,
Der heim ins All gekehrt.

Ferdinand v. Saar *) war einer der bedeutendsten Lyriker Österreichs. Mit ihm hat Karl Bienenstein (geb. 1869) am meisten Ähnlichkeit, obwohl die beiden Dichter eine Generation trennt, die gerade in der Lyrik viele neue Töne gefunden hat. Auch tritt bei Bienenstein das ästhetische Naturgefühl, das wunschlose Genießen des Schönen mehr in den Vordergrund. —

Die folgenden Gedichte bringen ebenfalls den Frieden oder die Stille in der Natur und ihre beruhigende Wirkung auf das Menschenherz zum Ausdruck.

Waldeszauber.

(Von F. v. Saar.)

Wie deine Wipfel rauschen,
Wald, du wogendes Meer!
Mit entzücktem Lauschen
Schreit' ich in dir einher.

Mächtig tragen nach oben
Will mich das heil'ge Gebraus —
Von ihren Flügeln gehoben
Schwingt sich die Seele voraus.

Herbst.

(Von F v. Saar.)

Der du die Blätter färbst,
Sonniger, milder Herbst,
Schöner als Rosenblühn
Dünkt mir dein sanftes Glühn.

Nimmermehr Sturm und Drang,
Nimmermehr Sehnsuchtsdrang;
Leise nur atmest du
Tiefer Erfüllung Ruh.

Landschaft im Spätherbst.

(Von F. v. Saar.)

Über kahle, fahle Hügel
Streicht der Dämm'rung kühler Flügel;
Dunkel wie erstarrte Träume,
Stehn im Tal entlaubt die Bäume.

*) S. 327.

Tiefe Stille, tiefes Lauschen;
Keine Welle hörst du rauschen,
Keine Stimme hörst du klingen,
Dir des Lebens Gruß zu bringen.

Nur als stummes Bild der Gnade
Wie auf Golgatha, am Pfade
Siehst du dort, ans Kreuz geschlagen,
Durch die Nacht den Heiland ragen.

Feldbank.

(Von K. Bienenstein.)

Wie eine Insel tief im grünen Meer
umraunt von schwüler Mittagseinsamkeit,
steht eine Bank im Felde draußen weit.
Die reife Ähre neigt sich drüber her.

Es schläft das Land, erschlafft in Sonnenglut,
nur tief am Boden schwirrt der Grillen Sang,
Des Mohnes Flammenrot den Rain entlang
schwimmt um dein Aug wie eine Purpurflut.

Käm' jetzt das Glück, das dich noch nie erhört,
in dieser Stunde könnt' es wohl geschehn:
du ließest es an dir vorübergehn,
auf daß es dich in deinem Traum nicht stört.

Waldzauber.

(Von K. Bienenstein.)

Wo die tiefen Gründe lauschen,
Stellt der Wind sein Rauschen ein,
Nur ein heimlich Grüßetauschen
Bebt durchs Laub im Dämmerschein.
Große, blaue Blumensterne
Leuchten, eine Quelle klingt
Und in duftverlorner Ferne
Märchenhaft die Waldfee singt.

Herbsthauch.

(Von K. Bienenstein.)

Das ist des Herbstes erster Hauch,
Das Grummet dunstet auf den Wiesen
Und drüberhin weht grauer Rauch.

Kein Lüftlein geht und doch zuzeit
Die Bäume leise raunend schauern,
Als schüttle sie geheimes Leid,

Das durch das Land auf leisen Füßen
Die stummen Wege langsam geht,
Einsame Seelen sanft zu grüßen.

Auf Bergeshöhe.
(Von R. Huch.)

Überm Staub und Lärm der Gassen,
Wind und Wolken zugesellt,
Fühl' ich tröstend mich umfassen
Eine makellose Welt.
Seine Flügel senkt mein Sehnen,
Alle Wünsche gehn zur Ruh',
Und die Quelle meiner Tränen
Schließt sich sacht von selber zu.

Heimweh.
(Von R. Huch.)

Daß ich einmal doch zu Haus
Läg' im Grase wieder!
Bienenschwarm beim Honigschmaus
Summt am blauen Flieder,
Zwitscherton vorüber mir,
Aus der Amsel Kehle,
Leichte Wölkchen über mir,
Hoffnung in der Seele!

Heimweh.
(Von J. Schmidt-Braunfels.)

Der sinkende Abend dunkelt
In fürstlich blendender Pracht.
Hoch über der Erde funkelt
Die Demantkrone der Nacht.

Mit lautlosen Geisterschwingen,
Im Schweigen stumm und groß —
Traumbilder der Sehnsucht ringen
Vom Seelengrund sich los.

Ach könnt' ich wie jene Sterne
Am dämmernden Himmelsrand
Hinüber schauen ins ferne,
Geliebte Heimatland!

Abendlied.

(Von F. Marx.)

Zur Neige geht ein Tag
In Trauer und in Stille,
Nur drüben Wachtelschlag
Und hier Gesang der Grille.

Ein Vöglein auf der Flucht,
Fernab des Waldes Rauschen,
Vom Baume stürzt die Frucht,
Dann wieder tiefes Lauschen.

Wie jeder Laut entschlief,
Da will in leisem Zagen
Mir kaum im Busen tief
Das müde Herz noch klagen.

Abendlied.

(Von R. v. Kralik.)

Stille ist es in der Runde
Und im tiefsten Herzensgrunde,
Alles ist zur Ruh' gebracht.
Luft getränkt von Dünsten, feuchten,
Aus der Ferne Wetterleuchten
Durch die schlummerschwere Nacht.

Und sie atmet aus die Schwüle,
Von den Sternen sinket Kühle
Nieder auf die weiche Au.
Herber wehen schon die Lüfte
Und es perlen sich die Düfte
Weinend zu verklärtem Tau.

Abend.

(Von L. Fulda.)

Dieser Tag verglüht nun auch;
wie ein Himmelsgruß der Sterne,
wehet abendkühler Hauch
aus der goldgetränkten Ferne.

Regung bringt das leise Wehn
nur den höchsten Wipfelzweigen,
doch ich glaube zu verstehn,
was sie flüstern, was sie schweigen.

Und als ob vom leichten Süd
meine Seele zitternd schwanke,
schwebet still durch mein Gemüt
alles, was ich dir verdanke.

Nachtbild.

(Von L. Fulda.)

Längst wiegte schon die Nacht gelinde
in sanften Schlummer Wald und Flur;
das leise Atmen nur der Winde
verrät entschlafnen Lebens Spur.

Die Blumen blinzeln in die Ferne
in zarter Träume Zauberbann
und schaun die funkelnd hellen Sterne
als holde Himmelsschwestern an.

Mondeszauber.

(Von G. Renner.)

Auf meiner Stirne liegt des Vollmonds Licht
und schlaflos ruh' ich noch auf meinem Lager,
indes die Welt in stundenlangen Zügen
den Schlummer trinkt, den ihr die Nacht gereicht.
Es ist so still, daß man den leisen Atem
von Blatt und Blüte beinah hören kann,
fast hören kann den lautlos zarten Schritt
der Sterne auf des Himmels Samtteppich,
der bunten Traumgestalten Gehn und Kommen,
die ungehindert, wie durch offne Pforten,
durch Stein und Tor ans Bett der Menschen treten,
entzückend und erschreckend, mild und traurig.
So still, daß fast das Ohr vernimmt das Strömen
des lichten Duftes durch die Fensterscheiben,
den jene weiße Himmelsrose sendet
in Strahlen auf mich nieder, weich und linde.
O, daß mein Wesen in dem Duft zerflösse,
sich, steigend himmelan, in ihren Schoß ergösse,
wenn sich die zarte Mondesblüte schließt!

Wenn alle Wälder schlafen.

(Von W. Calé.)

Wenn alle Wälder schlafen
kühl an des Dunkels Brust,
zu Bergessteigen wacker
du dich bereiten mußt.

Wo der Gestirne Frieden
dir bleich zu Häupten quillt,
wo Welten dämmernd winken
sehnsüchtig Bild um Bild.

Das schwenkt und hält die Schale
mit ruhigem Gesicht,
schwebt ab zu fernem Mahle
und achtet deiner nicht.

Bis daß der Morgen kommt
und steigt den Berg hinan;
er hat den roten Mantel
hell lachend angetan.

Er geht als wie mit Klängen
in einen Festessaal,
er trägt in seinen Händen
den goldenen Pokal.

Verströmt aus dem Pokale
sein eigen Herzensblut,
führt an der Hand die Schwester —
und dann ist alles gut.

Abendfrieden.

(Von C. V. Susan.)

Welche Stille in den Tannen!
Wie in Träumen rauscht der Quell,
Leiser zwitschert's aus den Nestern;
Langsam wird es mondenhell.

Kein Entbehren, kein Verlangen
Quält mich, und die Seele ruht
Friedevoll am Herzen Gottes
Und erlöst von Sehnsuchtsglut.

Andacht.

(Von C. Hoffmann.)

Die Nächte sind lau und hangen voll Blüten,
die Säfte regen sich, schwellen und fließen —
nun möge Gott unsern Garten hüten
und den Wald und das Feld, wo die Saaten sprießen.

Schon rüsten sich die ersten Gewitter,
die Winde siebern am fernen Gelände,
Da lehne ich am goldenen Gartengitter
und breite aus meine betenden Hände.

Nächte.

(Von K. Busse.)

1.

Das ferne Rauschen selbst der Quellen
verwehte längst und ging zur Ruh,
den silberroten Mondeswellen
neigt sich die nächtige Blüte zu.

Der weiße Flieder atmet leise,
süß über schwüle Rosenpracht
klingt eine wundersame Weise
und blau verdämmernd liegt die Nacht.

2.

Der Vögel Sonnenlieder starben,
nachzitternd seiner Königin
dehnt blaß sich und orangenfarben
der weite Abendhimmel hin.

Und schwüler wird die Luft und wärmer —
dich stört kein Ton! nur manchmal singt
unhörbar ein Ligusterschwärmer,
der aus den vollen Kelchen trinkt.

Schlummerlied.

(Von E. Lissauer.)

Tag geht sacht, Nacht kommt sacht,
Sie reichen sich die Hände im dämmernden Gelände.

Schlaf ein, schlaf aus. Du bist zu Haus.
Du bist zu Haus. Schlaf ein, schlaf aus.

Nacht öffnet deine Fenster weit,
Weht Stille ein und schwarze Zeit;
Wirft auf dich mit Scheinen Mondseide und Mondleinen.

Du bist zu Haus. Schlaf ein, schlaf aus.
Schlaf ein, schlaf aus. Du bist zu Haus.

Dämmerung.
(Von K. Weitbrecht.)

Stille, stille.
Der Tag ist gegangen,
Tief drunten verklangen
Die letzten Stimmen.
Im Zwielicht schwimmen
Höhen und Wald. —
Ein Atem weht,
Ein zitternd Gebet,
Ringsum im Kreise
Und eine Seele geht
Auf die letzte Reise.

Mittagsstille.
(Von K. Weitbrecht.)

Mittagsstille — kein Windhauch weht,
Glutheiß flimmert die Luft,
Drunten die Mühle schläfrig geht,
Fern im Walde der Kuckuck ruft.

Tiefe Schatten werfen die Bäume
Auf die Wiese hin,
Über die blauen Bergessäume
Leichte weiße Wölkchen ziehn.

Im halb träumenden Gemüte
Ein süß Erinnern drängt,
Wie hier an der purpurnen Distelblüte
Ein Falter hängt.

Sommerlied.
(Von E. Paulus.)

Sommerblumen auf der Heide,
Goldner Sonne höchster Stand,
Tiefe Stille.
Nur die Grille
Zirpt noch an der Felsenwand.

Bunte Schmetterlinge fliegen
Um die schwarze Tannenkluft,
Rosen blühen
Und versprühen
Ihren märchenhaften Duft.

Weit sich die Gebirge dehnen
In der Lüfte blauem Schein
Und die blanken
Felsenflanken
Glühn wie Gold und Edelstein.

Ernte.

(Von W. Lennemann.)

Ist so still der Sommertag:
Wie im tiefsten Sichversenken
Wohl ein Mensch nach Sturm und Schlag
Mag die Schritte heimwärts lenken.

Durch die Stille geh' ich hin,
Zwischen Mohn und reifen Ähren,
Wartend, wie sich Herz und Sinn
In dem Sommersegen klären.

Und ich wandle wie im Traum,
Wie ein Sieger unter Kränzen,
Fern an meines Lebens Baum
Seh' ich goldne Früchte glänzen.

Da lieg' ich auf belaubtem Hügel.

(Von M. Mell.)

Da ich so liege auf belaubtem Hügel,
spür' ich mein Leben, so wie dort die Sonne
ganz leise rückt, wie Schatten leise rückt.
Nichts wird geschehn. O wie beruhigt bin ich,
Berge wie Hunde schlafend und doch wachsam,
der ewige Fluß, Brücke und Hausgebälk,
dem bin ich hingegeben; und es wird mir,
als säh' ich auf dem Bug der schlanken Straße,
ganz weit, ganz klein, Tobias mit dem Engel
mit schönem Schritt in diese Landschaft treten.

XXVII.

Hans Benzmanns (geb. 1869) Gedichte wirken wie Volkslieder, in welchen alle die trauten Melodien weiter leben, die sonst im Strome der Zeit untergingen: „Wie sich leis' im Baum die Blättlein rühren" und „Traum Christi", da ist sie ja wieder, die tiefe Innigkeit des deutschen Gemüts! — Diese Wunderblume erblüht nur in der Seele eines großen Dichters und zeitigt dann die köstlichsten Früchte.

Benzmanns „Abendsegen" erinnert an Goethes schönste Gedichte. Die Sammlung „Meine Heide" enthält Stimmungsbilder, über die der ganze Zauber dieser stillen Landschaften sich ergossen hat. („Abendlied".)

Heidestimmungen von seltener Schönheit geben auch einzelne Gedichte von Artur Fitger, Martin Boelitz, Heinrich Vogeler-Worpswede und Rudolf Presber wieder.

Alte Lieder.

(Von H. Benzmann.)

Wie sich leis' im Baum die Blättlein rühren,
Welch ein feiner lieblicher Gesang!
Und so mag mich wieder ziellos führen
Dieser alte moosbedeckte Gang.

Meine Ahnen hielten hier am Rande
Dieses Ackers ihre Abendrast —
Einst die Enkel kehr'n aus fernem Lande
Hier zu ruhn von Lebens Leid und Last.

Welche Kühlung mir die Zweige bringen,
Wie erquickt mich diese Rasenbank —!
Will denn hier auf schlichtem Raum gelingen,
Was mir nie im Lebenskampf gelang?

Will sich hier die rechte Fülle zeigen
Und der Friede, der nicht wünscht und fragt?
Wie in diesem wunderalten Schweigen
Mir mein Los und alles Sein behagt!

Wie sich leis' im Baum die Blättlein rühren...
Seele, meine Seele, sieh dein Ziel!
Und du siehst nun aller Wege Führen
Und erkennst des Lebens holdes Spiel!

Traum Christi.

(Von H. Benzmann.)

An einem Tage, als ein sanft Ermatten
Den Heiland überkam, fand er im Schatten
Ein kühles Brünnlein, das zur Ruhe lud.
Dankbaren Blicks enteilte er der Glut
Des Wegs und weilte rastend. Eine Stille
Umschloß den Ort, als ruhte Gottes Wille,
Als sei dies alles nur ein ewiges Weben
Dem süßen Trieb des Lebens hingegeben.
Ein wildes Vöglein nur sang tief im Baum
Und sang den Herrn in sel'gen Traum...
Und in dem Traum sah er dieselbe Flut,
Denselben Ort umstrahlt von Sonnenglut,
Doch wie beseelt, als spräch' eindringlich leis'
Der Wille Gottes aus dem holden Kreis. —
Nein, nun, als sänge aus des Vögleins Kehle
Aus Luft und Licht des Träumenden eigene Seele —
Und lächelnd fühlt der Herr in sich das Weben,
Sich nur dem Trieb des Lebens hingegeben.
Er sah sich nicht, fühlt sich als Seele nur
Des Vogellieds, des Baums, der Allnatur —
Und sang und blühte nun, als wäre Gottes Wille
In Ewigkeit die unbegrenzte Stille.
So träumend fand Johannes seinen Herrn,
Als hoch im Blauen blinkt der Abendstern.
„O Meister," sprach er, als der Herr erwacht,
„Wie hat der Schlaf dein Antlitz hell gemacht!"
„O Lieber", sprach der Meister, „mich sang süß
Ein wildes Vöglein in das Paradies."

Abendsegen.

(Von H. Benzmann.)

Das ist des Abends Segen
und seine stille Tat,
daß Sturm und Kampf sich legen,
wenn seine feuchten Schwingen
hinschatten übern Pfad.

Das hat er vor dem Tage,
daß er des Herzens Drang,
daß Sorgen er und Plage
besänftigt still mit mildem,
mit süßem Schlafgesang.

Daß er mit dichtem Schleier
des Landmanns Pflug umhüllt,
mit stiller Dankesfeier
die Hütten und die Herzen
allüberall erfüllt....

Abendlied.

(Von H. Benzmann.)

Viel tausend bunte Lichter gießt
Der Abend übers braune Land,
Rot in den grünen Himmel schießt
Der Sonnenlohe heller Brand.

Wie dunkle Träumeraugen glühn
Verschwiegne Weiher hier und dort.
Leuchtkäfer in den Lüften sprühn,
Die Grillen singen fort und fort.

Wie Silber glänzt der Heidesand,
Die Hummeln läuten durch das Kraut.
Still übers flache Hügelland
Schwimmt ein verlorner Glockenlaut.

Lied.

(Von A. Fitger.)

Singend über die Heide
Steigen Lerchen empor,
Goldige Knospen der Weide
Dringen am Ufer hervor;
Und der Himmel so wunderblau!
Allüberall hellsonnige Schau!
Ich und mein Lieb, wir beide,
Wandeln durch sprießendes Rohr.

Wolken über uns schwellen,
Kaum daß ein Windzug sie blies;
Traumhaft schwatzen die Wellen
Über dem farbigen Kies,

Ferne nur, ferne noch Lerchenlied —
Seliges Schweigen die Seele durchzieht,
Engel erschließen die hellen
Pforten zum Paradies.

Wanderung.
(Von M. Boelitz.)

Der Abend dämmert überm Heideland,
tauglitzernd neigen sich die Ginsterdolden,
mit jedem Schritt versinkt der Fuß im Sand,
ein letzter Streif verschimmert schmal und golden.

Entlang dem Bahndamm dehnt sich's flach und frei
von abertausend bunten Feuerzungen,
mit grellen Augen rast ein Zug vorbei
und ein Signal hat irgendwo geklungen.

Dahinten — weit — versinkt das Häusermeer,
im hellen Glanz entflammter Gaslaternen,
im Walzwerk dröhnt der Hammer dumpf und schwer,
die gelben Funken sprühen zu den Sternen.

Zwei matte Fenster noch im Kätnerhaus
umsingt der Wind, eh sie in Nacht verglühten;
und immer weiter wander' ich hinaus
durch Gras und Staub und rote Heideblüten.

Anemonen.
(Von H. Vogeler-Worpswede.)

In einem Anemonenkissen lag
Ein graugranitner Stein.
Hier saßen manchmal wir bei Tag
Die Hände ein in ein.

Und vor uns lag
In brauner stiller Heide
Ein blanker See;
Und wie in heller Freude
Spielten mit ihm
Die Wolken aus luft'ger Höh'.

Sie zogen, wenn der Abend naht,
In weite, weite Ferne
Und bauten Schlösser, Türm' und Stadt.
Wie folgten wir so gerne!

Und wenn sich dann der Abend müde streckt
Auf seinem weiten braunen Heideland
Und wenn die Dämmrung dann das Lager deckt
Bis an den fernen, dunklen Hügelrand,

Dann zittert lockend durch die weiche Luft,
Bald mächtig schwellend in dem Abendduft
Zu hoher Lust, zu vollem Schall,
Der Sang der Nachtigall.

Ein Wiedersehen.

(Von R. Presber.)

Jetzt kommt der Herbst mit seinen goldnen Tagen —
Die Heide rötet sich im Abendschein
Und in die toten Sommerfreuden schlagen
Die letzten Rosen ihre Wurzeln ein.

Die Astern brennen aus den Gartenbeeten
Und tausendfarbig breitet vor dem Haus
Ein Teppich, wie zum Fest aus windverwehten
Und leichten Blättern, bunte Muster aus.

Ein herber Duft steigt von den Rasenplätzen,
Die Gräser funkeln wie geschliffnes Glas
Und von der Spinne wunderfeinen Netzen,
Wie flüssig Silber rinnt der Tau ins Gras.

Leer hängen kleine Nester in den Zweigen,
Noch Federchen verflogner Brut darin
Und über Blüten, die sich sterbend neigen,
Huscht goldig schimmernd noch ein Käfer hin.

Das Lied verstummt in kleiner Vogelkehle.
Aus Nebelschleiern steigt der Sonnenball —
Und still und klar liegt meine Seele,
Dem Herbsttag gleich und lauscht dem Blätterfall.

Ferdinand Avenarius (geb. 1856) versenkt sich in die Natur wie in ein geliebtes Menschenherz und webt den duftigen Schleier der Durchgeistigung um die Erscheinungswelt. Er fühlt mit ihr: „Waldeskampf“ und sie beruhigt ihn: „Herbstlied“.

Die beruhigende, ja erhebende Wirkung der Waldesstille besangen von jeher viele deutsche Dichter. Zu diesen zählen auch Ada Christen, Wilhelm Langewiesche, Max Haushofer, Ludwig Jacobowski, Albert Geiger, Wilhelm Arminius u. v. a.

Waldeskampf.

(Von F. Avenarius.)

Und sei es herrlich anzusehn,
Ich mag jetzt nicht im Laubwald gehn —
Dies heiße Prangen
In Gelb und Rot,
Dies wilde Verlangen
In Todesnot:
Hier noch ein Ringen
Mit frischem Grün,
Dort ein Umschlingen
In krankem Blühn —
Ein Taumel am Tage,
Der prahlt und lacht
In wüstem Gelage
Und Frost in der Nacht.
Betäuben, berauschen
In letzter Not —
Ich mag's nicht belauschen,
Ich wünsch' ihm den Tod.

Herbstlied.

(Von F. Avenarius.)

Wundervolles Wipfelrauschen,
Schon dem Kind vertraut,
Darf ich wieder dich belauschen,
Lieber Waldeslaut?
Rauschtest du dem müden Kinde
Zukunfttaten zu;
Sing' gelinde, sing' gelinde
Heut dem Manne Ruh'!

Sommerstürmen und Gewittern
Folgt ein milder Herbst;
Laß das Wen'ge nicht verzittern,
Seele, was du erbst —
Wenn verwelkt die Blätter fallen
Auch der Jugendzeit,
Bleibt dir von den Freunden allen
Doch die Einsamkeit.

Nimmer wird es ganz verstummen,
Was dich einst beglückt,
Leise Wehmut laß es summen,
Was dich einst entzückt;
Klingen dunkel nicht die Lieder
Aus dem Frühlingstraum
Immer noch und immer wieder
Im entlaubten Baum?...

Herbst.

(Von W. Jensen.)

Um Berg und Wald ein brauner Duft,
Und doch die Weite klar und rein;
Ein golddurchwirkt Gezelt die Luft,
Ein Taugeleucht von Blatt und Stein;
Hinüber fern ein Perlenglanz,
Zu Häupten roter Blätterkranz,
Der Fluß ein spiegelnder Kristall
Ein Sonnenfunkeln allumall.
Kein Laut umher als silberhell
Vom Dorf der Glocke Mittagsschall.
Als eines Hundes fern Gebell,
Das leis' verklingt, das fern verhallt.
Ein Häher, der von Wald zu Wald
Durchs Blau die bunten Flügel spannt;
Ein Fenster glüht wie Diamant,
Ein Grüßen geht von Strahl zu Strahl.
Ein Traum zieht über Flur und Feld,
Ein schweigend Märchen liegt die Welt.
Das ist der Herbst, der noch einmal
Die Schönheit, die der Tod erkor,
So leuchtend zeigt wie nie zuvor.

Im Walde.

(Von A. Christen.)

So groß, so still,
So feierlich,
Ragen die Bäume empor;
Nicht Menschenlaut,
Noch Vogellied,
Dringt an mein Ohr...
Leises Summen
Hoch oben zieht
In der klaren Luft,
Lichtgrüner Schein
Liegt auf dem Moos
Und würziger Nadelduft:

Als wäre aus
Der lauten Welt
Aller Friede hergezogen
Und flöße sacht
Durch dieses Tal
In weichen sanften Wogen
Und flöße sacht
Und sonder Schall
Durch ruhelose Herzen,
So hehr, so ernst,
So feierlich,
Fortspülend alle Schmerzen.

Schweigen.
(Von W. Langewiesche.)

Die Tannenspitzen zeigen
hinauf zur roten Glut,
indes der Wald in Schweigen
und Träumen ruht...

Das sich so leicht betören
von tausend Wünschen läßt,
o Herz, wagst du zu stören
das stille Fest — —

Senk' in das große Schweigen
auch du dich ganz hinein,
dann wirst du erst dein eigen
und selig sein.

In finstern Bergen.
(Von V. Eelbo.)

Sommernacht in Waldesschweigen,
Fern im Tal ein Posthornklang,
Leises Rauschen in den Zweigen
Und des Baches Nachtgesang.

Tief im Grunde Nebel brauen,
Breiten weitend sich zum Meer —
Dunkle Fichtenhänge schauen
Inseln gleichend drüber her.

Und gleich einem goldnen Schiffe,
Schwimmt der Mond vom Bergesrand,
Durch der Wolken Silberriffe
Übers weite, stille Land.

Am Waldrand.

(Von M. Haushofer.)

O Einsamkeit in Wald und Hag!
O Singen im Sonnenbrande!
Was träumt wohl so einem Sommertag
Hoch über dem schimmernden Lande?

Was träumt ihm, wenn er ins Weite sieht
Über die Wipfel der Bäume,
Wo das Tal vergeht und die Wolke flieht
Um ferne Wäldersäume?

Ihm träumt wohl, wie er Jahr um Jahr
Dieselbe Sonne gefunden,
Sobald er wieder gekommen war;
Nur Menschen waren verschwunden.

Die sucht er überall auf der Welt;
Sein Blick ist Sonnengeflimmer,
Der weckt die Blumen, wohin er fällt,
Doch die Toten, die weckt er nimmer.

Er sucht das alte, verjubelte Glück,
Das Glück aus vergessenen Tagen;
Er sah es verschwinden und ruft es zurück,
Doch es hört auf kein Rufen und Fragen.

Das Glück, wenn das dem einen entrann,
Dann fliegt es hinaus in die Ferne
Und lächelt andere Menschen an
Auf einem anderen Sterne.

So ruft er umsonst — o, wie das verhallt
Am Berghang und weit im Lande!
O Einsamkeit in Hag und Wald!
O Singen im Sonnenbrande!

Am Waldrand.

(Von L. Jacobowski.)

Von dieser Linde kann ich schauen
Hinab in das verklärte Land.
Die Sonne überglänzt die Auen
Bis an den fernen Himmelsrand.

Durch Laubgewirr die Strahlen flimmern,
Es ist so still in weiter Welt,
Vom Dorf die roten Dächer schimmern
Aus ährenblondem Weizenfeld.

Schneeweiße Wolkenschäfchen gleiten
Unmerklich durch das Himmelsland,
Daß meine Seele nach dem weiten,
Tiefblauen Reich die Flügel spannt.

Ich hab' da wie im Traum gelegen,
Und weiß nun nicht vor lauter Lust,
Wohin ich soll mit all dem Segen,
Mit all der Liebe in meiner Brust.

Sommermittag im Walde.

(Von A. Geiger.)

Oben flüsternde Föhrenwipfel,
Heißes Blau umflirrt ihre Gipfel,
Unten süßduftende Himbeerranken,
Drüber hin trunkene Falter schwanken.

Rings um mich des Sommertags Leben
Mit fast lautlosem Raunen und Weben.
Weit, weit aus grüngoldenem Dämmern
Eines Spechtes Pochen und Hämmern.

Nah und näher hör' ich's nun schwimmen
Durch die Luft von jauchzenden Stimmen;
Bauernkinder, die Himbeeren pflücken,
Farbig leuchtend im Suchen und Bücken.

Und dann wieder die Stimmen verbeben.
Nur das glühende Hochsommerleben!
In Gräsern und Zweigen das Irren und Wirren,
Das brünstige Leben, Flirren und Schwirren.

Und hoch oben stets von den düstern
Föhrenwipfeln das ruhlose Flüstern..
Schließ' ich die Augen, mein' ich zu lauschen,
Mutter Natur, deiner Quellen Rauschen.

Ach, und nun nahst du, o Mittagsstunde,
Schlafumgürtet, den Finger am Munde.
Stärker duftet das Harz von den Bäumen,
Goldener füllt sich der Wald mit Träumen.

Mütterlich blickst du auf mich hernieder,
Lächelnd schließ' ich die schweren Lider;
Wie der Wind einst, leis' mich umranken
Heimlich spinnende Märchengedanken.

Hochwaldwanderung.

(Von W. Arminius.)

Der Wind läuft über verwehte Zweige
Leis' knisternd die sonnige Heide heran,
Der Tannenwald öffnet die Saumessteige
Kühlschattend dem wandermüden Mann.

Tief sinkt sein Fuß in die weichen Kissen,
Verstummt auf einmal ist der Tritt
In grauvioletten Finsternissen;
Hoch oben wandert ein Rauschen mit.

Im Hochwald.

(Von F. Schrönghamer.)

Ich trete ein in deinen Wunderdom;
Fernab des Lebens Lärm und Streit und Schallen.
Vom Sommertage fällt ein breiter Strom
Gedämpften Lichtes glorienhaft und fromm
In deine hohen dämmerblauen Hallen.

Du bist ein unentweihtes Heiligtum;
Hier läßt die Seele ihre Schleier sinken
Und eint sich dir und schaut dich groß und stumm;
Du offenbarst ihr dein Mysterium
Und läßt sie Trost und Kraft und Gnade trinken.

An deine Wipfel rührt der Flug der Zeit;
In deinem Dämmern aber wohnt das Schweigen,
Der totgewordne Klang der Ewigkeit.
Und wie sich brausend dieser Klang befreit,
Hebt auch die Seele ihre Schwingen weit
Mit ihm zu lichten Sonnenhöhn zu steigen:
— Unendlichkeit!....

Arno Holz' leichtgefügte, zierliche Verse in „Jüngst sah ich den Wind" kontrastieren seltsam mit vielen seiner anderen Gedichte. Einen ähnlich bewegten Rhythmus zeigen: „Frühling" von Anna Ritter und „Frühling" von Heinrich Seidel.

Aber die deutsche Lyrik ist so unendlich reich an Frühlingsliedern!

Jüngst sah ich den Wind.

(Von A. Holz.)

Jüngst sah ich den Wind,
Das himmlische Kind,
Als ich träumend im Walde gelegen
Und hinter ihm schritt
Mit trippelndem Tritt
Sein Bruder, der Sommerregen.

In den Wipfeln da ging's
Nach rechts und nach links,
Als wiegte der Wind sich im Bettchen;
Und sein Brüderchen sang:
„Die Binke, die Bank“
Und schlüpfte von Blättchen zu Blättchen.

Weiß selbst nicht, wie's kam,
Gar zu wundersam.
Es regnete, tropfte und rauschte,
Daß ich, selber ein Kind,
Mit Regen und Wind
Das Spielen der beiden belauschte.

Dann wurde es Nacht,
Und eh ich's gedacht,
Waren fort, die das Märchen mir schufen.
Ihr Mütterlein
Hatte sie fein
Hinauf in den Himmel gerufen.

Frühling.

(Von A. Ritter.)

Sah ich ihn doch
Am Wegrand sitzen,
Mit Blumen im Haar
Und lachenden Augen,
Wie er mir winkte!
— — — — — — —
Da lief ich ihm nach,
Die Wiese entlang,
Durch Haselgebüsch
Und wuchernde Ranken,
Die kreuz und die quer
Bis tief in den Wald.
— — — — — — —

Nun kann ich nicht mehr!
In kleinen, wilden,
Sinnlosen Schlägen
Schlägt mir das Blut
Bis zum Halse herauf,
Verwirrt sind die Zöpfe,
— — — — — — —
Verschoben das Mieder,
Und mitten ins neue
Tucherne Röckchen
Riß mir der tückische
Dornzweig ein Loch.
Frühling!... Verräter!...
Hätt' ich dich jetzt,
Du solltest mir büßen!
Wie wollt ich dich zausen
An goldenen Löckchen,
Wie wollt' ich dich zausen
Und schütteln und — küssen!
— — — — — — —
Müde bin ich
Vom tollen Lauf,
Ich werf' mich hinein
In nickende Gräser,
In träumende Moose —
— — — — — —
Da — über mir,
Hinter mir,
Hör' ich sein Lachen,
Hör' seine helle,
Neckende Stimme:
„Kuckuck!... Kuckuck!....“
— — — — — —
Jäh fahr' ich empor
Aus wachem Schlummer,
Da wirft mir der Schelm,
Der sonnige Wildfang,
Vom alten, knorrigen
Birnbaum herunter
Die blühende Last
Eben erschlossener,
Schneeiger Blüten
Herab in den Schoß.

Vorfrühling.

(Von F. Avenarius.)

Wachst du schon?
Wie ruhig — sicher
In gelassener Wonne
Der Himmel lächelt!
Und es erschauern
Die heiligen Wipfel,
Denn schon durchhaucht sie
Ein Odem von Grün,
Spürte ihn, kaum geboren, der Bach?
Wie er so wonnige
Kunde bergend,
Glückbefangen
Vor sich hinlallt!
Und sieh — verstand sie ihn?
Sieh, die Wiese
Atmet wieder!
Steh auf! Steh auf!

Im März.

(Von H. Seidel.)

Über jenen blauen Bergen
Sah ich jüngst den Frühling lauschen,
Auf des Hügels sanfte Rundung
Stützte er die ros'gen Hände
Und in seinem schönen, goldnen,
Langhinfließenden Gelocke
Trug er einen Kranz von Blumen.
Und er lächelte und nickte,
Winkte dann mit seiner Rechten;
Und mir war, als kläng' ein Rufen
Durch der Lerchen Jubilieren
Und ein Windhauch brächt' ein Düften
Wie von Veilchen hergetragen.

Still verblaßte dann das Bildnis
Und verschwamm und stand am Hügel
Wie ein schimmernd weißes Wölkchen.

Frühling.

(Von H. Seidel.)

Was rauschet, was rieselt, was rinnet so schnell?
Was blitzt in der Sonne? was schimmert so hell?

Und als ich das fragte, da murmelt der Bach:
„Der Frühling, der Frühling, der Frühling ist wach!“

Was knospet, was keimet, was duftet so lind?
Was grünet so fröhlich, was flüstert der Wind?

Und als ich so fragte, da rauscht es im Hain:
„Der Frühling, der Frühling, der Frühling zieht ein!“

Der Frühling.

(Von W. Langewiesche.)

Kommt ein Knabe übers Land gezogen,
bläst ein Lied auf einer schlanken Flöte.
Über ihm, am hohen Himmelsbogen,
schwimmt ein Wölkchen durch die Morgenröte.

Und indes er rüstig weiterschreitet,
klingt sein Lied, verstummt und klingt aufs neue,
über ihm am hohen Himmel gleitet
treu die kleine Wolke durch die Bläue.

Und soweit die süßen Töne dringen,
und soweit das weiße Wölkchen leuchtet,
hebt ein Jubeln an und Knospenspringen,
glänzt die Welt vom Silbertau beleuchtet. —

Vogelsang und Kinder Ringelreihen,
Schmetterlinge über Blütenbäumen,
Selig wandern durch den Wald zu zweien!
Und im Wald zu zweien selig Träumen!...

Tief im Walde soll das Glück ja wohnen,
Sonntagskinder mögen's leicht dort finden,
Wenn sie aus den weißen Anemonen
Reinen Herzens kleine Sträuße binden.

Ja, leibhaftig soll der Lenz begegnen
Sonntagskindern mit bekränzten Hüten...
Dann fängt sacht das Wölkchen an zu regnen
Und auf ewig steht das Herz in Blüten.

Frühling.

(Von H. Salus.)

Frühling ist ein buntgescheckter,
Farbentrunkner Riesenfalter,
Schaukelt bunt im Sonnenstrahl,
Gaukelt über Berg und Tal,
Regt die siebenfarbigen Schwingen,
Leuchtend in die Welt zu dringen.

Seine Farben sind so prächtig,
Seine Schwingen sind so mächtig,
Streuen ihren bunten Staub
Nieder auf das junge Laub,
Daß in roten, grünen, blauen
Farben leuchten Feld und Auen.

Einen hellen Farbenregen
Schneit er seinen Blütensegen
Nieder auf die weite Welt:
Und im Wald und Hag und Feld
Eifern Saat und Sproß und Hecken
Sich mit Farben zu bedecken...

Lenz.

(Von W. Arminius.)

Rotbrüstig auf dem Aste hockt
Ein Fink und singt den Wandersegen;
Der Goldstern blüht, die Amsel lockt
Und baut ein Nest in den Gehegen.

Ein trautes Plauderwasser rinnt
Um Kätzchen einer Silberweide,
In dunkler Heide irrt ein Kind
Mit sonnengoldumsäumtem Kleide.

Es wandelt durch die Flur — geschmückt
Mit erstem holden Lebensglücke,
Und wie es sich zur Erde bückt
Lacht ihm sein Spiegelbild zurücke.

Frühlingsregen.

(Von E. v. Wildenbruch.)

Tröpfelnde Wolken, Himmel wie grau,
    Ach, wie so dunkel alles und düster!
Aber die Lüfte linde und lau!
    Tief in der Erde heimlich Geflüster.

Und in den Büschen, ach, wie so grün!
Äugelein helle, Knöspchen viel tausend.
Frühlingsgedanken, träumende, ziehn
Über die Erde sausend und brausend.

Winterlich dräuend dunkel Geschick,
Himmel von Wolken, ach, wie verhangen —
Herzen voll Liebe, Herzen voll Glück,
Winter vergessen, Kummer vergangen.

Ein Maientag.

(Von A. Sergel.)

Ein Maientag, so schön wie keiner war!
Die Sonne stand am Himmel leuchtend klar,
an einem Himmel, der in tiefem Blau
sich wölbte über schimmernd grüner Au.

Die Lerchen stiegen jubelnd in die Luft,
am Gartenhang bog blühend sich der Flieder
und lachte zu den jungen Veilchen nieder,
in allen Wegen lag der warme Duft.

Das war ein Tag voll Frühlingsauferstehn...
Herr, laß auch uns dem Lenz entgegensehn!
Und was der Winter trüb an uns verbrach:
wir gehen nun dem neuen Frühling nach!

Maientag.

(Von M. v. Stubenberg.)

Süß geheime Werdelust
Sah ich rings sich regen,
Tausendfältig keimt und quillt
Reichster Fülle Segen.

Möchte in dem Himmelsblau
Meine Blicke tränken,
In die lausch'ge Waldesnacht
Träumend mich versenken.

Frühling.

(Von G. Busse-Palma.)

Der Quell, der wieder lustig rinnt
Aus seinem Moosverstecke;
Die Knöspchen, die so rosig sind,
An jeder Weißdornhecke;

Der Falter, der vorüberglitt;
Der Veilchenzug im Graben;
Das Lächeln und der schlankre Schritt
Der Mädchen und der Knaben;

Das und was sonst noch blüht und zieht,
Folgt einer einzigen Regung:
Des Frühlings ewiges Werbelied
Setzt alles in Bewegung.

Mai.

(Von P. Wertheimer.)

Wie wunderschön ist es, im Tag zu schreiten
Hin durch die dunkle Menge tief allein;
Des Tages Atem, wie von Zärtlichkeiten
Ein milder Hauch, fegt mir die Stirne rein.

Die Seele will sich inn'ger in sich hegen,
Gelockt vom Bunten findet sie nicht Rast,
Nun schreitet sie auf den beglänzten Wegen
Noch halb beschwert von erster Sonnenlast.

Und müde von dem täglich Wunderbaren,
Nimmt sie zur Weite schwebend jetzt den Lauf
Und flattert schwer und löst sich in dem klaren,
Dem blauverhangnen Duft der Ferne auf.

Lenz.

(Von W. Weigand.)

Aus den quellenseligen Schluchten,
Wo der Lenz uns still empfing,
Sieht mein Aug' nur goldne Buchten,
Nur des Meeres lichten Ring —
Lautlos Leben.

Fern ein Segel aus dem Hafen
Wiegt sich purpurn in dem Licht,
Meine Träume sind entschlafen,
Meine Sehnsucht darf hier nicht
Die Lider heben.

Licht und lichter glänzt die Runde
Aller Höhen Duft und Glast
Und der Blütenfall der Stunde
Ist der Erde einzige Last —
Im Entschweben.

Rote Kastanien.
(Von O. Born.)

Rötliche Blütenkerzen winken lockend
Aus dunklem Laube leuchtend mir entgegen,
Die Zweige spannen schützend ihre Schatten
Mit scheuem Flüstern über dumpfen Wegen.

Ein leiser Windhauch schüttelt an den Ästen,
Als ging' ein Rauschen durch die schwüle Runde
Und auf den Rasen fällt ein Blütenregen,
Ein rötlich samtner Hauch auf grünem Grunde.

XXVIII.

Maurice Reinhold v. Sterns (geb. 1860) spezielles Gebiet ist die Landschaftslyrik. Seine Gedichte zeichnen sich durch schöne Diktion und großen Wohllaut der Sprache aus. Manchmal findet man bei ihm leise Anklänge an Matthissons Mondscheinpoesie. In der Naturbeseelung ist Stern besonders glücklich: er haucht jedem seiner wunderbaren Bilder Leben ein.

Franz Himmelbauer, einer der begabtesten unter den jungen Lyrikern, geht ähnliche Wege wie Stern: „Am Wiesenbach".

Louise Kochs „Sommerwiese" ist viel leidenschaftlicher und bewegter, als Himmelbauers „Am Wiesenbach", aber nicht minder stimmungsvoll.

Frühlingswunder.

(Von M. R. v. Stern.)

Nun schmilzt dahin all Winterweh,
Die Primeln kommen bald.
Es gluckert leise unterm Schnee
Und bräunlich schimmert der Wald.

Die alte Erde regt sich kaum
Und äugt zum milden Licht.
Ein leises Lächeln geht im Traum
Über ihr Angesicht.

Da fliegt ein gold'ger warmer Schein
Hin über Baum und Strauch!
Das graue Buschwerk hüllt sich ein
In seinen hellen Hauch.

Die Quellen kommen angerannt
Mit aufgeregtem Geschwätz
Und spinnen über das weite Land
Ihr glitzernd Silbernetz — — —

Das alte Frühlingswunder will
Noch einmal bei dir sein.
So halte Herz noch einmal still!
Und trink den goldnen Schein!

Donner.

(Von M. R. v. Stern.)

Lauwarme Nacht. Am Horizonte sprühn
Lautlose Blitze, hingehaucht wie Küsse.
Die blendendweißen Fliederbüsche blühn,
der Himmel schwarz, als ob er trauern müsse.
Da rauscht es leis' in den Kastanienzweigen,
die lichten Blütenkerzen schwanken sacht.
Ein tiefes, dumpfes Donnern bricht das Schweigen,
es spricht im Traum die schlummernde Sommernacht.

Still, still. Und horcht! — Das Traumgerede tönt
weit von den Bergen, wie verworrne Klage,
wie dumpfe Drohung, die verhalten dröhnt,
bevor sie ausholt zum Zyklopenschlage! —
Hörst du das Herz der alten Erde klopfen?
Ein Meergebrüll durchläuft den dunklen Raum.
Und warm und drängend fallen schwere Tropfen;
es spricht und schluchzt die Sommernacht im Traum.

Oktobersonne.

(Von M. R. v. Stern.)

Ein grauer Duft ruht auf den Höhen rings
Und durch die Wälder wandert ein Entfärben.
Was will in diesem großen stummen Sterben
Der goldne Schein des letzten Schmetterlings?
Er spannt die Flügel, sammetweich geaugt,
Im Tau der frischgebrochnen Ackerkrumen,
Am Raine, wo von kranken blassen Blumen
Die letzte Biene letzten Honig saugt.

Der Bach, der jüngst in frohen Sätzen sprang,
Der stottert nur noch abgeriss'ne Silben.
Ein Stocken, Sickern, Welken und Vergilben,
Und wie erstorben aller Vogelsang.
Ein stummes Huschen nur von Baum zu Baum,
Im Walde, wo die ew'gen Nebel brauen;
Und so ein banges Hauchen und Zertauen,
So still und klaglos — man erhorcht es kaum....

Am Wiesenbach.

(Von F. Himmelbauer.)

Nimmer will ich haschen dich,
bunter Falter, Frohgeselle,
nicht an dir vergreifen mich,
zierlich schwebende Libelle,
nur an Flor und Farb' mich freuen,
Kinderwonne still erneuen,
wenn ihr wie im Ringeltanz
flattert in der Sonne Glanz.

Ei, kein Schläfchen jetzt gemacht,
muß dich scheuchen, loser Alter,
zeigen müßt ihr eure Pracht,
Wasserjungfer, Sommerfalter!
Fein die Flüglein in die Wage,
daß der Wind euch spielend trage,
daß ich wie im Zauberkreis
folge und es selbst nicht weiß.

Sommerwiese.

(Von L. Koch.)

Es ist ein berauschendes Blühn
Auf der Sommerwiese,
Die anmutstrahlende Margarite!
Und bückst du dich, schaut der Thymian dich an.
Es wiegt sich Scabiosa mit nickenden Gräsern.
Und kraftstrotzend steht der großblumige Klee —
Die Sternblümchen, in süßer Lieblichkeit,
Erbeben bei deinem Gehn;
Und die Blaugeaugten vom innigsten Namen
Schmiegen sich tiefer — — —
Die Glockenblumen winken dem flatternden Buhlen
Heimlich, verschämt —
Die Flockenblumen, anmutbewußt,
Neigen sich dreister,
Doch sieghaft leuchten der wilden Nelke
Glutaugen — —!
Es ist ein berauschendes Blühn
Auf der Sommerwiese!!

Evelina v. Scheys Naturlieder sind tiefpoetisch und zeugen von einer ausgeprägten Individualität. Das bedeutet heute, wo es schon schwer hält, sich Fremdes fernzuhalten, sehr viel.

Marie Stona gibt zwar ihr Bestes in der persönlichen Lyrik, verknüpft aber dabei häufig Erlebnisse mit Naturstimmungen: „Blühende Worte.“

Ilse Frankes „Lebensfeier“ ist ein unendlich inniges Naturgedicht, der Ausdruck der reinen keuschen Liebe zur Schöpfung, die in dem Herzen der jungen Dichterin lebt.

Julius Havemann schlägt wieder einen andern Grundton an und neue Akkorde bauen sich auf, neue Melodien klingen an unser Ohr. Leicht und anmutig gleiten sie dahin und Havemanns förmlich sinnliche Liebe zur Natur erhöht noch ihren Reiz.

Einen eigentümlichen Stimmungskontrast zu Havemanns „Sommer“ bildet „Spätherbst“ von Johannes Schlaf.

Josef Schicht malt Naturbilder verschiedener Art, bald mit kräftigen Pinselstrichen, dann wieder zart und duftig. „Altes Parktor“ — gleicht das nicht einem Aquarell von Rudolf Alt?

Frühlingsnachttraum.

(Von E. v. Schey.)

Hast so einen reinen Schall,
Liebe, kleine Nachtigall,
In der wundersüßen Kehle,
Hauchst des Frühlings ganze Seele
Schlagend in die Sternennacht,
Daß vom hellen Klang erwacht,
Träumend halb, und halb berauscht,
Meine Seele seiner lauscht.

Frühlingsseele! Nachtigall!
Die sich regt im weiten All,
In der Apfelblüte webend,
Über jedem Grashalm schwebend,
Klanggewordner Maienduft,
Strömend in die Frühlingsluft,
Einzig du im Weltenraum
Sehnsucht und erfüllter Traum.

Sonnenuntergang.

(Von E. v. Schey.)

Ich stand am Flusse, als die Sonne sank,
Ich sah den Feuerball die grauen Fluten
Mit seinem Purpur wunderbar durchgluten,
Sah, wie den letzten Strahl die Woge trank.
— — — — — — — — — — —

Dann warf die Dämm'rung ihre zarten Schleier
Ans ferne Ufer und ein stolzer Reiher
Zog flügelweit ins helle Abendgrün.
Ein Fischer hob den Fang aus seinem Kahne,
Im nahen Walde riefen die Fasane
Und eine Möwe sah ich lautlos ziehn.
Und noch einmal aus tausend Kehlen schallt
Der Vögel Abendlied und alle Düfte
Der wilden Blumen strömen in die Lüfte,
Dann plötzlich wird es still, ganz still im Wald.
Und still in mir — der große Friede neigt
Sich auf mein Herz, wie auf die weite Erde,
Daß es so ruhig wie der Abend werde;
Und alles Irdische verglüht und schweigt.

Blühende Worte.

(Von M. Stona.)

Im Spätherbst war's, die Wolken grauten,
Nebel über die Wiesen schauten,
die Winde wehten frostig kalt,
da schritten wir durch den entlaubten Wald.
Glückschweigend blickte ich auf zu dir,
viel gute Worte sagtest du mir.

Der Winter schwand. Heut schreit' ich allein
zu dem verlassenen Frühlingshain.
Von den alten vertrauten Wegen
nicken mir blühende Blumen entgegen,
hier flammt es rot, dort schimmert es blau,
über weißen Sternen funkelt der Tau,
vom Strauche neigt es sich schmeichelnd vor,
aus der Wiese lacht es zu mir empor...
In tausend Knospen ist erwacht
deiner Liebe süße sonnige Macht.
Wohin ich blicke, glühn in Blütenspielen
die Worte, die von deinen Lippen fielen.

Lebensfeier.

(Von J. Franke.)

Der junge Birkenweg geht durch den Sand
Wie eine Prozession von frommen Kindern
In weißen Kleidern und mit offenem Haar,
Darin der Wind nach Sommerfunken hascht.
Zur Seite stehn, wie ragende Altäre
Im hellen Kerzenschmuck, die ernsten Tannen;

Und Weihrauch ist der Duft des reifen Korns,
Das leise atmend in der Sonne liegt
Und segenmüde sich zur Scholle neigt.
Musik klingt süß von unsichtbaren Chören,
Ein Zwitschern, Trillern, Flöten, leises Jubeln,
Von kleinen Stimmen, die dem Leben danken.
In blauer Klarheit strahlt die Himmelskuppel,
Zu der die Erde kindlich aufwärts schaut.
Ich geh' den langen Birkenweg hinauf
Und meine Hände streicheln manchen weißen,
Grünnarb'gen, jungen Stamm voll Zärtlichkeit.
Ich liebe sie, es sind feinfühl'ge Kinder
Des starken, heißen, schöpferischen Lebens,
Das alle liebt, die reinen Herzens sind.

Frühling.

(Von J. Havemann.)

Einmal an einem umwölkten Tag —
Die wilden Kirschen blühten im Hag —,
Schritt ich versonnen und ganz allein
Durch die knospenden Buchenreihn.
Eine kleine Vogelstimme sang
Über den Bäumen.

Lag eine Lichtung in der Ferne
Ganz voll goldgelber Löwenzahnsterne,
Dahinüber wie Tropfen Licht
Blühten die Schlüsselblumen dicht.
Die kleine Vogelstimme sang
Immerzu — immerzu.

Still sonst der ganze knospende Wald.
Riesen, flechtbärtig und alt,
Ließen um ihre Wurzeln thronen
Zärtlich die zierlichen Anemonen.
Und die kleine Vogelstimme hoch —
Hoch in den Wipfeln.

Und mir kam ein heimlicher Traum
Von einem wildblühendem Kirschenbaum.
Wildblühend ein Dirnlein — ich weiß nicht wie? —
Lachte mich an und ich küßte sie. —
Eine kleine Vogelstimme sang
Über den Bäumen.

Sommer.
(Von J. Havemann.)

Im alten Parke stehn
Mit tiefgesenkten Zweigen
Düstere Ulmenalleen
Im Sommersonnenschweigen.

Draußen in Glut und Glast,
Durch blühende Wiesenbreiten
Seh' ich des Südens Gast,
Die Fee des Sommers schreiten.

Die Blumen, die ihre Hand
Verstreut in alle Räume,
Taumeln wie Falter ins Land
Als heiße Sommerträume.

Und einer kam herein
Zu mir auf blauen Schwingen,
Ins Düstere einen Schein
Des Himmels mir zu bringen.

Spätherbst.
(Von J. Schlaf.)

Prinz Zuckerkand
kommt ins Land.
Seine Pracht schimmert auf gelben Blättern
an Stamm und Kraut,
auf dunklem Ackerbraun,
wie heimlich ist sie zu schaun!
Nun könnt' ich hier immer so bei den grauen Weiden stehn
und die blinkenden Tropfen fallen sehn! —

Verschneiter Forst.
(Von J. Schicht.)

Der dunkle Tann verbirgt das Weh
Des Winters unter leuchtendem Schnee.
Die Bäume stehn so ernsthaft da,
In weißen Kutten fern und nah.
Nur wenn der Wind von der Höhe fährt,
Der Wanderer sie schläfrig sich recken hört.

Wiese im Mondschein.

(Von J. Schicht.)

Am Waldsaum eine Wiese ruht,
Der Mond besprengt sie mit Silberflut
Und ferne Gipfel leuchten her,
Als ob die Welt verzaubert wär',
Die Täler dämmern dufterfüllt,
Waldeinwärts bricht verscheuchtes Wild.

Altes Parktor.

(Von J. Schicht.)

Am Parkrand steht ein Tor aus Stein,
Da scheint die Sonne mild hinein,
Vermählt sich einem Rosenbeet,
Einem Rosenbeet, das in Blüte steht.
Und seiner jungen Sprossen Schar
Hinauf- und hinüberrankt,
Daß sie auf und niederschwankt.
Da blüht es aus allen Rissen und Ecken,
Spielt mit den Blättern Verstecken —
Da guckt es neugierig durch die Stäbe —
Es strecken die duftigen Dingerchen
Ihre zarten Fingerchen
Nach dem Strahlengewebe
Hinaus und gucken und lachen,
Daß selbst die alten Buchen erwachen
Aus ihrem Sommertraum und sich lächelnd wiegen,
Sich zärtlich aneinander schmiegen.

Am Rand des Parks das alte Tor
Trägt blühendes Leben zum Licht empor.

Wolfgang Kirchbach (1857—1906), der die Sprache so vollkommen in seiner Gewalt hatte wie nur wenige, gefiel sich häufig in seltsamen Konstruktionen des Versbaues. Dadurch erzielte er besonders in den Naturliedern ganz eigenartige Wirkungen: „Der Nußbaum", „In der Hängematte" u. a.

Der Nußbaum.

(Von W. Kirchbach.)

Wiegt ein leiser Wind im Sonnenschein
Zärtlich sanft des schönen Nußbaums Äste;
Herbstlich reif zum Winzerfeste

Harren schon die süßen Traubenweine.
Schlägt im Baum ein Vöglein, singt alleine,
Steigt ein Würzgeruch aus allen Zweigen,
Nußbaumblätterduft, der zauberkräftig,
In dem leisen Windhauch süß geschäftig
Schwingt, wenn sich die Blätter schwankend neigen.
Grüne Nüsse seh' ich heimlich lauschen —
Aus des Blätterdickichts sanftem Rauschen.
Rings durchsonnt vom goldnen Herbstesstrahle
Schwebt die Blätterwelt von Gold umsäumt,
Holde Lebenswärme weilet, träumt,
In den Laubeshügeln wie im Tale.
Unterm Blätterdach ins Laub hinein
Schau' ich aus dem offnen Fensterlein,
Schau' in der Blätter still Gewimmel,
Darüber liegt im tiefen Blau der Himmel,
Darüber liegt das Blaue, Unermess'ne:
Gleich als sei's das ganz allein Vergess'ne,
Scheint das grüne Blättlein drauf zu schwimmen.
Einsam grün im Weltenblau zu glimmen.
Schlägt im Baum das Vöglein, singt alleine,
Regt ein Mückchen rasch die vielen Beine,
Hascht und rennt im goldnen Sonnenscheine
Auf des grünen Blättleins weitem Raum.
Überm Mücklein wölbt sich nur das Große
Endlos weit, das blaue Grenzenlose,
Und mein Aug' erschaut am Himmelsraum
Auf dem Blatt das Mücklein, wie im Traum..

Hugo Salus (geb. 1866) gehört zu den tiefsten und innerlichsten Poeten der literarisch bedeutungsvollen Jung-Prager Schule. Seine Gedichte sind oft von liebenswürdiger, graziöser Sinnlichkeit und bewegter Bildlichkeit der Sprache. Salus pflegt mit Vorliebe das Idyll und wählt dann für die Naturbilder die blassen, wunderlieblichen Farben des Aquarells. Nur sie können den zarten Duft wiedergeben, der über diesen verträumten Stimmungen der Landschaft liegt.

Hugo Salus „Gang durch die Mondnacht" und Marie Eugenie delle Grazie „Mondnacht" ergänzen einander in wunderbarer Weise.

Adolf Schaffheitlins „Bergphantasie" gibt sogar die wechselnden Stimmungen eines Gewitters wieder, oder beseelt sie vielmehr.

Baumblüte.

(Von Hugo Salus.)

Der Eilzug rollt durch das blühende Elbtal.
Apfelblüte-Duft, Duft bis in den Wagen.
Mir ist, tausend weißrosa Schmetterlinge
Haben sich draußen auf die Zweige gesetzt,
So lieblich ist Apfelblüte! Wenn ein Lüftchen weht,
Schweben die Blütenfalter zur Erde nieder,
Lachende Kinder haschen nach ihnen.
Ich bin berauscht!
Und jetzt trägt gar ein Windstoß eine Blüte
Mir in den Wagen. Ich fange dich, Blüte,
Und drücke dich, Kühle, warm an den Mund:
Gruß meiner Heimat....
Prag! Meine lachende Liebste erwartet mich.
Nun küss' ich sie. „Wie deine Lippen duften, Geliebter!"
Ich lächle beseligt. Ich fühle dankbar:
Gruß meiner Heimat....

Florenz.

Im Bobliogarten.

(Von H. Salus.)

Im Schatten der Zypresse träumt' ich;
Und träumte wie die Gärten rings um mich;
Doch träumt' ich keinen Traum von Glanz und Duft
Und Sonnenflimmern in der lauen Luft.

Ich lag im Gras und wußt' nicht, ob der Baum
Ein Leben sei, ob nur ein Mittagstraum;
Und Duft und Stille, Sonnenschein und Glanz
War nur in meiner Seele wahr und ganz.

Da träumt' ich mir, die Lider schlummerschwer,
Noch farbenbunte Schmetterlinge her:
Schon webten sie in meinen Traum hinein
Und still und dankbar schlief ich ein.

Gang durch die Mondnacht.

(Von H. Salus.))

Du hast die Wunder einer Sommernacht
Noch nie mit gläubigem Herzen durchgenossen?
So folge mir! Heut fühlst du ihre Macht,
Reich mir die Hand; heut ist die ganze Pracht
Des weichen Zaubers auf die Welt gegossen.

Sprich nicht zu laut und dämpfe deinen Schritt!
Da wir den Schlummer dieser Stadt durchschreiten,
Folgt uns ein Schwarm von Geistern, Tritt auf Tritt
Und unsere Schatten huschen glücklich mit,
Und freun sich, durch den Mondenschein zu gleiten.

Und steh' und horche in die Nacht hinein!
Hörst du der Stille unergründlich Rauschen,
Als sänge flimmernd so der Mondenschein?
Das sind der Nacht geheime Melodein,
Daraus die Dichter ihre Lieder lauschen.

Des Marktes Häuser stehn als wie ein Traum,
Verwundert hallt der Schritt vom Pflaster wider.
Im tiefen Schlafe steht der Lindenbaum
Und in des Beckens flockigen Silberschaum
Am Rolandsbrunnen rauscht das Wasser nieder.

Du bist bewegt! Schon zittert deine Hand!
Der sanfte Rausch des klaren Mondgeflimmers
Hat deine kühle Seele übermannt,
Daß sie zum Flug die scheuen Flügel spannt
Empor ins ewige Reich des seligen Schimmers.

Nun sind wir vor der Stadt im freien Feld.
Du kniest und hast die Arme ausgebreitet
Und staunst durch Tränen auf zum Sternenzelt!
Steh auf! Der Ost erglüht. Schon harrt die Welt
Der neuen Wunder, die der Tag bereitet!

Mondnacht.

(Von M. E. delle Grazie.)

Der Mondnacht Schimmer und des Meeres Blau,
sie flossen märchenhaft in eins zusammen,
hinausgedehnt zu wundersamer Schau;
die Wellen hoben sich wie magische Flammen
und tanzten weithin leuchtend um den Strand
und zogen um die Klippen Phosphorkreise
und warfen Silberperlen in den Sand
und flüsterten und raunten süß und leise...
In weichen Zügen atmete die Luft,
es war, als wollte sie die Nacht belauschen;
verlorne Klänge nur, verlornen Duft
trug sie mir zu und das verstohlene Rauschen
der blühenden Orangen unter mir,
die in die Fluten ihre Wurzeln tauchten

und ins Gekos des Nachtwinds süß und irr
den Atem kaum erbrochner Knospen hauchten.
Kein Laut.... kein Ruderschlag.... und wie die Welt
um mich, so voll mein Herz von Glück und Hoffen,
so reich an Wünschen wie das Himmelszelt
an Sternen; holdem Trug die Seele offen,
wie dort dem Vollmondlicht der Meeresschoß;
ein heimliches Aufleuchten und Empfangen,
ein irres Glühn, ein Sehnen namenlos
und stummer Qual gepaart ein heiß Verlangen....
O Wundernacht! Es blühte knospenschwer
die Seele mir von ungesungnen Liedern
und strich der Südwind seufzend übers Meer,
dann rieselte es nach in meinen Gliedern.
Im Takt der Flut ging meines Herzens Schlag —
ein Märchen lebte ich und gäb' euch Kunde
davon — doch grausam nahm der junge Tag
mit goldnen Fingern mir das Wort vom Munde!

Bergphantasie.

(Von Adolf Schafheitlin.)

....Wie selig der Golf sich im Lichte wiegt,
der Inseln Geschmeid an das Herz geschmiegt.
Zum Himmel hebt betende Hände er dar
vor Vesuvius' rauchendem Opferaltar.
O Erde, Mutter! Im Flehen so schön,
wirst einst alle Kinder du glücklich sehn?

Ach, Dunst verschleiert das Bild voll Licht:
noch hält kein Tag, was der Morgen verspricht.
Da — Jubeln des Blitzes! Die Wimper scheu
hebt auf die Schwüle und senkt sie aufs neu.
Wo ist der Tag, wo die Ferne, wo
die Küste, so farben- und sonnenfroh?
Wohin ist Neapels lichtblühendes Meer
und der Inselkranz und das fröhliche Heer
der Segel, tanzend im blauen Duft?
Nacht ist die See, ein Alp die Luft!
Frohlockendes Flattern! — Wie taumelnd sich mühn
Gedanken des Glücks: war's Traumerblühn?
Und wieder loht's auf und ein Feuer umhüllt
Stadt, Inseln und Meer — und erstickt ist's wild.

Und wieder loht's auf und greller denn je —
Flamme ist aller Himmel Höh!
Und wieder siegt Nacht. Da braust es heran:
Ein Riesenbild stürmt durch des Himmels Bahn.
Ein Mantel von Glut, langwallendes Haar
umlodert das Riesenweib wunderbar.
Laut schlägt ihre Lanze den strahlenden Schild;
der Donner antwortet — vernichtungswild:
ein Heer von Donnern! Die Nacht zerreißt —
ein Geistergetümmel aus Wolken kreist.
Bedrückung und Kraft unterm geißelnden Blitz
streiten sich um der Welt Besitz.
Jetzt bebe was morsch: jetzt hält nur stand
wider die Flamme, was selber ein Brand!
Was jetzt nicht vom Feuer, vom Licht — gewiß
sinkt unter den Streichen der Nemesis
die darniedermäht die Saat von Leid,
was nicht entsprossen aus Brüderlichkeit!
Unerbittlich ist ihr Gericht:
was reif dem Fall, sengt ihr Gesicht,
wie des heißen Scirocco Wüstenhauch
zu Gerippen entkleidet Baum, Busch und Strauch.
Vorm Zürnen der göttlichen Richterin schwillt
eine Sintflut sausend aufs dumpfe Gefild,
zerklüftet den Weg, reißt mit den Stamm
der Riesenpinie, zerlacht den Damm,
prasselt dahin im wirren Glanz
und tanzt den großen Vernichtungstanz....

XXIX.

Detlev v. Liliencron (geb. 1844) nahm auf die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik einen großen Einfluß. Er vereinigt die Realistik des Naturbeobachters mit der Phantasie des Romantikers und versteht es wie kein zweiter, die heterogensten Dinge zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Liliencron kennt eben keinen Zwang, er kümmert sich nicht um das Althergebrachte, weder um die Form noch um den Inhalt. Und er kann es wagen, denn sein Talent entfaltete sich frei, nie hörte er Ketten klirren, wie die meisten andern Poeten. Und in dem freien ungebundenen Leben schärften sich auch seine Sinne, so daß sie wie der feinste Momentapparat funktionieren.

Märztag.

(Von D. v. Liliencron.)

Wolkenschatten fliehen über Felder,
Blau umdunstet stehen ferne Wälder.

Kraniche, die hoch die Luft durchpflügen,
Kommen schreiend an in Wanderzügen.

Lerchen steigen schon in lauten Schwärmen,
Überall ein erstes Frühlingslärmen.

Lustig flattern, Mädchen, deine Bänder,
Kurzes Glück träumt durch die weiten Länder.

Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen,
Wollt' es halten, mußt' es schwimmen lassen.

Siziliauen.

(Von D. v. Liliencron.)

1.

Sommernacht.

An ferne Berge schlug die Donnerkeulen
ein rasch verrauschtes Nachmittagsgewitter.
Die Bauern zogen heim auf müden Gäulen
und singend kehrten Winzervolk und Schnitter.

Auf allen Dächern qualmten blaue Säulen
genügsam himmelan, ein luftig Gitter,
Nun ist es Nacht, es geistern schon die Eulen,
einsam aus einer Laube klingt die Zither.

2.

Schwalbensiziliane.

Zwei Mutterarme, die das Kindchen wiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Maitage, trautes Aneinanderschmiegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder,
Des Mannes Kampf, Sieg oder Unterliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.
Ein Sarg, auf den drei Handvoll Erde fliegen,
es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder.

3.

Acherontisches Fröstelu.

Schon nascht der Star die rote Vogelbeere,
zum Erntekranz juchheiten schrill die Geigen
und warte nur, bald nimmt der Herbst die Schere
und schneidet sich die Blätter von den Zweigen,
dann ängstet in den Wäldern eine Leere,
durch kahle Äste wird ein Fluß sich zeigen,
der schläfrig an mein Ufer schickt die Fähre,
die mich hinüberholt ins kalte Schweigen.

Abschied.

(Von D. v. Liliencron.)

Ein Birkchen stand am Weizenfeld,
Gab Schatten, kaum erst sechzehn Jahr,
Das hat den Bauer sehr erbost,
Daß die paar Fuß der Sonne bar.

Ich ging vorbei, der Bauer schlug,
Dem Stämmchen ward so wund und weh.
Es quält die Axt, das Bäumlein ächzt
Und ruft mir zu ade! ade!

Die Krone schwankt, ein Vöglein kam,
Das seinen Frieden hatte dort,
Noch einmal sucht im Hin und her
Das Krallchen Halt im grünen Port.

Das Bäumchen sinkt, der Vogel fliegt
Mit wirrem Zwitscherlaut ins Land.
Ich schäme mich vor Baum und Tier
Und schließ die Augen mit der Hand.

Heidebilder.

(Von D. v. Liliencron.)

In Herbstestagen bricht mit starkem Flügel
Der Reiher durch den Nebelduft.
Wie still es ist, kaum hör' ich um den Hügel
Noch einen Laut in weiter Luft.
Auf eines Birkenbäumchens schwanker Krone
Ruht sich ein Wanderfalke aus.
Doch schläft er nicht, von seinem leichten Throne
Äugt er durchdringend scharf hinaus.
Der alte Bauer mit verhaltnem Schritte
Schleicht neben seines Wagens Torf,
Und holpernd, stolpernd schleppt mit lahmem Tritte
Der alte Schimmel ihn ins Dorf.

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach! wie kurz ist Schein und Licht!
Ein Nebel tropft und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.
Ein Häslein nur noch fühlt des Lebens Wärme,
Am Weidenstumpfe hockt es bang,
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichern Fang.
Bis auf den Schlammgrund sind gefroren
Die Wasserlöcher und der See.
Zuweilen geht ein Wimmern wie verloren,
Dann stirbt im Wald ein Reh.

Gustav Falkes (geb. 1853) Liebe zur Natur quillt unmittelbar aus der tiefsten Eigenart seines Wesens hervor. Darum kennzeichnet ihn dieses Gefühl am besten. — Eine seltene Mischung von Weichheit und Kraft liegt in den Naturliedern Falkes und der Schönheitssinn des Künstlers verklärt sich förmlich.

Falkes Landsmann, Jakob Loewenbergs (geb. 1856) Gedichtensammlung: „Von Strand und Straße“ enthält kleine Stimmungsbilder von seltener Schönheit.

Emil v. Schoenaich-Carolath (geb. 1852), einer der begabtesten Lyriker und Novellisten, reicht manchmal fast an Eichendorff heran: „Abenddämmerung.“ Schoenaich-Carolath ist aber auch ein Meister in der modernen realistischen Stimmungskunst: „Über die Moore“.

Auch Heinrich Vierordt (geb. 1855) leistet auf dem Gebiet des beschreibenden Landschaftsgedichtes Bedeutendes. Da kommt seine plastische Schau- und Bildkraft zur schönsten Geltung.

Otto Erich Hartlebens (1864—1905) Naturlieder sind außerordentlich verschieden, was Form und Inhalt anlangt. Hartleben war eben mit den schwankenden Stimmungen der Natur ebenso vertraut, wie mit denen der eigenen Seele.

Das Birkenbäumchen.

(Von G. Falke.)

Ich weiß den Tag, es war wie heute,
Ein erster Maitag weich und mild
Und die erwachten Augen freute
Das übersonnte Morgenbild.

Der frohe Blick lief hin und wieder,
Wie, sammelt er die Schätze bloß?
So pflückt ein Kind im Auf und Nieder
Sich seine Blumen in den Schoß.

Da sah ich, dicht am Wegessaume,
Ein Birkenbäumchen einsam stehn,
Rührend im ersten Frühlingsflaume,
Konnt' nicht daran vorübergehn.

In seinem Schatten stand ich lange,
Hielt seinen schlanken Stamm umfaßt
Und legte leise meine Wange
An seinen kühlen Silberbast.

Ein Wind flog her ganz sacht und wühlte
Im zarten Laub wie Schmeichelhand,
Ein Zittern lief herab, als fühlte
Das Bäumchen, daß es Liebe fand.

Und war vorher die Sehnsucht rege,
Hier war sie still, in sich erfüllt;
Es war, als hätte hier am Wege
Sich eine Seele mir enthüllt.

Das Mohnfeld.

(Von G. Falke.)

Es war einmal, ich weiß nicht wann
Und weiß nicht wo. Vielleicht ein Traum.
Ich trat aus einem schwarzen Tann
An einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt,
Und war bis an den fernsten Rand
Der rote Teppich hingelegt.

Und auf dem roten Teppich lag
Von tausend Blumen angeblickt
Ein schöner, müder Sommertag
Im ersten Schlummer eingenickt.

Ein Hase kam im Sprung. Erschreckt
Hat er sich tief ins Kraut geduckt,
Bis an die Löffel zugedeckt,
Nur einer hat herausgeguckt.

Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich sah kaum, wie der Flügel schlug,
Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiß nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang' ist es her.
Ich seh' nur noch und immer so
Das stille, rote Blumenmeer.

Nach Jahren.

(Von G. Falke.)

Die ruhenden, stillen Felder,
darüber der Vollmond steht,
die weiten, schweigenden Wälder,
daher ein Schauer weht.

Wie hab' ich selig genossen
die schöne Nachteinsamkeit
und habe den Schatz verschlossen
für kommende, dürstende Zeit.

Nun träum' ich die alten Träume
und rühre leise den Schatz,
sacht rauschen die alten Bäume
und alles am alten Platz.

Mir ist, als könnte ich gehen
nur grad ins Feld hinein,
mit geschlossenen Augen sehen
den klaren Vollmondschein.

Und leise Schauer wehen
kühl mich wieder an
und die alten Sterne stehen
über dem träumenden Mann.

Müde.

(Von G. Falke.)

Ein kühler Hauch. Die Linde träumt
Und letztes Licht den Himmel säumt.
Ein Wölkchen schwimmt durch den Abend matt,
Ängstlich wie ein verirrtes Blatt.

Der Strom der Gassen braust und braut,
Tief unten ein verlorner Laut,
Da hastet noch und will nicht ruhn
Das Leben hin auf heißen Schuhn.

Mir ist die Seele wie ein Blatt,
Das sich im Sommer sonnte satt
Und löst nun, so verlischt ein Traum,
Sich leise ab von seinem Baum.

Sehnsucht.

(Von J. Loewenberg.)

Stille Inseln schwimmen in dem Meer,
Wolkeninseln ziehn darüber her,
Unten leuchtet hell die Dünenwand,
Oben glüht der Stämme letzter Brand;
Zwischen beiden, wie der Sehnsucht Zug,
Auf und nieder einer Möwe Flug.

Abenddämmerung.

(Von E. v. Schoenaich-Carolath.)

Es dunkelte im Walde,
Schnell brach die Nacht herein,
Nur auf der braunen Halde
Lag letzter Sonnenschein.

Schon kämpften blasse Farben
Mit trübem Dämmergrau,
Am Abendhimmel starben
Die Wolken rot und blau. —

So würd' auch arm an Wonne
Und leer mein Leben sein,
Wenn einst wie Abendsonne
Verging die Liebe dein.

Über die Moore.

(Von E. v. Schoenaich-Carolath.)

Ein Heidemoor, fahl wie der Tod,
Riedgras auf dürft'gem Schollensod,
Ein stockendes Wagengeleise,
So jäh in Glut und Staub verweht,
Als spräch' es: Wanderer, wohin geht
Dereinst die letzte Reise?

Die Reise geht soweit sie mag,
Sie führt in den flimmernden Hochmittag.
Es standen am Horizonte
Zwei Birkenstämmchen schwach und weiß,
Darüber die Sonne so jach, so heiß
Sie stechen konnte.

Versunken ist das letzte Dorf,
Hoch über einem Stappel Torf
Kreist goldig ein Schwarm von Immen,
Vom Hügelsaume, dürr bestockt,
Der schwefelgelbe Ginster flockt,
Fernher verschollene Stimmen.

Ein Kiebitzruf die Luft durchschrillt,
Weit hinterm Knick ein Bauer schilt
Auf seine trägen Pferde;
Er bessert Zaum und Sattelgurt,
Dann schält sein Pflug zur Neugeburt
Den Schorf der Erde.

Aus einer Furche spähte klar
Von Reineks Stamm ein Ehepaar,
Nach Mücken schnappten beide.
Die Füchsin trug ein rotes Kleid,
Das leuchtete durch die Einsamkeit
Der Heide.

Die Sonne sank verglühend fern,
Sacht stieg der große Venusstern;
Vom Dorf begann zu klingen
Der Ton der Ziehharmonika,
Ein zitternd dünnes Gloria,
Die Freude der Geringen.

Der Dächerrauch spann seinen Flor
Gutnachtruf scholl von Tor zu Tor,
Der Vollmond schlug die Brücke
Vom Lebenskampf zur Feierzeit,
Den Weg, der strahlend prophezeit
Vom ew'gen Ernteglücke.

Heidebild.

(Von H. Vierordt.)

Welch düster Bild: die Heide am Wintertag!
Nur Schnee und Schnee! Ein blinkendes Leichentuch,
Geschmiegt um eines Riesen Glieder. —
Von dem entlaubten Geäst der Buche

Erschallt Gekreisch des hungernden Krähenvolks;
Vom weißverschneiten Dache des Pächterhofs,
Wo jüngst noch dunkle Trauben glühten,
Starren die eisigen Zapfen nieder.

Schon neigt im Dunst verschwommen, im goldnen,
Die Sonne sich zum flammenden Untergang —
Und mühsam auf verwehter Straße
Trotten die Pferde zum Klang des Posthorns.

Abends nach dem Gewitter.

(Von H. Vierordt.)

Es waltet friedlich Schweigen
Auf abendgoldner Flur,
Aus allen Tälern steigen
Dorfglockentöne nur;

Fern züngelt Wetterleuchten,
Fern rauscht des Donners Lied,
Im Wind mit seinen feuchten
Stromgräsern bebt das Ried.
Perlenhelle träuft es nieder
Von den Zweigen in dem Walde,
Strahlend neigt der Regenbogen
Über Strom und Wiesenhalde.

Denkst du daran.

(Von O. E. Hartleben.)

Denkst du daran, wie du zum erstenmal
Aus deiner Heimatberge düsterm Forst
Aus dunklem Tannengrün des hohen Harzes,
Als Knabe niederschautest in die Ebene?
Die Welt ist bunt! so riefst du jauchzend aus.
Da dehnten sich die farbigen Felderstreifen
Vor dir hinab, wie Blätter eines Fächers
Entfaltet an den runden, sanften Hügeln —
Und also farbig rings die weite Welt!
Und reichlicher und dreimal leuchtender
Als drinnen in den schwarzen Tannenwäldern
Schien drüberhin das Sonnengold zu gluten...
Die Welt ist bunt! — O wär' sie bunt geblieben!

Störche.

(Von O. E. Hartleben.)

Melancholisch ernste Störche,
weiß, auf schwarzem Hintergrunde,
klappern mit den langen Schnäbeln
monoton des Abends Rhythmen.

Eine hoffnungsleere Sonne
trifft mit matten, schrägen Strahlen
melancholisch ernste Störche,
weiß, auf schwarzem Hintergrunde.

Und der Sumpf, verträumt und müde,
mit metallisch grünen Augen,
drin des Tages letzte Lichter
scheidend blinken — spiegelt wider
melancholisch ernste Störche.

Alberta v. Puttkamers (geb. 1849) ernste gedankenvolle Poesie hat einen Zug ins Große. Die Naturbilder sind mit fester Hand entworfen und doch fein ausgeführt. Darin ist sie der Droste-Hülshoff ähnlich. Hedwig Lachmann reicht fast an Alberta v. Puttkamer heran: „Seele der Natur", „Landschaft".

Gedichte, welche bestimmte Naturschauspiele oder Naturbilder wiedergeben, sind u. v. a.: John Henry Mackay „Frühlingstage am Ostseestrand", Otto Weddigen „An der Ostsee", Klara Cysell-Kilburger (Frau Blüthgen) „Vom Jasmunder Bodden", Reinhold Fuchs „Auf der Hallig", A. K. Thielo „Überschwemmung".

Börries Freiherr v. Münchhausen entnahm den Stoff für die ergreifende Ballade „Der Fischer von Svendaland" einer Natursage, in der das Meer die Rolle des Rächers spielt.

Nordischer Frühling.

(Von A. v. Puttkamer.)

Ein spärlich Kieferland — ein Horizont,
An dem sich träge Mühlenflügel dehnen;
Die arme Scholle lau nur übersonnt
Und müde Vögel, die sich südwärts sehnen. —

Kein Frühlingsjauchzen! — nur ein Kiebitz ruft
Verschollen manchmal aus dem braunen Rohre.
Tief aus der Heide kommt ein herber Duft...
Die Tauben sonnen sich am Schlossestore.

Wie stille Kerzen funkelt es im Wald,
So brennt der dunkle Tann in hellen Trieben.
Ernst schaut der Lenz hier, ohne Glutgewalt;
Ein Zug von Wehmut liegt in seinem Lieben.

Und dennoch spielt auf seinem Angesicht
Ein keuscher Reiz, von dem die Wangen glühen —
Das macht, weil's leuchtend aus den Büschen bricht
Und Veilchen alle Schollen überblühen...

Dorfstille.

(Von A. v. Puttkamer.)

Holunderduft liegt auf der Dorfesgasse —
Die Hüttenfenster gleißen sonnenbunt.
Die Büsche schatten breit — es fliegen blasse
Und volle Blüten schwebend hin im Rund.

Die Kirche ragt im goldengrünen Dämmern
Der Linden, die sie überdrängen breit.
Nur aus verlorner Ferne dringt ein Hämmern,
Als sei's der Herzschlag dieser Einsamkeit....

Sonst alles klangtot! und die Mittagstille
Liegt wie mit erz'nen Flügeln überm Land —
Ich glaube fast, man hört es, wenn die Hülle
Der Blätterknospen sprengt ihr bräunlich Band...

Ich glaube fast, man hört es, wenn im Neste
Die Schwalbe sich im Mittagschlafe regt
Und wenn ein Bienlein durch die Lindenäste
Die Würze tropfend aus den Blüten trägt...

Seele der Natur.

(Von H. Lachmann.)

Ein Hügel und darauf ein großer Strauß
von jungen Eichen überm Ackerland.
Und im Gebüsch versteckt ein kleines Haus —
Was ist daran, das dir den Blick so bannt?

Und drüber her das wechselvolle Spiel
vom Licht der Sonne vor dem Untergang —
Was hält dich daran fest? ein Wunsch, ein Ziel,
ein Fernhintrieb, dein stiller Heimatshang?

Was kommt dich an, wenn plötzlich sich im Raum
der Abriß einer Welt vor dir erhebt?
Was ist die Kraft des Bildes, das wie Traum
und Ahnung sich mit deinem Sinn verwebt?

Landschaft.

(Von H. Lachmann.)

Die hohen, dichtgedrängten Wälder thronen
auf Hügeln sanft gewölbt und abgedacht —
In Heimatschwermut rauschen ihre Kronen.

Sie sind erfüllt von Flucht und Wetterweben
der zündenden Gewölke, die bei Nacht
mit schwerem Flügelschlage drüber schweben.

Zu ihren Füßen, wo die breiten Pflüge
gleichmäßig Furchen ziehn im Ackerland,
baut still ein enges Dasein sich Genüge.

Und von der Spanne Leben und dem Sterben
webt Jahr um Jahr geheimnisvoll ein Band
zu ihrem Blätterprangen und Verfärben.

Winter- und Frühlingstage am Ostseestrand.

(Von J. H. Mackay.)

Und wieder nun am Meer! Die Lippen dürfen
den salz'gen Hauch der Fluten wieder schlürfen!
Hinaus zum Strand! Vorbei dem stillen Hafen,
der, eisbedeckt, gebändigt und verschlafen
zu unerwünschter Ruh den Schiffer zwingt,
weil noch der Lenz den Winter niederringt.
— Vorbei! Ich will die Wasser wieder sehn,
zu denen mich die Sehnsucht hergetrieben.
Was schadet es, daß noch kein Frühlingswehn
mit ihnen kost? Mich trieb ein altes Lieben
durch Winterkälte her....
Ich bin am Strand,
da stehe ich, vom Staunen fest gebannt:
So weit ich schaue bis in fernste Weite,
deckt Eis das Meer! Kein Wasser rings zu sehn!
Nur eine weiße Fläche. Wie sie spähn,
die Blicke, wie ich sie auch suchend breite,
ich sehe Eis und Schnee nur. Langsam steige
ich von der Düne nieder in den Schnee.
Fast wallt es in mir auf wie Geistesweh,
daß ich mein Meer nicht schaun soll und ich neige
die Stirn, indes der Fuß auf Eisesplatten,
auf starren Blöcken, wildzerriss'nen glatten,
dahingeht... und da dringt zu mir empor
ein dumpfes Murren an mein lauschend Ohr!
Das ist das Meer! So will es mich begrüßen
mit seinen alten, wilden, vollen süßen,
geliebten Lauten! Und ich lausche wieder
und horche zu den dumpfen Tönen nieder.
Das braust verhalten, gurgelt, murrt und grollt
und wühlt eintönig an der Eisesdecke;
ja Flut, die unter mir den Flugsand rollt —
so recht! — Und wenn du willst, so dehne, recke
die Arme und zersprenge diese Ketten —
und schlinge sie in deinen Schlund hinab;
und wenn du magst auch mich —, wo kann ich betten
mich besser als bei dir? Bei dir ein Grab!
Wie groß und herrlich, wenn die ew'gen Wogen
hin über den verstummten Schläfer ziehn! —

Wie hat der Winter deine Hand gespannt!
Wie hängt hoch über mir der Himmelsbogen
und kalte Winde um die Stirn mir fliehn,
kein Vogelflug, kein Meer, kein Strauch, kein Land —
nur Schnee und Eis! Doch ich war froh — mich grüßte
das Meer auf meinem Gang durch diese Wüste.
Wie weit ich schritt, die dumpfen Laute drangen
herauf zu mir durch das erhabne Schweigen,
das alles Leben rings in Banden hielt.
Ich aber mußte mich ihm schaudernd neigen;
und wie der Wogen Stimmen mich umklangen,
die, sichtlos, doch die alten Lieder sangen,
Hab' ich Unendliches in mir gefühlt.

An der Ostsee.

(Von O. Weddigen.)

Das sind die alten Melodien,
Das ist der Wogen Zorngesang,
Das ist der Sturm, den Schwache fliehn,
Der mir wie Wohllaut immer klang.
Du brandend Meer, wie ich dich liebe!
Schlag' an die Dünen und das Riff!
Durch Wettersturm und Weltgetriebe
Lenk' trotzend ich mein Lebensschiff.

Vom Jasmunder Bodden.

(Von K. Eysell-Kilburger.)

Ein Häufchen Sand nur, das des Schöpfers Hand entfiel,
Als er die Welt erschuf im läss'gen Herrenspiel —
Ein heller Farbenfleck, ein langgezogner Strich,
Ein Streifchen Erde arm und kümmerlich —
So liegt der weiße, blanke Boddenstrand,
Vom Meer benagt, von Sonnenglut verbrannt;
Und drüber spannt ein Himmel sich so weit,
So hoch und klar — ein Stück Unendlichkeit;
Und sonderbare Stimmen werden wach:
Es seufzt und klagt der sonnenkranke Tag.

*

Ein flachgebettet grünes Uferland —
Flüstern im Rohr, ein Glitzern auf dem Sand.
Das rote Kleefeld duftet mir zur Seite;
Von weitem sirrt die reife Roggenbreite.

Vom Wasser her ein müder Ruderschlag —
So schwül die Luft, so traumhaft blau der Tag.
Und in den Gräsern rings ein wunderlich Gesumm,
Die Mittagsgöttin geht auf leisen Sohlen um.

Auf der Hallig.

(Von R. Fuchs.)

Ein Grasfeld, fußhoch ob der Flut erhoben;
zehn dürftige Hütten, strohgedeckt und grau,
geschart um eines Kirchleins morschen Bau;
hier, dort ein Siel, vom Meere selbst gegraben;

ein Möwenschwarm, ein gierig Paar von Raben,
den Strand umflatternd auf der Beuteschau;
des Seewinds rastlos Pfeifen schrill und rauh;
kein Baum, kein Busch mit Schatten dich zu laben:

Das ist die Hallig. — Nüchtern, öd und häßlich
scheint sie des Weltkinds wechselndem Verlangen,
doch ernsten Seelen bleibt sie unvergeßlich.

Hier fühlt das Herz, verlernend Lust und Bangen,
sich weiten gleich der Meerflut, unermeßlich,
vom Ewig-Einen traumhaft still umfangen.

Überschwemmung.

Litauen.

(Von A. K. Thielo.)

Die Woge schwoll, der Wiesendamm zerbrach,
es donnerte herunter hohl den Hag
und wütend wälzte sich der Sturm herbei
und überschrie Gebet und Todesschrei.

Noch singt er sich ein tolles Siegesstück,
dann lehnt er tiefer atmend sich zurück
und winkt dem Abend still und ruhevoll
und es verweht der wüste Wettergroll.

Ein fahler Nebel sinkt und steigt und sinkt:
ein Flackern noch aus seinen Falten blinkt
und blänkernd überläuft's die graue Flut,
als rieselte des letzten Opfers Blut....

Doch drüben, wo sie wachsend raucht und rinnt,
ein Wipfel aus dem Glutgewölbe sinnt;
sein dürrer Arm den feuchten Giebel stützt,
den schattend er seit alter Zeit geschützt.

Der Giebel, spaltenreich und moosbedeckt,
sich stumm und geisterhaft vornüberreckt;
er wankt und schwankt im kühlen Dämmerschein,
durch dunkle Fenster strudelt's aus und ein....

Und immer düstrer sich's zusammenballt,
die Lüfte ziehn und zagen, schwer und kalt,
aufs Land schlägt berstend eine Scholle Eis —,
darüber träumt ein knospengrünes Reis.

Der Fischer von Svendaland.

(Von B. v. Münchhausen.)

„Nun laß die Segel und laß das Boot und wirf die Netze zur Seite, —
Aufsteigt Gewölk am Romsdalhorn und die Winde rüsten zum Streite,
Die Nordlandsee wird leichenfahl und kräuselt die weißen Lippen
Und schlägt mit der nassen Riesenfaust wild gegen die Otteröklippen!

Und nun den Kiel über knirschenden Sand hinauf an die Dünen gezogen,
So haben wir auch in diesem Sturm das Meer um sein Opfer betrogen.
Doch denk ich, ein anderes Opfer soll die Nacht den Fluten bescheren, —
Der Wind, der jetzt mir den Bart zerzaust, soll Kiele zum Himmel kehren!

Wir wollen der Dünen trockenes Gras ausraufen und Haufen schichten
Und abends im Sturm soll falsche Glut das Steuer der Schiffe richten,
Hei, was uns dann morgen die See beschert an Schätzen, das mag uns frommen
Und drüben der Pfarrer von Otterö soll Leichenarbeit bekommen!"

Der Alte sprach's von Svendaland, Terja, der einsame Fischer,
Es war der Hai in der Meeresbucht nicht falscher und räuberischer.
Wie viele Schiffe er schon verderbt, — die Hügel könnten's berichten, —
Doch Grabeshügel im Dünensand erzählen keine Geschichten.

Nun trat er ins Haus mit Sven, dem Sohn, von dem die Sagen erklangen,
Daß einst die Planken am Eichenboot unter seinen Fäusten zersprangen,

Im Mutterleibe schon trug ihn das Meer und hatte bis jetzt ihn getragen
Und sollt ihn tragen als Leiche dereinst in weiße Tücher geschlagen.

Jetzt standen sie drinnen im niederen Raum und der Wind pfiff durch die Spalten,
Sie sahen, wie draußen im Winde der Rauch aufstieg in wallenden Falten,
Sie sahen, wie hoch an den Dünen empor die flackernden Flammen glühten
Und wie ans blinde Fenster der Sand und tausend Funken sprühten.

Schwarz kam das Dunkel und mit der Nacht stieg mächtig die Flut in den Fjorden;
Und hinter der Flut zog tobend einher der heulende Sturm aus Norden,
Von Hareidsland zum Ramsofjord stand weißer Schaum auf den Wogen
Und kreischend auf vom Dünennest Sturmschwalben und Möven flogen.

Und es stieg die Nacht und es stieg der Sturm, es bebten der Erde Glieder
Und Himmel und Meer umschlangen sich wild und Regen schauerte nieder,
An den niedrigen Hügeln wühlte die Flut und suchte, was scheu sie verbergen
Und schauerlich scharrt ihre gierige Hand den Sand von den dunkelen Särgen. —

In düsterer Hütte saß mit Sven Terja an des Herdes Gluten:
„Ich wollte, es wäre die Nacht herum und Winde und Wellen ruhten,
Es klingt durch die Lüfte ein fremder Ton und Fremdes fühl' ich da drinnen, —
Mir ist, als würd ich heimlich verfolgt und könnte nicht mehr entrinnen."

Und wie er spricht, da dröhnt's an die Tür mit dumpfen, mächtigen Schlägen
Und an der Hauswand scharrt es rauh und stößt mit Krachen dagegen,
Aufspringen die beiden leichenfahl, grell leuchtet ein Blitz ins Zimmer,
Da donnert es lauter gegen das Haus und die Türe splittert in Trümmer.

Ein Windstoß heulet durch den Schlot, das Wasser kommt rauschend geflossen
Und auf dem Wasser kommt es schwarz in die Stube hereingeschossen,

Ein offener Sarg, herausgespült von der Flut mit Graben und Nagen
Und schauerlich von dem Wogenschwall in das Haus des Mörders getragen.

Wild auf schrie Terja und stürzte hin neben der grinsenden Leiche,
Doch Sven sprang fort aus dem brechenden Haus und lief zu Damm und Deiche.
Die Nacht da draußen war kälter nicht als wie seine bleichen Lippen
Und wilder peitschte die Angst sein Blut als der Sturm die Otterö-klippen.

Er suchte das Boot, es war zerschellt, schon wich bei seinen Schritten
Der Sand, von den Wellen hinweggespült, gespenstisch unter den Tritten,
Ein Sarg noch trug ihn kurze Zeit und sank dann nieder zum Sande,
So holten die Toten die Lebenden ab bei Nacht im Svendalande.

Und die Sonne stieg auf und ihr Schleier von Gold des Festlands Felsen umwebte,
Doch nur die Sage von Svendaland noch über der Tiefe schwebte,
Wo Terjas Hütte, da rollten sacht die Wogen auf und nieder,
Eine Möve suchte ihr Dünennest und fand die Stätte nicht wieder.

XXX.

Richard Dehmel (geb. 1863) wird für spätere Generationen den Mittelpunkt eines Dichterkreises bilden, wie für uns Uhland oder Geibel. — Dehmel ist der echte Sohn der Mark; das Rauschen ihrer Kiefernwälder gab seinen Liedern den Rhythmus. Aber eine Millionenstadt streckte ihre Fangarme aus und zog einen Teil dieser Wälder in ihren Bereich hinein. Da vermischen sich die Naturlaute mit dem verworrenen Geräusch der Großstadt. Anfangs klingt das fremd und unverständlich, erst allmählich findet man die Melodien heraus. Dann ist's ein doppelter Genuß, sie zu verfolgen und immer wieder aus dem Gewirr der mitschwingenden Töne herauszufinden.

Weit ist der Weg, der von Gottfried Kellers Waldlied über Peter Hilles „Waldstimme" zu Richard Dehmels „Die Harfe" führt!

Auch „Manche Nacht" von Dehmel und „Hoffnung" von Johannes Schlaf bringen die feine Natursymbolik unserer Zeit wunderbar zum Ausdruck.

Bergpsalm.

(Von R. Dehmel.)

Der Sturm hat seine Schlangen losgelassen.
In langen Wogen zischen Gras und Rohr
und keucht der See ans Land; die silberblassen
zerwühlten Weiden seufzen laut empor,
empor! empor! Dort, wo die Kiefern sausen,
auf kahler Höhe will ich einsam stehn
und meine ferne Heimat dämmernd sehn
und hören, was die dunklen Wolken brausen.
Ihr grauen Pilger über mir: wohin?
O, könnt' ich mit euch, ziellos, ohne Stocken,
dies dumpfe Sehnen ohne Maß und Sinn
ausschütten in den Sturm wie Nebelflocken!
O, meine Heimat! Silbern grüßt der Fluß
und glänzt zum Himmel aus dem Blau der Bäume
und aus dem Zauberwald der Kinderträume
winkt klar der Mutter Blick und Kuß.

Was weinst du, Sturm? — Hinab, Erinnerungen!
Dort pulst im Dunst der Weltstadt zitternd Herz!
Es grollt ein Schrei von Millionen Zungen
nach Glück und Frieden: Wurm, was will dein Schmerz?...

Sommerabend.

(Von R. Dehmel.)

Klar ruhn die Lüfte auf der weiten Flur,
Fern dampft der See, das hohe Röhricht flimmert,
Im Schilf verglüht die letzte Sonnenspur,
Ein blasses Wölkchen rötet sich und schimmert.

Vom Wiesengrunde naht ein Glockenton,
Ein Duft von Tau entweicht der warmen Erde,
Im stillen Walde steht die Dämmrung schon,
Der Hirte sammelt seine satte Herde.

Im Roggen rührt sich nicht ein Halm,
Die Glocke schweigt wie aus der Welt geschieden,
Nur noch die Grillen zeigen ihren Psalm,
Sei doch froh, mein Herz, in all dem Frieden!

Die Harfe.

(Von R. Dehmel.)

Unruhig steht der hohe Kiefernforst,
die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen;
lautlos und hastig ziehn die Krähn zu Horst,
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen
  und dumpfer tönt mein Schritt.

Hier über diese Hügel ging ich schon,
als ich noch nicht den Sturm der Sehnsucht kannte,
noch nicht bei eurem urweltlichen Ton
die Arme hob und ins Erhabne spannte,
  ihr dunklen Riesen rings.

In großen Zwischenräumen, kaum bewegt,
erheben sich die grangewordnen Schäfte;
durch ihre grün gebliebnen Kronen fegt
die Wucht der lauten und verhaltnen Kräfte
  wie damals.

Und eine steht, wie eines Erdgotts Hand
in fünf gewaltige Finger hochgespalten;
die glänzt noch goldbraun bis zum Wurzelstand
und langt noch höher als die starren alten
einsamen Stämme.

Durch die fünf Finger geht ein zäher Kampf
als wollten sie sich aneinander zwängen;
durch ihre Kuppen wühlt und spielt ein Krampf
als rissen sie mit Inbrunst an den Strängen
einer verwunschnen Harfe.

Und von der Harfe kommt ein Himmelston
und pflanzt sich mächtig fort von Ost nach Westen,
den kenn' ich tief seit meiner Jugend schon,
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen:
komm, Sturm, erhöre mich!

Wie hab' ich mich nach einer Hand gesehnt,
die mächtig ganz in meine würde passen!
Wie hab' ich mir die Finger wundgedehnt!
Die ganze Hand, die konnte niemand fassen!
Da ballt' ich sie zur Faust.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen —
ich stehe und schmerzhaft reiß ich mir den Bart;
Nur Eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
zur ganzen Welt.

Komm, Sturm der Allmacht, schüttel den starren Forst!
schüttelst auch mich, du urweltliches Treiben.
In scheuen Haufen ziehn die Krähn zu Horst.
Gib mir die Kraft einsam zu bleiben,
Welt!

Waldesstimme.

(Von P. Hille.)

Wald, du moosiger Träumer,
wie deine grüngoldnen Augen funkeln,
Einsiedel, schwer von Leben,
wie deine Gedanken dunkeln,
safttträumender Tagesversäumer!

über der Wipfel Hin- und Wiederschweben,
wie's näher kommt und voller wogt und braust
und weiter zieht und stiller wird und sanft.
Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
hoch droben steht ein ernster Ton,
dem lauschen tausend Jahre schon
und werden tausend Jahre lauschen....
und immer dieses starke donnerdunkle Rauschen.

Manche Nacht.

(Von R. Dehmel.)

Wenn die Felder sich verdunkeln,
fühl' ich, wird mein Auge heller.
Schon versucht ein Stern zu funkeln
und die Grillen zirpen schneller.

Jeder Laut wird bilderreicher,
Das Gewohnte sonderbarer,
hinterm Wald der Himmel bleicher,
jeder Wipfel hebt sich klarer.

Und du merkst es nicht im Schreiten,
wie das Licht, verhundertfältigt,
sich entringt den Dunkelheiten.
Plötzlich stehst du überwältigt.

Hoffnung.

(Von J. Schlaf.)

Ein weißes Grau hüllt weit den Himmel ein,
ein stumpfer Glanz liegt auf den Uferweiden.
Träge mit gurgelnden Wellen treibt der gelbe Strom.
Ich muß mich bescheiden.
Ich will noch ein Stückchen so weiter gehn,
bald müssen ja alle Höhn
in hellen Frührotfeuern stehn...

Franz Karl Ginzkey (geb. 1871) lauscht dem „heimlichen Läuten",*) dieser Zwiesprache von Seele zu Seele — und alles, was er erlauscht, wird zum Lied. Darum sind seine Gedichte so ungesucht, selbst die düsteren, schwermütigen.

*) Die schönste Sammlung von Ginzkeys Gedichten trägt den Titel „Das heimliche Läuten."

Stephan Zweigs „Herbstgang" und Wilhelm Holzamers „Der Garten" zeugen von unendlicher Zartheit der Empfindung, ebenso die Gedichte von Paul Wertheimer und Paul Leppin.

Das Ende.

(Von F. K. Ginzkey.)

Durch den fast entlaubten Wald
Pfeift der Wind und tollt sich satt.
Wie er Ast für Ast umkrallt,
Löst sich sterbend Blatt um Blatt.

Und auch an der Felsenwand,
Schimmernd durch den kahlen Hain,
Rüttelt rauh des Sturmes Hand — —
Klirrend löst sich Stein für Stein.

Sowie Blatt für Blatt vom Baum,
Wie vom Felsen Stein für Stein,
Fällt von dir auch Traum für Traum,
Wandrer, im entlaubten Hain.

Wie dich Traum für Traum verläßt,
Starrst ins Leere du umher.
Hüll dich in den Mantel fest,
Wandrer, denn es wintert sehr! — — —

Tieferes Leben.

(Von F. K. Ginzkey.)

Unaufhörlich wird das Leben mein,
Alles Ferne rückt mir ewig nah.
Mich begleitet, was mir je geschah
Und mein Sein ist aller Dinge Sein.

Nicht mehr trenn' ich Seele, Baum und Stein,
Bin zu gleicher Stunde dort und da,
Seit mein Aug' die Wunderströme sah,
Überflutend Wesenheit und Schein.

Auch die Grüblerangst: Was ist das Klare?
Bringt mir fürder keinerlei Gefahr,
Denn mich grüßt nur noch das Wunderbare

Aus der Dinge unbegrenzter Schar;
Und so preis' ich als das ewig Wahre:
Aller Dinge Sein ist wunderbar.

Herbstgang.

(Von St. Zweig.)

Traumstill die Welt. Nur ab und zu ein heisrer Schrei
Von Raben, die verflatternd über Stoppeln streichen.
Der düstre Himmel drückt wie mattes, schweres Blei
Ins graue Land. Und sacht mit leisen, sammetweichen
Schleichschritten geht der Herbst durch Grau und Einerlei.

In worteschweres Schweigen wandre ich hinein,
Der unbefriedigt von dem Sommerglanz geschieden.
Die letzten lauten Wünsche schlummern langsam ein,
Mir wird der Herbst so nah. Ich fühle seinen Frieden.
Mein Herz wird reich und groß im stillen Einsamsein.

Die Schwermut, die die dunklen Dörfer überweht,
Hat meiner Seele viel von ihrem Glück gegeben,
Mein Abendgang wird segensfromm wie ein Gebet
Und glockenrein und abendmild scheint mir mein Leben,
Seit es des Herbstes düstres Bruderwort versteht.

Nun will ich ruhen wie das müde dunkle Land...
Tiefselig zieht mein Träumerschritt in leise Stunden
Und sanfter fühle ich der Sehnsucht heiße Hand...
Mir ist, als hätt' ich einen treuen Freund gefunden,
Der mir oft nahe war und den ich nie gekannt...

Der Garten.

(Von W. Holzamer.)

Mir ist, wir gingen hin durch einen stillen Garten —
Im Morgenlicht — noch ist kein Laut erwacht,
Die Frühe hat noch wenig Blüten aufgeküßt,
Und da und dort im feuchten Laube weckt
Ein Mückchen sie zu frohem ersten Ausflug.

Die stillen Büsche rings, die Blüten und die Halme,
Sie sprechen auf uns ein von seltner Feier,
Von tiefen Dingen, die wir fern nur ahnen,
Die keines weiß, die keines wissen möchte,
Die uns wie Weh, wie Glück im Herzschlag beben.

Und schweigend gehen wir die schmalen Wege
Und Tritt und Tritt verliert sich ineinander
Im gleichen Takt: und all das Schweigen,
Das um uns ruht, weckt ein verborgen Echo
In unsern Seelen —. Und wir gehen schweigend.

Wir sind uns fremd und von des andern Leben
Weiß keines einen kleinen, armen Tag —
Und gehen doch die stillen Wege eben hin,
Als seien Jahre wir so hingegangen
Und sei uns unser Leben all ein Eins.

Am Tore reich' ich zagend dir die Hand —
Und wie sich's kreischend in der Angel dreht,
Erwach' ich wie aus fernen, tiefen Träumen
Und fühle hinter mir wie ein Geheimnis,
Das niemand wecken kann und je enträtseln,
Den Garten liegen, den wir still durchschritten,
Den stillen Garten, der nur uns gehört.

Hohe Stunden.

(Von P. Leppin.)

In tiefe Nächte will ich dich entführen
und wartend spähn,
wenn leise die goldnen Gartentüren
im Schloßpark gehn,
wenn die Träume kommen mit ihrem Singen
und wundersame Sagen bringen.

Wenn die Fontäne hinter grünen Kronen
einsam fließt
und in den Liedern, die in ihren Wassern wohnen,
ein Klingen ist,
daß die Königin im Schloß beim Fenster lauscht,
was heute durch die Nacht so seltsam rauscht.

Wenn der Silberteich mit den Schwänen
schweigend ruht
und die steinernen Löwen am Ufer sich dehnen
in der Mondenflut,
wenn leise an den goldkiesigen Wegen
die Rosen sich im Schlafe regen.

Wenn die Sehnsucht mit dunklen Füßen
beim Tore steht
und die Fenster wunderbar grüßen
in den Abend spät,
wenn die Sehnsucht hinauf zur Königin steigt
und ins Zimmer tritt und sich neigt.

Tuch der Tränen.

(Von P. Wertheimer.)

Hände, viele Hände
über der Heide schweben,
die unsichtbar, ohn Ende
am Tuch der Tränen weben...

Die grauen Fäden gleiten,
auf daß es ewig hält,
die Geisterhände breiten
allnacht es über die Welt.

Richard Schaukal (geb. 1874) schuf kleine, schlichte Gedichte, die der Ausdruck des tiefsten Empfindens sind. Sie reichen an das Höchste heran, was die Lyrik zu bieten hat: Goethe und Uhland waren hier seine Vorbilder. Wieder andere Gedichte Schaukals blenden förmlich durch ihre wunderbare Farbenpracht: „Mondschein".

Otto Julius Bierbaum (geb. 1865) ist ein Meister der Farbensymbolik; keine Nuance entgeht ihm, sie mag noch so fein sein. Bierbaums Poesie steht im innigen Zusammenhang mit der Kunst eines Schwind und Thoma, aber er kann sich auch getrost an Böcklin-Stimmungen heranwagen.

Auch Hans Müller, Franz Evers, Wilhelm Weigand, Gustav Schüler und Otto Ernst verfügen über eine unendlich reich gegliederte Skala von Farben und Tönen.

März.

(Von R. Schaukal.)

Frühling, wie bist du überall,
du Fremdling mit den blassen Wangen,
mit Schritten ohne Widerhall
in süßer Traurigkeit gegangen.

Dein Atem liegt noch in der Luft,
viel scheue Knospen zittern bang,
und ein berauschend weicher Duft
schwebt tälerein und wegentlang.

Mir will die Brust vor Schmerz und Angst,
die liederreiche Brust verzagen:
du bangst in Sehnen und verlangst
nach ihm und kannst es ihm nicht sagen.

August.
(Von R. Schaukal.)

Über Wald und Wiesen
Liegt der Mondenschein,
Zögernd an den Fliesen
In das Haus hinein.

Gurgelnd über Kieseln
Dunkel rauscht der Bach,
Nur ein leises Rieseln
Hält die Blätter wach.

Grüne Funken schimmern
Am verhüllten Strauch
Und die Flügel schimmern
Meiner Seele auch.

Mondschein.
(Von R. Schaukal.)

Eine sonnengoldbereifte,
Rosenblühend breitgeschweifte
Muschel schwimmt am blauen Meere,
Eine schaukelnde Galeere.

Purpurrot mit einem Male
Hat der sonst so kummerfahle
Mond sich auf den Rand geschwungen,
Flatternd wehn die Wimpelzungen.

Und da schifft der Herr der Träume
Durch die spiegelglatten Räume,
Scheitert bald am Waldessaume
Und versinkt im Schwebeschaume.

Alle Wolken sind zerstoben,
Aber silberglanzumwoben
Breiten sich die Frühlingstale,
Weiten sich zum Sehnsuchtssaale.

Vorfrühling.

(Von J. Bierbaum.)

Sieh da! Die Weide schon im Silberpelz,
Die Birken glänzen, ob auch ohne Laub,
In einem Lichte, das wie Frühling ist.
Der graue Himmel zeigt türkisenblau
Ganz schmale Streifen und ich weiß, das ist
Des jungen Jahres erster Farbenklang,

Die ferne Flöte der Beruhigung:
Die Liebe hat, die Flügel schon gespannt,
Sie naht gelassnen Fluges himmelher,
Bald wird die Erde bräutlich heiter sein.

Nun Herz sei wach und halte dich bereit
Dem holden Gaste, der mit Blumen kommt
Und Liebe atmet wie der Blumen Duft,
Sei wach und glaube: Liebe kommt zu dir,
Wenn du nur recht ergeben und getrost
Dich auftust wie ein Frühlingsblumenkelch.

Traumsommernacht.

(Von J. Bierbaum.)

(Ein Lied für Hans Thoma.)

Sommernacht, Traumsommernacht,
die Brunnen rauschen leise,
die Trauerweide wiegt sich sacht,
nun steigt der Mond in voller Pracht
empor zur Wolkenreise.

Traum und Frieden...
Was hienieden
unruhvoll das Herz verstört,
senkt sich in des Traumes Tiefen.
Und der Ruhe Geigentöne,
die in Tages Lärme schwiegen,
in der heißen Helle schliefen,
seelentiefe, seelenschöne,
kommen nun heraufgestiegen,
werden nun gehört.

Sommernacht, Traumsommernacht . . . .
Ein Rauschen lieb und leise,
die Seele wiegt sich süß und sacht
nach ihrer Geigenweise:

Traum und Frieden . . . . .
Hingeschieden
alles, was uns traurig macht,
Sterne glimmen,
Wolken schwimmen
und das Märchen ist erwacht.

Mainacht.

(Von H. Müller.)

Welch Flüstern durch die Stille, Atmen, Drängen,
Welch süß verhauchend Ineinanderwehn
Von Harfen, Zimbeln, lichten Geigenklängen
Im Netz der silberzarten Maienlüfte?
Was sinnt die Nacht? Welch Wunder soll geschehn?
Heißt dieser Düfte
Wohllüstig Gift aus Kelchen rings verstäubet
Uns stumm hinsterben, buhlerisch betäubet?

Wie's jetzt irrlichternd spiegelt, zuckt und flimmert!
Es scheint der Himmel selbst sich zu versprühn
Und alle Quellen purpurn anzuglühn,
Um bald, von schönern Sternen tief durchschimmert,
Dem Kelch der Nacht noch einmal zu entblühn.

Kein Halten rings! verwirrt, vertausendfältigt,
Aus Rosengärten, aus dem feuchten Haare
Des Fliederbuschs, aus Nachtviolen, kühn
Und wieder träum'risch weich, die wunderbare Melodie!
Aufschluchzend stürz' ich nieder auf die Knie
Und bete, bleich, erstickt, ganz überwältigt.

Abendlied.

(Von F. Evers.)

Du ferne Flöte
Hinter dem Hügel dort,
Wie sprichst du glühenden Klangs,
Was mein Herz verschweigen muß,
Wie bebst du zitternd dahin
Über die Apfelblüten im Mondlicht,

Daß die Schatten der Bäume
Zu schwinden scheinen
Und alles in Glanz getauchte
Selige Sehnsucht wird,
Aus Menschenschmerz leise sich ringende
Selige Lebensglut,

Einsame Stimme du,
Hinter dem Hügel dort,
Mein Herz, mein Herz sprichst du aus.

Das Traumland.

(Von F. Evers.)

In weichem Lilapurpur
liegt fern ein Traumesland;
blaudunkel glühn die Wälder
und golden ist der Strand.

Zypressenwälder wiegen
im Wind ihr Nadellaub
und in den Lüften liegen
Maiglück und Sonnenstaub.

Die himmelhohen Kuppeln
der ew'gen Berge schaun,
im Scharlachschnee der Frühe
hin auf die goldnen Gaun.

Das Glück, das Glück umschmiegt uns,
wir sind vom Schmerz befreit —
und unsre Seele wiegt uns
in blaue Ewigkeit....

Traumland.

(Von W. Weigand.)

O goldbeglänzte Bucht des Abendschweigens!
Lautloses Perlenspiel des blühenden Schaums...
Ein Friede alle Tiefen rings
und alle Höhn
voll heiligen Lichtes,
das zögernd scheidet
von stillsten Meeren.

Unnennbar tiefe Stunde!
Ein wundersames Tränenglück,
das seine Tiefen selbst nicht kennt
und nur mein Aug'
mit Glanz erfüllt,
schmerzseligen Staunens übervoll,
schweigt hell in mir
und lauscht — und lauscht....

Versunken alles!
Tag und Lärm und Welt!
O goldbeglänzte Bucht des Abendschweigens!

Die Sphinx.

(Von G. Schüler.)

Und durch die Büsche ging der gelbe Mond
und eine Stille in sich selbst erschrocken.
Und durch die Knospen lief ein Zittern her
auf wunderleisen, leisen seidnen Socken.

Und dort vom Neste, wo das Finklein wohnt,
träumte ein Zwitschern, ganz in Glück vergraben.
Und durch die Fliederbüsche atmet's schwer:
Die Mädchen wollen morgen Sträuße haben!

Und rote Tulpen, als ob's Sonne wär',
glühn in den Mond mit sehnsuchtsscheuer Blume.
Parkbäume, steilgetrieben, stehen rings
wie Säulenprunk in einem Heiligtume.

Und mitten in der Schönheit ruhigem Meer,
wo selbst Erlöste nach der Erde frügen,
steht eine starre, stumme, steinerne Sphinx
mit unerschüttert harten höhnenden Zügen.

Stimmen des Mittags.

(Von O. Ernst.)

Der Ruf.

Schon trat aus ferner tannendunkler Pforte
Der Schlaf hervor.
Schon raunte mir die ersten leisen Worte
Der Traum ins Ohr.

Da klang von nahen Zweigen
Ein tiefer Freudenschall
Und klang getrost und stark durch Nacht und Schweigen.
In meinem Traum sang eine Nachtigall.

Ich ritt durch flimmerdunkle Waldesräume
Im Traum, im Traum.
Nur fern, o fern, durch mitternächt'ge Bäume
Ein lichter Saum.
Doch horch: von jenen Nöten
Ein süß geheimer Hall,
Ein weiches tiefes morgenstilles Flöten!
In meinem Traum sang eine Nachtigall.

Nun weiß ich auch, daß mir dieselbe Stimme
Von je erklang
Und mir das Herz in Kampf und Leidensgrimme
Voll Hoffnung sang.
Ein Land des Lichtes träumen
Wir arme Seelen all!
Ich aber höre Klang aus jenen Träumen:
In meinem Traum singt eine Nachtigall!

Agnes Miegels „Santa Cäcilia" wirkt wie eine Fuge von Bach. Aber es schwingen schon Töne mit, die der alte Meister noch nicht kannte. Sie drangen von außen her in die gewaltigen Melodien ein; die Zeit hat sie geschaffen. Sie flog hastig vorüber, nur ein Ton blieb zurück, und dann kam eine andere Epoche und ein anderer Klang.

Santa Cäcilia.

(Von A. Miegel.)

Langsam und drohend steigt die Wolkenwand,
die Luft ist schwül. Aus angstgepreßten Kehlen
zwitschern die Schwalben. Heidefeuer schwelen
wie Weihrauchbecken qualmend übers Land.
Ein Windstoß raschelt durch das Haferfeld
und rüttelt an den weißen Birkenstämmen;
von schwarzer Wetterwolken, zackigen Kämmen
posaunengleich des Sturmes Stimme schallt
und Antwort ruft das purpurdunkle Meer;
mit ehrnen Stimmen singen die Geschwister —
Durch ihrer Orgel heilige Register
spielt die Begleitung grollend tief und schwer,
Santa Cäcilia, die blonde Magd.

Auf hoher Wolken Schieferfelsen ragt
hoch eine weiße Burg ins selige Blau.
Um ihre Türme Silbermöwen fliegen,
um ihrer Fenster goldne Gitter biegen
sich große Lilien, schwer von Duft und Tau.
Aufblitzend rauscht ein goldgesticktes Kleid
durch weißer Säle helle Feierstille —
Das Haupt umflossen von des Blondhaars Fülle
Naht stumm die Herrin dieser Einsamkeit,
Santa Cäcilia.
Ihre Hände sind
die fürstlich schlanken mit den blauen Adern,
viel weißer als der Brüstung Marmorquadern.
Gesenkten Hauptes horcht sie auf den Wind,
der traumhaft durch die goldnen Harfen rauscht,
die blitzend in den Bogenfenstern hängen,
es klingt wie Widerhall von Festgesängen,
ihr Blick wird blau und leuchtend, wie sie lauscht
und wandert götterruhig durch das Licht...

Von drunten klingt empor zu ihren Sälen
der Lebensschrei aus Liebe, Haß und Quälen,
der sich am Fels wie ferne Brandung bricht.
Zu ihrer hohen Silberorgel geht
die Heilige lächelnd, ihre Finger streifen
die schwarzen Tasten. Durch die Orgelpfeifen
ein Säuseln wie von Taubenschwingen geht,
das wächst und schwillt und jubelt auf und grollt;
vom Schlaf gestörte Feuerschlangen recken
sich züngelnd auf in ihren Felsverstecken
und schießen leuchtend nieder.
Weiter rollt
die Fuge, die die weiße Burg durchklingt,
im Sturmwind Sankt Cäcilias Haare wehen;
und auf und ab die weißen Finger gehen
und ihre ewig junge Stimme singt...

XXXI.

Immer höher schwillt die Flut, Lyrik, nichts als Lyrik, und alles verklingt in Stimmung. Ein Wort, das wiedergeben soll, was sich nicht in Worte fassen läßt: das Persönliche, welches der Mensch in die Werke der Natur hineinlegt. Anscheinend ein Ausdruck neuester Prägung und doch so alt wie die Kultur. Als die Phantasie ihre Schwingen zu regen begann, schuf sie die Stimmung. Und die Stimmung in der Natur wurde zur Gottheit. —

Heute bringt eine neue Ästhetik des Naturschönen sie auch in der Poesie wunderbar zum Ausdruck. Oft ist sie so zart wie der feine Hauch auf reifen Früchten oder wie der Tautropfen im Blumenkelche. Und diese Stimmung, eine reine, von jeder Reflexion befreite Empfindung, verdichtet sich dann zu Liedern.

Zu den Meistern dieser Stimmungskunst gehört Hugo v. Hofmannsthal (geb. 1874). Seine Art läßt sich nur schwer definieren. Er gleitet scheinbar über alle Abgründe hinweg, ohne in ihre Tiefen hinunter zu blicken. Und doch sieht er alles und beobachtet scharf das Menschenleben, ebenso wie die Natur. Trotzdem ist für Hofmannsthal die Außenwelt nur eine bunte Fülle, der erst seine Seele Formen und Farben gibt. — Auch der Rhythmus seiner Gedichte ist häufig nur aus der Stimmung geboren, und fessellos gleitet die Sprache dahin.

Maximilian Dauthendey reiht oft nur Worte aneinander, um Stimmungen auszudrücken, und — es gelingt ihm. Er kennt eben die suggestive Macht des Wortes, das farbenprächtige Bilder vor unsere Seele zu zaubern vermag.

Franz Diedrichs „Die weite Heide", das sind Stimmungen — Naturstimmungen, die bei jeder Berührung zerfließen. Und überall neue Formen und Farben — Sezession in der Dichtkunst.

Vorfrühling.

(Von H. v. Hofmannsthal.)

Es läuft der Frühlingswind
durch kahle Alleen
seltsame Dinge sind
in seinem Wehen.

Er hat sich gewiegt,
wo Weinen war,
und hat sich geschmiegt
in zerrüttetes Haar.

Er schüttelte nieder
Akazienblüten
und kühlte die Glieder,
die atmend glühten.

Durch die glatten
kahlen Alleen
treibt sein Wehen
blasse Schatten

und den Duft,
den er gebracht,
von wo er gekommen
seit gestern Nacht.

Lippen im Lachen
hat er berührt,
die weichen und wachen
Fluren durchspürt.

Er glitt durch die Flöte
als schluchzender Schrei,
an dämmernder Röte
flog er vorbei.

Er flog mit Schweigen
durch flüsternde Zimmer
und löschte im Neigen
der Ampel Schimmer.

Erlebnis.
(Von H. v. Hofmannsthal.)

Mit silbergrauem Dufte war das Tal
Der Dämmerung erfüllt, wie wenn der Mond
Durch Wolken sickert. Doch es war nicht Nacht.
Mit silbergrauem Duft des dunklen Tales
Verschwammen meine dämmernden Gedanken
Und still versank ich in dem webenden,
Durchsicht'gen Meere und verließ das Leben.
Wie wunderbare Blumen waren da,
Mit Kelchen dunkelglühend! Pflanzendickicht,
Durch das ein gelbrot Licht wie von Topasen
In warmen Strömen drang und glomm. Das Ganze
War angefüllt mit einem tiefen Schwellen
Schwermütiger Musik. Und dieses wußt' ich,
Obgleich ich's nicht begreife, doch ich wußt' es:
Das ist der Tod. Der ist Musik geworden,
Gewaltig sehnend, süß und dunkelglühend,
Verwandt der tiefsten Schwermut....

Stimmen des Schweigens.
(Von M. Dauthendey.)

Amselsang.

Fliehende kühle, von jungen Syringen
Dämmernde Grotten, cyanenblau.
Wasser in klingenden Bogen,
Wogen
Auf phosphornen Schwingen,
Sehnende Wogen.
Purpurne Inseln in schlummernden Fernen,
Silberne Äste auf mondgrüner Au.
Goldene Lianen auf zu den Sternen.
Von zitternden Welten
Sinkt Feuertau.

Ballade des äußeren Lebens.
(Von M. Dauthendey.)

Der Tag legt endlich die Krone ab,
groß und mächtig wächst jeder Baum,
Sehnsucht tritt an der Wipfel Saum
und Seufzer fallen von Wolken herab.
Die Blätter hängen wie Stein bei Stein,
Nachtwinde schläfern die Erde ein.

Wem ein Seufzer fiel in den Schoß,
den lassen die Tränen nicht mehr allein,
den läßt die Dunkelheit nicht mehr los.
Dem wandern die Füße rastlos fort,
sein Mund spricht manches begrabene Wort,
die Nacht hängt als Schleppe an seinem Kleid,
bis ihn ein Herz von dem Seufzer befreit.

Die weite Heide.

(Von F. Diederich.)

1.

Weit, ewig weit
Dehnt sich die Heide,
Rosigbraun
Mattblau schleiert Sonnendunst.

Weit, ewig weit
Hinter gelbgrün schmalen Saatfeldlinien
Ruht der dunkelhohe Wald.

Seitab vom Wege,
düsterstumm,
Grünt Wacholder.
Im Walde schwingt Gras.
Birkenblätter im silbernen Grün
Lispeln zitternd,
Alles sacht —
Heilige Stille....
Weit, ewig weit,
Auf unsichtbar hauchzarten Flügeln
Fliehn die Gedanken hinaus...
Selig flimmern die Blicke.

2.

Durch aschgrün dämmernde Obstbaumwipfel,
Fruchtschwer hinterm Garten hin
Schlingt der müdvergehende Sommertag
Gelbrot ein Band.

Tief in dem Astgewirr
Das Runen gegen das Licht reiht
Geheimnisvoll
Drängt bang die Hoffnung den Blick.

Draußen auf den reifen Äckern
Zittern niedergedrückt die Ähren
Tagelang schon —
Immer zögert noch das Ernteglück.

Unruhschwer
Fragen alle Blicke zum Himmel,
Der Rätsel formt...
Durch dunstblau-dichtes Nachtgewölk
Zwängt der Mond sich stumm erstarrt...

Für Stephan George (geb. 1865) ist die Außenwelt eine unendliche Summe von Reizen, also sein Naturgefühl ein rein ästhetisches. Dadurch wurde er zum Vollender der neuen lyrischen Bestrebungen, die die moderne Verfeinerung dieser nervösen Reizempfindungen zu künstlerischen Impressionen zu gestalten suchen. — „Georges Verse sind manchmal voll feiner, aparter Schönheit, voll Farbe, Glanz und zarter Innigkeit, so daß sie bisweilen auch im hohen Grade plastisch wirken.“ *) „Der Tag der Hirten“ und „Sieg des Sommers“ sind hier genau in der Schreibweise des Dichters wiedergegeben.

Der Tag der Hirten.

(Von St. George.)

Die heerden trabten aus den winterlagern,
Ihr junger hüter zog nach langer frist
Die ebne wieder, die der fluß erleuchtet,
Die froh-erwachten äcker grüßten frisch,
Ihm riefen singende gelände zu,
Er aber lächelte für sich und ging
Voll neuer ahnung auf den frühlingswegen.
Er übersprang mit seinem stab die furt
Und hielt am andern ufer wo das gold
Von leiser flut aus dem geröll gespült
Ihn freute und die bunten vielgestalten
Und zarten muscheln deuteten ihm glück.
Er hörte nicht mehr seiner lämmer blöcken
Und wanderte zum wald zur kühlen schlucht,
Da stürzten steile bäche zwischen felsen,
Auf denen moose tropfen und entblößt
Der buchen schwarze wurzeln sich verästen.
Im schweigen und erschauern dichter wipfel
Entschlief er, während hoch die sonne stand
Und in den wassern schnellten silberschuppen.
Er klomm erwacht zu berges haupt und kam
Zur feier bei des lichtes weiterzug....

---

*) Hans Benzmann: „Moderne deutsche Lyrik.“

Sieg des Sommers.
(Von St. George.)

Ruhm diesen wipfeln! dieser farbenflur!
Sie lehrten uns das glück in seinen flüchten
Zu streifen und es bleibt noch zarte spur
An unsrer hand wie schmelz von reifen früchten.

Schon weht der wimpel und es säumt nicht mehr.
Aus scheidestunden werden tränen rinnen:
Ob einer zweifelhaften wiederkehr.
In offnem schmerze zogest du von hinnen.

Ich aber horche in die nahe nacht,
Ob dort ein letzter vogelruf vermelde
Den schlaf, aus dem sie froh und schön erwacht,
Der liebe sachten schlaf im blumenfelde.

Zu Ende — nein, zu Ende noch lange nicht. Aber es bleibt nichts übrig als abzuschließen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Leser noch viele seiner Lieblinge vermißt. Der deutsche Dichterwald ist eben unermeßlich groß, er nimmt wohl überhaupt nie ein Ende. Aus der Naturpoesie wuchs er empor, denn ihre Keime entwickelten sich in dem deutschen Gemüt am besten. Und es gibt in diesem Walde so viele Arten und so viele Schattierungen von Arten, als es Dichter gibt. Ihnen allen gerecht zu werden ist eine Unmöglichkeit.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.





